B 1283

G5
1328

-2-

Philosophische Untersuchungen

über

die Römer.

In drei Bänden.

Von

Friedrich Buchholz.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Zweiter Band.

Berlin 1819.
Bei Theodor Christian Friedrich Enslin.
(Breite Straße No. 23.)

Philosophische Untersuchungen

über

die Zahlen.

Zu drei Bänden.

Von

Friedrich Suchsland.

Bibliothek der Universität Leipzig

Zweiter Band.

Berlin 1870.
Verlag der Expedition des Preußischen Staats-Anzeigers.
(Hofbuchhandlung.)

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Einleitung 3

Erstes Kapitel.

Geographische Übersicht der Bestandtheile des römischen Reichs nach der Verwandelung der Antimonarchie in eine Monarchie 7

Zweites Kapitel.

Von der Verfassung, welche Octavius dem römischen Reiche gab, und von den Wirkungen derselben . . . 12

Drittes Kapitel.

Über den Grundsatz des Octavius, daß die Gränzen des römischen Reichs nicht erweitert werden dürften, und über das Defensiv-System der Römer nach dem Untergange der Antimonarchie 41

Viertes Kapitel.

Tiberius Cäsar 49

Fünftes Kapitel.

Weshalb die Imperator-Würde durch Adoption fortgepflanzt werden mußte 75

Sechstes Kapitel.

Die Cäsarn Cajus Caligula, Claudius und Nero . . . 84

Siebentes Kapitel.

Von dem zunehmenden Verfall der Staatsreligionen, und von der Entstehung einer Weltreligion 105

Achtes Kapitel. Seite

Die Periode von Galba bis zu Domitian . . . 121

Neuntes Kapitel.

Die Periode von Nerva bis zu Commodus . . . 135

Zehntes Kapitel.

Von den wahren Ursachen des Verfalls im Römerreiche 155

Eilftes Kapitel.

Die Periode von Pertinax bis auf Decius . . . 163

Zwölftes Kapitel.

Betrachtungen über die Periode von Pertinax bis auf Decius 201

Dreizehntes Kapitel.

Die Periode von Decius bis auf Diocletianus . . 213

Vierzehntes Kapitel.

C. Valerius Diocletianus 263

Funfzehntes Kapitel.

Von den Verfolgungen, welche die Christen seit drei Jahrhunderten zu dulden hatten 285

Sechzehntes Kapitel.

Diocletians Fortsetzer 305

Siebzehntes Kapitel.

Von den Hindernissen, welche Rom einer zweckmäßigen Verfassung des Reichs entgegenstellte . . . 331

Die

Die Monarchie.

Erste Abtheilung.

Die

Monarchie.

Erste Abtheilung.

Einleitung.

Ein neues Schauspiel entwickelt sich vor unsern Blicken: ein Schauspiel, welches vierhundert und sechs und siebenzig Jahre dauert.

Die Kraft der Antimonarchie hat sich erschöpft; Bürgerkriege haben sie getödtet.

An ihre Stelle ist die Monarchie getreten.

Es giebt zwar noch Verschwörungen, aber es giebt keine Factionen mehr.

Die Staatsgewalt, in der Hand eines Einzigen zusammengeengt, möchte sich gern mit dem Rechte vermählen; unüberwindliche Hindernisse stehen entgegen.

Auf der Einen Seite können Patricier, von der Zurückerinnerung an ihre ehemalige Größe und Unumschränktheit gequält, ihr Verhältniß zum Throne nicht finden; auf der andern hält die Hauptstadt des Reiches die Forderung fest, daß das, was sie erobert hat, ihr fortdauernd dienen soll. Die Depositäre der Machteinheit, von so feindlichen Kräften gehemmt, versuchen alle nur ersinnliche Auswege, um zur Freiheit zu

gelangen; allein je mehr jeder Einzelne mit seiner Person bezahlen muß, desto weniger gelangen sie an das Ziel ihrer Wünsche; es bleibt ihnen keine andere Wahl, als entweder Tyrannen zu werden, oder das Beleidigende in ihrer Größe durch Demuth oder allzu weit getriebene Herablassung zu mäßigen.

Das, wozu man sich in diesem Zeitraum am wenigsten erheben kann, ist die Idee einer regelmäßigen Succession, d. h. der Erblichkeit der Fürstenwürde nach feststehenden Gesetzen: die Zurückerinnerung an eine jährige Dauer der Staatsämter will nicht weichen; und ob man gleich genöthigt ist, sich die lebenslängliche Dauer der Fürstenwürde gefallen zu lassen, so verabscheuet man doch den Gedanken an das Daseyn einer Dynastie, welche, auf unberechenbare Zeit, das Leben des Volks durch das ihre, und dieses durch jenes sichert.

Alle großmüthige Ideen sind diesem Zeitraume fremd. Was die Freiheit giebt, wird hartnäckig als Zerstörer derselben betrachtet, und was einen besseren Zustand der Dinge herbeiführen kann, wird grausam verdrängt, oder wohl gar vernichtet. Unaufhörlich versucht man, dem Römerthume Bestand zu geben; doch weil es durch und durch fehlerhaft ist, so schlagen alle diese Versuche fehl. Darüber verschwindet nach und nach alle Thatkraft, dieser Grundzug in dem Charakter des Römers; und indem die Nationalschwäche mit jedem Jahre zunimmt, wird das Reich ein Raub der Barbaren.

Erst als es in zwei große Theile zerfallen ist, und der westliche die auffallendsten Verminderungen erfahren hat, geräth man auf den Gedanken, den traurigen Überrest durch die Darstellung einer Regierung zu retten, welche durch eine Vereinigung der Kraft mit der Gegenkraft wahrhaft national sey: allein es ist zu spät; das Schicksal hat bereits entschieden; das westliche Römerreich verschwindet, und wir sehen die Monarchie, welche es retten sollte, an Altersschwäche dahin sterben.

Die Geschichte der römischen Monarchie wird um so lehrreicher, je mehr man diese Monarchie als das letzte Product ihres Gegensatzes, d. h. der Antimonarchie, betrachtet. Die, welche in ihr nichts weiter wahrnehmen, als eine traurige Wiederkehr derselben Erscheinungen des Despotismus, haben nur in so fern Recht, als ihre Wahrnehmungen die einzigen sind, welche gemacht werden können. Wer dagegen, über die Natur der Regierung im Allgemeinen belehrt, den Kampf auffaßt, in welchen die Imperatoren sich, von dem ersten Augenblick ihres Daseyns an, verwickelt sahen, und wer zugleich die Ursachen kennt, welche diesen Kampf zu einem endlosen machten; mit Einem Worte: wer da weiß, auf welcher Grundlage der römische Thron stand, und weshalb diese Grundlage nicht verbessert werden konnte, welche Kräfte auch daran verschwendet werden mochten, der bleibt weit davon entfernt, in die gewöhnlichen Urtheile über die römischen Imperatoren einzustimmen; und indem er jedem Einzelnen von ihnen Gerechtigkeit widerfahren läßt, beklagt er gleich sehr das Reich in ihnen, und sie in dem Reiche.

Um sich aber einen deutlichen Begriff von dem Wesen der römischen Regierung von der Epoche an, wo die Bürgerkriege aufhörten, zu machen, muß man sich vor allen Dingen eine Übersicht von den Bestandtheilen des römischen Reichs verschaffen.

Erstes Kapitel.

Geographische Übersicht der Bestandtheile des römischen Reichs nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie.

Das römische Reich dieser Zeit bestand aus Bruchstücken von denjenigen Abtheilungen des Erdballs, die man Europa, Asien und Afrika zu nennen pflegt.

In Europa bildeten der Rhein und die Donau die Hauptgränzen.

Hier umfaßte also das römische Reich:

1) Spanien mit Einschluß des gegenwärtigen Königreichs Portugal;
2) das jenseits der Alpen gelegene Gallien bis an den Rhein, der es von Germanien trennte;
3) Italien, nachdem das diesseits der Alpen gelegene Gallien bereits durch Julius Cäsar mit demselben vereinigt war;
4) die britannischen Inseln, von welchen aber nur England und ein Theil des südlichen Schottland seit Nero's Regierung Provinz ward;
5) die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica;

6) die Süd-Donauländer, namentlich Vindelicien, Rhätien, Noricum, Pannonien, Mösien;
7) Illyricum, oder das Küstenland längs dem adriatischen Meere, von Istrien in Italien, bis zum Flusse Drinus, und östlich bis an den Savus;
8) Macedonien;
9) Thracien;
10) Achaja, oder Griechenland;
11) Dacien (erst später von dem Imperator Trajan erobert und zur Provinz gemacht.)

In Asien wurde die Gränze durch den Euphrat und die syrische Wüste gebildet.

Zum römischen Reiche gehörten demnach:

1) Vorderasien, welches das eigentlich sogenannte Asien (ein System kleiner Staaten), Bithynien nebst Paphlagonien und einem Theil von Pontus, endlich Cilicien nebst Pisidien umfaßte;
2) Syrien nebst Phönicien;
3) die Insel Cyprus;

In der Folge kamen hinzu: Judäa, Commagene und Cappadocien, so wie auch Samos, Rhodus und Lycien. Armenien und Mesopotamien, von Trajan zu Provinzen gemacht, blieben es nicht lange. Schon sein Nachfolger gab diese Eroberungen an die Parther zurück.

In Afrika bildete die sandige Region die Gränze. Hier rechnete man zu dem römischen Reiche:

1) Ägypten;
2) Cyrenaica, nebst der Insel Creta;

3) Afrika, oder das eigentliche Gebiet von Karthago, von der großen Syrte bis zum schönen Vorgebirge;
4) Numidien;
5) Mauretanien, welches sich in Mauretania Cäsarea und Mauretania Tingitana theilte.

In Europa war Germanien, in Asien das parthische Reich vom Euphrat bis zum Indus, in Afrika Äthiopien oberhalb Ägyptens, und Gätulien und das wüste Lybien oberhalb der andern Provinzen die Gränze des römischen Reichs.

Alle so eben genannte Bestandtheile desselben waren in früheren Zeiten unabhängige Staaten gewesen, von welchen jeder seine eigenthümliche Gesetzgebung gehabt hatte. Durch die Waffengewalt der Römer zu einem Ganzen vereinigt, genossen sie den großen Vortheil, daß sie nicht unter sich selbst in feindselige Berührung kommen konnten. In ihren Busen ergoß sich das mittelländische Meer, um sie in eine leichte Verbindung zu setzen; und der Umstand, daß das Ganze mehr Länge als Breite hatte, daß folglich die landeinwärts gelegenen Theile einen leichten Zugang zu der Schifffahrt enthielten, verhieß eine um so schönere Entwickelung aller einzelnen Theile. Diese war um so möglicher, da das Reich an seinen langgestreckten Küsten zahlreiche Häfen, vortreffliche Meerbusen und schiffbare Flüsse hatte.

Schwerlich gab es also jemals ein Reich, das seiner Zusammensetzung nach vorzüglicher gewesen wäre. Da es sich über verschiedene Klimate erstreckte, da es folglich Länder in sich schloß, die, der Lage und dem

Boden nach wesentlich von einander verschieden, durch Natur- und Kunstprodukte so anziehend für einander waren, daß sich der lebhafteste Handel gewissermaßen von selbst verstand; so hätte man glauben sollen, ein neues goldenes Zeitalter sey im Anzuge: ein Zeitalter, wo ein großer Theil des menschlichen Geschlechts ausruhen werde von den Kämpfen, die es bis dahin zerstört hatten; ein Zeitalter, das vom Schicksal selbst herbeigeführt sey, um die Menschheit für alle seit etwa drei Jahrhunderten erduldete Leiden zu entschädigen.

Und doch war nichts weniger der Fall, als dies. Die Bewohner des Römerreiches lernten sich nie als Theile eines Ganzen empfinden. Aufs Wenigste blieb der Westen dem Osten, und dieser jenem, fremd. Zertrümmerte Verfassungen und ausgerottete Dynastieen verhinderten zwar die Rebellion, sofern ihr der Wunsch nach Unabhängigkeit zum Grunde zu liegen pflegt; allein, indem man sich in sein Schicksal fand, lebte man, wie ohne Haß, so ohne Liebe. Da war auch nichts im ganzen Römerreiche, was irgend einen Enthusiasmus hätte wecken können. Viel zu groß war das Reich, als daß man darin hätte ein Vaterland lieben können; viel zu verschieden waren die Bewohner desselben, als daß der Afrikaner in dem Europäer, und dieser in dem Asiaten, einen Mitbürger wahrzunehmen vermocht hätte; und wie sich die Bewohner der Erdtheile von einander abstießen, eben so stießen sich auch die Bewohner einzelner Länder, ja einzelner Provinzen, von einander ab.

Einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gab es um so weniger, weil Rom dieser Mittelpunkt seyn sollte:

Rom, welches fortfuhr, das ganze Reich auf sich, sich selbst aber auf nichts zu beziehen. Wie alle große Reiche am leichtesten zu regieren sind, weil man genöthigt ist, der Willkühr der Gubernöre das Meiste zu überlassen; so war dies auch im römischen Reiche der Fall. An Einheit der Gesetze war nicht zu denken; und eben dadurch war die Regierung der größten Sorge überhoben. Selbst nicht liebend, war sie darüber hinaus, Gegenliebe zu fordern. Ihr Grundsatz konnte kein anderer seyn, als der, aus welchem einzelne Imperatoren gar kein Geheimniß machten: Mögen die Unterthanen hassen, wenn sie nur fürchten. Die Größe des Reichs hatte die Monarchie nothwendig gemacht; es läßt sich sogar nicht leugnen, daß eben diese Monarchie wenigstens in so fern wohlthätig war, als sie, um zu bestehen, eine Verantwortlichkeit in Gang bringen mußte, welche die Antimonarchie aufrecht zu halten allzu kraftlos war. Doch um liebenswürdig zu seyn, hätten Roms Monarchen Eigenschaften haben müssen, welche zu erhalten sie am meisten durch die Größe des Reichs verhindert wurden. Gehen wir jetzt auf das Wesen der römischen Regierung ein.

Zweites Kapitel.

Von der Verfassung, welche Octavius dem römischen Reiche gab, und von den Wirkungen derselben.

Wenn Montesquieu den Octavius „einen verschmitzten Tyrannen nennt, der die Römer ohne Geräusch zu Sklaven gemacht habe;“ so ist dies ein Urtheil, das sich von keiner Seite rechtfertigen läßt.*)

Giebt man einmal zu, daß die Antimonarchie oder die sogenannte Republik nicht länger fortdauern konnte: so gewinnt die Monarchie für ihre Entstehung eine Naturnothwendigkeit, welche den Depositär der Machteinheit über jeden Vorwurf erhebt.

Was man nun nicht aus der Acht lassen darf, ist Folgendes: Erstlich kann es keinen Monarchen geben, ohne daß er alles, was Gewalt heißt, in seiner Person vereinige; zweitens entscheidet über diese Vereinigung nichts so sehr, als die Umstände, in welchen er sich befindet.

---

*) Considérations sur les causes etc. Ch. XIII.

Wenn wir also den Octavius nicht bloß das Tribunat, sondern auch das Priesterthum und die Censur mit dem Consulat vereinigen sehen: so liegt hierin so wenig etwas Auffallendes, daß uns nur das Gegentheil, wenn es Statt gefunden hätte, befremden könnte; denn diese Vereinigung war ja gerade die Aufgabe, welche gelöst werden mußte, wenn es ein römisches Reich geben sollte, das von den Bestimmungen der Hauptstadt unabhängig wäre. Römer! — Kam denn diese Benennung nur den Bewohnern der Hauptstadt, nicht auch den Bewohnern Italiens und der übrigen Bestandtheile des Reiches zu? und mußten die letztern sich nicht glücklich schätzen, daß endlich das Mittel gefunden war, die lange Sklaverei zu beendigen, worin sie bisher gelebt hatten?

Nichts ist noch jetzt allgemeiner, als die bürgerliche Freiheit zu einem Ergebniß getheilter und ins Gleichgewicht gesetzter Gewalt zu machen; allein, wie irrig dies sey, ist bei mehr als Einer Veranlassung von uns nachgewiesen worden. Sklaverei konnte nicht das Resultat der Monarchie seyn, welche durch den Octavius gebildet wurde; denn, wenn die Monarchie, als solche, diese Wirkung hervorbrächte, so müßte sie sich hierin unter allen Umständen gleich bleiben, was durchaus nicht der Fall ist. Vergeblich sucht Montesquieu sein hartes Urtheil über den Octavius dadurch zu mildern, daß er sagt: „er nehme das Wort Tyrann in dem Sinne der Griechen und Römer, welche diese Benennung allen Denen gegeben hätten, durch welche die Demokratie wäre verdrängt worden.“ Es handelt sich hier

nicht um die Wahnbegriffe der Griechen und Römer; es handelt sich vielmehr um Wahrheit. Liegt es nicht in dem Vermögen der Demokratie, die Freiheit zu geben; führt diese Regierungsform, wie wir gesehen haben, vielmehr zu einer Auflösung der ganzen Gesellschaft: so kann auch die Monarchie nicht die Urheberin der Sklaverei seyn. Freilich gewährt sie die Freiheit nicht unmittelbar; denn diese ist, wie wir wissen, immer das Product der möglich-besten Gesetze und der Achtung, welche diese finden. Aber sie ist das erste und wichtigste Element der Freiheit, weil es ohne sie an der Macht fehlen würde, welche allein im Stande ist, guten Gesetzen Achtung zu verschaffen. Doch dies läßt sich hier nicht weiter verfolgen. Wir kehren also zu dem Octavius und seiner Gesetzgebung zurück.

Vielleicht gab es nie einen Fürsten, der eine noch schwierigere Aufgabe zu lösen gehabt hätte, als Octavius nach seiner Rückkehr aus Ägypten. Wie sehr ihm auch in einer frühern Periode durch Marius, in einer späteren durch Cäsar vorgearbeitet seyn mochte; ja, wie sehr auch die Feststellung des Charakters der Einheit für die gesammte Römerwelt das dringendste aller Bedürfnisse war, wofern sie nicht von einer Revolution in die andere geworfen werden sollte: so standen doch der Einführung der Monarchie so große Hindernisse entgegen, daß, um ihnen die Stirne zu bieten, nicht bloß ein ungewöhnlicher Muth, sondern auch ein ungemeiner Verstand erforderlich war. In einem Staate, der seit beinahe fünf Jahrhunderten antimonarchisch verwaltet war; in einem Staate, wo

Alle, die an der Regierung Theil nahmen, ein so entschiedenes Interesse hatten, daß die alte Art der Verwaltung fortgesetzt würde, wo sich folglich die heftigsten Leidenschaften und die unerschütterlichsten Vorurtheile gegen die fortdauernde Macht eines Einzigen erklärten; in einem Staate endlich, wo man zwischen König und Tyrann keinen Unterschied machte und jeder Bürger durch das Gesetz berechtigt war, Den, der sich als den Depositär der Einheit der Regierung darstellen wollte, zu ermorden und für ein solche That den unsterblichen Dank seiner Mitbürger zu erwarten: — in einem solchen Staate, allen Gesetzen und Sitten zum Trotz, sich als einen Monarchen aufstellen und behaupten, setzt Eigenschaften voraus, welche nicht jedem Sterblichen verliehen sind und eben deswegen unsere ganze Hochachtung verdienen.

Octavius, der kein anderes Ziel verfolgte, schuf sich für sein Verfahren einen doppelten Grundsatz. Der eine war: mächtiger zu seyn, als zu scheinen; der andere war: das Meiste von der Zeit, das Wenigste von der Gewalt zu erwarten. Die Standhaftigkeit, womit er diesen doppelten Grundsatz befolgte, macht seine Regierung zu dem, was sie war, und berechtigt zu der Voraussetzung: es sey kein größeres Ergebniß möglich gewesen, als welches wirklich zum Vorschein kam.

Nach dem ersten dieser Grundsätze lebte eben der Mann, der, nach seiner Zurückkunft aus Ägypten, 16,000 Pfund Gold und 50 Millionen römischer Münze

in dem Tempel des Jupiter niedergelegt, jedem Soldaten von seiner hundert und zwanzig tausend Mann starken Armee 1000 Sesterzien (52 Thaler), und jedem römischen Bürger, sofern er in Rom selbst wohnte, 400 Sesterzien (20 Thaler) geschenkt, die gewöhnliche Austheilung aus den Magazinen des Staats verdoppelt, alles, was er selbst schuldig war, bezahlt, und alles, was man ihm schuldig war, erlassen, übrigens aber alle Geschenke, die man in verschiedenen Städten und Districten ihm angeboten, ausgeschlagen hatte: dieser Mann lebte in dem Hause des Hortensius, ohne alle Pracht, ohne alle die Auszeichnungen, wodurch in den Reichen der gegenwärtigen Zeit die Idee von der Wichtigkeit und unerreichbaren Superiorität des Depositärs der Machteinheit allen Geistern und Gemüthern eingeprägt wird. Nach demselben Grundsatze begnügte Er, dem Senat und Volk den Eid der Treue und des Gehorsams geschworen hatten, sich Anfangs mit dem Titel eines Consuls und der Erlaubniß, seinen Collegen nach eigenem Belieben zu wählen, jeden höheren Titel, besonders aber den eines Dictators, standhaft zurückweisend. Nach eben demselben Grundsatz ertrug er den Widerspruch der Senatoren mit einer Gelassenheit, als ob er in seinem eigenen Urtheile nicht mehr und nicht weniger wäre, als das Werkzeug dieser Körperschaft; und in eben diesem Geiste antwortete er dem Tiberius, als dieser ihn auf die freien Reden seiner Gegner aufmerksam machte: „er möchte darüber nicht ungehalten werden, denn es sey genug, es dahin gebracht zu haben, daß Niemand ihm schaden könne."

Nach dem zweiten dieser Grundsätze war es ihm gar nicht darum zu thun, die Autorität des Senats mit Einem Schlage zu vernichten; wohl aber darum, dieselbe so allmählig zu untergraben, daß sie der eines Staatschefs nicht länger gefährlich werden könnte. Diese Körperschaft sollte nicht länger im Besitz der Souveränetät bleiben; denn dabei konnte die Monarchie nicht bestehen. Aber sie sollte diese Souveränetät so allmählig verlieren, daß sie mit dem Wunsche zugleich die Erinnerung aufgäbe; denn hierauf beruhete die Sicherheit des Monarchen. Zu diesem Endzweck mußte das Wichtigste ohne den Rath der Senatoren geschehen. Nichts fürchtete Octavius so sehr, als die Bereitwilligkeit des Senats, allen seinen Wünschen zuvorzukommen. Um dieser Bereitwilligkeit, welche Cäsarn das Leben gekostet hatte, mit Erfolg entgegen zu wirken, konnte er nicht umhin, den sämmtlichen Senatoren eine Autorität fühlbar zu machen, welche ihnen bis jetzt ganz unbekannt geblieben war. Als Censor veranstaltete er in seinem sechsten Consulate eine Musterung, welche keine andere Absicht hatte, als alle Diejenigen zu entfernen, die er für seine persönlichen Feinde hielt. Es war nicht leicht, hierbei dem Vorwurfe des Despotismus zu entgehen. Um nun dennoch seinen Zweck zu erreichen, ertheilte Octavius den Rath, daß Alle, die sich ihrer Untüchtigkeit bewußt wären, freiwillig austreten möchten; als sich aber nur funfzig zurückzogen, von welchen die meisten aus ihrer Abneigung von einem Oberherrn kein Geheimniß gemacht hatten, vermehrte er ihre Zahl durch hundert und vierzig, die er auf

der Senatoren-Liste strich. Unter dem Vorwande, den Senat unabhängiger und ehrwürdiger zu machen, setzte er hierauf fest: daß ein Senator ein Vermögen von acht bis zwölfmal hundert tausend Sesterzien haben müsse; und verschaffte sich dadurch eine bequeme Gelegenheit, mehrere von seinen entschiedenen Freunden in den Senat zu bringen, indem er ihnen die gesetzliche Ausstattung gab, und sein Verfahren durch den Ausspruch rechtfertigte, daß der Staat nicht der Dienste würdiger Bürger beraubt werden dürfe, weil es ihnen an Vermögen fehle.

Das Auffallende dieses Verfahrens verschwindet, sobald man erwägt, daß Octavius sich als Staatschef in einer Lage befand, welche wenigstens in so fern einzig war, als es darauf ankam, das Haupthinderniß der Monarchie, wo nicht gänzlich aus dem Wege zu räumen, doch bis zur höchsten Unschädlichkeit zu schwächen. Nichts war leichter, als die Kraft des Tribunats und des Priesterthums, so viel davon noch übrig war, in sich aufzunehmen; nichts hingegen war schwieriger, als einen Stand, der mehr in der Vergangenheit als in der Gegenwart lebte, zur Entsagung von Ansprüchen zu bewegen, welche durch eine Reihe von Jahrhunderten gewissermaßen geheiligt waren, wie verderblich für das Ganze sie auch seyn mochten.

Um so etwas zu erreichen, mußten noch andere Triebfedern in Bewegung gesetzt werden. Es kam auf nichts Geringeres an, als die Monarchie zu legalisiren, und dies auf eine solche Weise zu bewerkstelligen, daß dabei kein Zwang sichtbar wurde.

Octavius mußte also immer größere Forderungen an Diejenigen machen, welche seine gebornen Nebenbuhler waren, und alles so einleiten, daß ihnen irgend eine Hoffnung blieb. Kaum hatte er für das siebente Jahr seines Consulats die Fasces erhalten, so nahm er die Miene an, als ob er, überwältigt von der Last der Regierung, resigniren wollte. Nicht daß es ihm damit, selbst auf das Entfernteste, ein Ernst gewesen wäre; der Zurücktritt in den Privatstand lag weder in seinen Neigungen, noch in seinen Verhältnissen. Es kam nur darauf an, durch eine so auffallende Handlung, als die vorgespiegelte Resignation war, Umstände herbeizuführen, welche den Besitz der höchsten Magistratur noch gesetzlicher machten, folglich noch mehr befestigten. Der Senat mochte von dem Antrage des Octavius, ihm die Last der Regierung abzunehmen, betroffen seyn oder nicht: so blieb ihm jetzt, so fern er nur die Parthei des Consuls bildete, nichts weiter übrig, als diesen flehentlich zu bitten, daß er den, für das Wohl des Staats so gefährlichen Gedanken einer Resignation aufgeben, und die großen Verdienste, die er sich bereits um die Republik erworben, durch noch größere vermehren möchte. Dahin war es also gekommen, daß der Senat selbst das alte Regierungs-System verdammen mußte. Octavius gab diesen Bitten nach; da aber von lebenslänglicher Regierung noch nicht die Rede seyn durfte, wenn man den durch die lange Dauer der Antimonarchie befestigten Vorstellungen von Theilung der Gewalten und jährlichem Wechsel der Staatsbeamten nicht offenbar Hohn sprechen wollte: so begnügte sich

Octavius mit einer Verlängerung des Oberbefehls über die Armee auf zehn Jahre.

Nur darin blieb er der einmal angenommenen Rolle getreu, daß er auf eine Theilung des Regierungsgeschäfts mit dem Senate drang. Wenn sich aber seine vollendete Klugheit in irgend einem Punkte ganz offenbarte, so war es in diesem. Unter dem Ansehen der höchsten Bescheidenheit und Mäßigung verbarg sich sein Wunsch nach centralisirter Gewalt, die zu gleicher Zeit eine vertrags- und rechtmäßige wäre. Vor allen Dingen wurden die größeren Provinzen, wie Spanien und Gallien, in mehrere kleinere zerlegt; und als dies geschehen war, wurde ein förmlicher Vertrag geschlossen, nach welchem Octavius versprach, die Sorge für alle diejenigen Provinzen zu übernehmen, welche öfteren Anfällen von auswärtigen Feinden, oder auch inneren Unruhen ausgesetzt wären, dagegen aber alle schon organisirte und an einen bestimmten Tribut gewöhnte Provinzen dem Senat zu überlassen. Vermöge dieser fingirten Theilung des Reiches wurden die Provinzen, welche in Afrika die Staaten von Karthago und Cyrene, nebst dem Königreich Numidien ausmachten, ferner, in Europa, die reichsten und ruhigsten Theile von Spanien (Hispania Bätica genannt), die Inseln Sicilien, Sardinien, Corsica und Creta, nebst verschiedenen Districten von Griechenland (Epirus, Macedonien und Dalmatien), endlich jenseits des ägeischen Meeres die reiche Provinz Asien nebst den Königreichen Bithynien und Pontus, der Verwaltung des Senats überlassen; Octavius

hingegen behielt unter seiner unmittelbaren Aufsicht die Districte von Spanien, Gallien und Syrien, wo noch Krieg zu führen war; ferner Ägypten, als die reichste Kornkammer für Rom; endlich alle militärischen Posten und Standplätze der Armeen am Euphrat, an der Donau, am Rhein. Dies war die letzte Huldigung, welche einem ehemals suveränen Senat widerfuhr. Besondere Bestimmungen aber verminderten das Schmeichelhafte derselben. Es wurde nämlich verabredet, daß die Statthalter in den Provinzen von dem Senate und dem Imperator ernannt werden sollten; in den senatorischen mit dem Titel Proconsul, ohne alle militärische Gewalt, und nur auf Ein Jahr; in den imperatorischen unter dem Titel Proprätor, mit militärischer Gewalt, und auf so lange Zeit, als es dem Imperator gefallen würde. Lag in dieser Einrichtung ein sehr bestimmtes Übergewicht des Imperators über den Senat, so wurde dasselbe nicht wenig vermehrt: Einmal dadurch, daß man die Statthalter der Provinzen auf Gehalte setzte, wodurch sie verhindert wurden, sich so unermeßlich zu bereichern, wie sie es sonst gethan hatten; zweitens dadurch, daß alles, was in den senatorischen Provinzen an Steuern eingenommen wurde, in den öffentlichen Schatz (Ärarium), die Einkünfte von den Provinzen des Imperators hingegen in den Privatschatz desselben (Fiscus) fließen sollten. Auf diese Weise verlor der Senat nicht bloß das Mittel, sich zu bereichern, sondern auch die freie Verfügung über die öffentlichen Gelder, die bis dahin eins seiner ersten Vorrechte ausgemacht hatte.

Indem Octavius dem römischen Reiche diese Verfassung gab, that er freilich nicht, was er hätte thun müssen, um dem Staate in seinen organischen Gesetzen eine Garantie seiner Fortdauer zu verschaffen; über diesen Gegenstand wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn. Allein sofern die letzte Ursache des öffentlichen Elendes in der Zersplitterung der Staatsgewalt lag, erwarb er sich durch seine Centralisation derselben das größte Verdienst, das er sich erwerben konnte.

Am meisten gewannen dabei die Provinzen, d. h. die Gesammtheit der Länder, welche während der Periode der Antimonarchie waren erobert worden. Alles, was seitdem erlebt worden ist, giebt nur ein schwaches Bild von der Behandlung, welche sich diese Länder gefallen lassen mußten, so lange man sich in ihnen für den Aufwand entschädigte, der in Rom gemacht werden mußte, um zu den ersten Staatsämtern zu gelangen. Ihr Verhältniß zu Rom war unstreitig noch weit schlimmer, als das Verhältniß Ostindiens zu Großbritannien ist. Die Rede des Cicero gegen den Verres stellt nicht eine einzelne Thatsache dar, welche diesem Proconsul allein zur Last fiele; mit sehr geringen Ausnahmen war jeder römische Proconsul ein Verres, der eine mit mehr, der andere mit weniger Manier, alle aber zu Einem und demselben Endzwecke. Jede Republik, die einen großen Umfang erhält, muß in ihren Provinzen monarchisch regiert werden; weil aber ein souveräner Senat unfähig ist, eine consequente Verantwortlichkeit zu handhaben, so mißbrauchen die angestellten Statthalter das in sie gesetzte Vertrauen um so frecher,

je kürzer die Periode ihrer Amtsverrichtungen ist. Schauder würde es erregen, wenn jemals das Verfahren der römischen Proconsuln nach seiner ganzen Scheußlichkeit dargestellt worden wäre. Im Grunde wissen wir darüber nur wenig; aber auch dies Wenige reicht hin, uns mit Abscheu zu erfüllen. Es läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß alle Capitale, welche in Rom verschwendet wurden, um die Gunst des großen Haufens zu gewinnen, nur angelegt waren, um sie mit hohen Procenten in einem Proconsulat wieder zu gewinnen. Weiß man nun, daß ein Cäsar, ehe er zu irgend einer Statthalterschaft gelangen konnte, 2,018,229 Pf. Sterling schuldig war, von welchen sich Crassus allein für 160812 verbürgt hatte; daß eben dieser Cäsar, als Eroberer Galliens, nachdem er seine Schulden bezahlt und sich mit ungeheurem Aufwande eine Parthei gemacht hatte, dem Cicero den Auftrag gab, das eigentliche Forum so prächtig auszubauen, daß mehr als königliche Schätze daran gewendet würden; daß er ferner nicht bloß für sich raubte, sondern auch seinen Feldherren und Günstlingen Gelegenheit gab, sich unermeßlich zu bereichern: so kann man aus allem Diesem leicht schließen, wie Gallien von ihm behandelt worden war, und wie er durch alle seine Verhältnisse zu einem gränzenlosen Ehrgeiz fortgerissen wurde. Viele Andere befanden sich mit ihm in gleicher Lage: Curio trug eine Schuldenlast von nicht weniger als 484375 Pf. St., und in einem noch weit schlimmeren Falle waren Milo und Clodius, die Zeitgenossen des Curio, und Volkstribunen, wie dieser. Wer in den letzten

Zeiten der Antimonarchie eine große Rolle spielen wollte, mußte vor allen Dingen zeigen, daß er den Muth hatte, sich zu ruiniren, um als Proconsul und Proprätor das Verlorne reichlich wieder zu gewinnen.

Durch dies alles entstand zu Rom freilich ein Geldverkehr, wie er seitdem vielleicht nie wieder Statt gefunden hat. Allein um geldreich zu werden, mußte Rom seine Provinzen geldarm machen; und da der Geldreichthum der Römer durch keine Gewerbthätigkeit gehalten war, so mußte der Luxus, den er erzeugte, Hauptstadt und Reich in einen gemeinschaftlichen Abgrund stürzen. Nur eine Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie konnte dies abwenden; zum ewigen Beweise, daß der Geist der Monarchie ein moralischer ist, der, welche Verirrungen er sich auch erlauben mag, immer zu der Idee des Rechten zurückkehren muß, wofern er nicht vernichtet seyn will. Rom selbst verlor bei den Einrichtungen des Octavius so wenig, daß man behaupten kann, es habe durch dieselben sogar gewonnen. Wenigstens wurden die Einkünfte gesichert, welche die Regierung aus den Provinzen bezog, von denen Vorderasien 1,614,000, Macedonien 387,000, die sämmtlichen Bergwerke in Spanien 645,000 Pf. St. gaben; denn nur aus diesen und ähnlichen Angaben läßt sich abnehmen, wie groß die Summe der jährlichen Einkünfte gewesen sey. Seitdem Paulus Æmilius aus Macedonien eine Beute von ungefähr 1,436,000 Pf. Sterling in den Schatz geliefert hatte, forderte der Staat von dem römischen Bürger keinen Tribut mehr.

Daß Octavius, indem er über die Kräfte eines so ungeheuren Reiches waltete, nicht in dem Lichte eines Consuls zu betrachten sey, lag am Tage. Indeß war es nicht leicht, den Titel des Monarchen zu bestimmen, da dieser etwas in sich schließen mußte, was die monarchische Bestimmung verschleierte. Es wurden darüber Berathschlagungen angestellt, in welchen man sich eben so sehr gegen den Titel eines Königs (Rex), als gegen den eines Dictators erklärte: gegen jenen, weil er seit Jahrhunderten verhaßt war; gegen diesen, weil er nicht zu einer Würde paßte, von welcher sich vorhersehen ließ, daß sie den Charakter der Lebenslänglichkeit behalten würde. Nur allzu oft im Leben ist man wegen eines Namens verlegen, wenn die Sache selbst da ist. Der Name Romulus kam in Vorschlag, und man sagte: „er gebühre dem Octavius, als zweitem Stifter Roms." Allein Octavius selbst verwarf ihn, nicht sowohl wegen des damit verbundenen Lächerlichen, als weil er den Nebenbegriff der königlichen Macht zu enthalten schien. Endlich wurde der Titel Augustus von ihm angenommen, weil dieser bei weitem mehr eine persönliche Achtung, als eine neue und beispiellose Würde ausdrückte. Von dieser Zeit an hieß Octavius Cäsar Augustus. Cäsar war der Familienname, Augustus der Titel. Im Laufe der Jahrhunderte hat sich dies umgekehrt, so daß Cäsar oder Kaiser der Titel, August sehr häufig der Name, wenn gleich nur der Vorname, geworden ist; und der Kaisertitel hat sich sogar auf Nationen fortgepflanzt, welche mit den Römern nie in einer Verbindung standen. Auch in dem

Wesen der Sache ist, wenigstens in Beziehung auf die deutschen Kaiser, eine große Veränderung vorgegangen. Bei den römischen Imperatoren war nie die Gewalt, dagegen aber fortdauernd das Recht streitig; bei den deutschen Kaisern fehlte es nie an dem Rechte, dagegen immer an der Gewalt. Dies muß aus der Verschiedenheit des Ursprunges erklärt werden, sofern die Imperatur aus der Antimonarchie, die Kaiserwürde aber aus der Monarchie herstammte.

Man begreift nicht, mit welchem Rechte ein zu einem bloßen Staatsrathe herabgesunkener Senat sich herausnahm, Reichsgrundgesetze zu geben. Gleichwohl that er es. Vermöge eines Senatus-Consultums erhielt der neue Augustus die Auszeichnung, daß der Hof seines Pallastes für immer mit Lorberzweigen und Eichenkränzen geschmückt wurde: jene dienten zur Erinnerung an seine Siege, diese als Ehrenzeichen für Den, von welchem man annahm, daß er durch Vertilgung der Bürgerkriege seinen Mitbürgern das Leben gerettet habe. Der Senat blieb aber hierbei nicht stehen. An die Stelle der bisherigen Lictoren, welche zur Auszeichnung des Consuls gedient hatten, wurde eine zahlreiche Leibwache gebracht, damit die Person des Augustus gegen alle Angriffe geschützt seyn möchte; und weil man wohl fühlte, wie unwiderstehlich der Wille des Imperators war: so dekretirte man, „daß sein Wille Gesetz seyn solle;“ d. h. man dekretirte die Unumschränktheit des Staatschefs, unbekümmert um die Folgen. Von Trennung der gesetzgebenden und der vollziehenden Macht war also nicht länger die Rede; der Staatschef

vereinigte beide, und der Senat hatte sein eigenes Todesurtheil ausgesprochen. Die Barbarei des Zeitalters zeigt sich hauptsächlich darin, daß der Augustus sich diese Unumschränktheit gefallen ließ; denn dies würde schwerlich geschehen seyn, wenn man vor achtzehn Jahrhunderten gewußt hätte, wie gefährlich die Unumschränktheit für die Fortdauer der Throne ist, und wie ein Fürst sich nur dadurch sichern kann, daß er von der gesetzgebenden Macht nichts weiter behält, als den Vorschlag und die Bekanntmachung der Gesetze. Unendliche Leiden würden der Römerwelt erspart worden seyn, wenn man sich über diesen Gegenstand zu einer sicheren Theorie erhoben hätte. Gerade hierin lag die Ursache ewiger Collisionen zwischen dem Staatschef und dem Senate, der, indem er auf alle Theilnahme an der Gesetzgebung Verzicht leistete und zu einer Verwaltungsbehörde wurde, nicht genug zurückgedrängt und vereinzelt werden konnte. Es stellte sich nach und nach ein Kampf ein, der sich durch die ganze Dauer der römischen Monarchie hinzog, und für alle Fürsten, welche nicht Entsagung genug hatten, um freiwillig die ihnen von dem Gesetze zugestandene Unumschränktheit fahren zu lassen, nothwendig verderblich werden mußte. Cäsar hatte angefangen, Senatus-Consulte auszufertigen und im Namen des Senats über das Schicksal großer Länder zu verfügen; Octavius trat in dieser Hinsicht in seine Fußstapfen, und sein Beispiel wurde für seine Nachfolger Maxime. Die Folge davon war, daß, während die Römerwelt ganz autokratisch regiert wurde, dennoch der Senat immer in einem gewissen Ansehn

blieb, welches er so oft zu benutzen verstand, als die Umstände ihm günstig waren. Mit Einem Wort: unter der Regierung des Augustus wurde der Grund zu allen Erscheinungen der Römerwelt in den nächsten Jahrhunderten gelegt; und wenn wir die Dynastieen beinahe in eben dem Augenblick, wo sie entstanden sind, werden verschwinden sehen: so werden wir uns kein Geheimniß daraus machen können, daß ein Thron, dessen einzige Grundlage eine zahlreiche Leibwache ist, gar keine Grundlage hat. Das Einzige, was sich zur Rechtfertigung der von dem Augustus in Gang gebrachten Ordnung der Dinge sagen läßt, ist, daß jede andere mit unüberwindlichen Schwierigkeiten würde verbunden gewesen seyn. Die Idee einer Volksvertretung war dem Zeitalter unstreitig fremd; wäre sie es aber auch nicht gewesen, so würde die Verschiedenheit der Sprachen, der Sitten und der Gesetze in einem so ausgedehnten Reiche, wie das römische war, die Verwirklichung derselben hintertrieben haben.

Das römische Reich mußte also despotisch regiert werden, ohne daß ein anderer Unterschied eintreten konnte, als welchen die mehr oder minder menschliche Eigenthümlichkeit des Imperators bewirkte. Der Gang der Regierung war der einfachste, den es geben konnte. Von dem Imperator ging der Antrieb auf die Statthalter. Diese hatten bestimmte Rechte und Pflichten, für deren Genuß und Ausübung sie von der obersten Magistratur abhängig waren. Ohne den Befehl des Staatschefs und des Senats durfte kein Statthalter sich anmaßen, Truppen auszuheben oder Steuern

auszuschreiben. Zu noch größerer Sicherheit und mit bestimmter Rücksicht auf die Ereignisse in den letzten Zeiten der Antimonarchie, war festgesetzt, daß kein Statthalter, dessen Nachfolger ernannt worden, auf seinem Posten bleiben dürfe, ohne sich der Strafe des Hochverraths schuldig zu machen. Für die Communication der sämmtlichen Provinzen, sowohl mit der Hauptstadt als mit einander, wurden an schicklichen Plätzen Eilboten aufgestellt, welche die Depeschen besorgten. Theils zur Sicherheit gegen Corsaren, theils zum leichteren Transport des Heeres, theils endlich zur Herbeischaffung der Getreidezufuhr oder auch der Staatseinkünfte, unterhielt der Augustus eine Seemacht, deren Hauptstationen Ravenna, nahe am adriatischen Meerbusen, und Misenum, in der Bay von Neapel, waren; außerdem aber wurden noch viele bewaffnete Schiffe in alle Meerbusen und schiffbare Flüsse vertheilt, um das Reich auf allen Punkten zu sichern. Die ordentliche Armee bestand aus 23 bis 25 Legionen, ohne die Reiterei und die Stadt- und Landmiliz. Rechnet man auf die Legion 6831 Mann, ohne die Hülfstruppen, so macht man die Entdeckung, daß das ganze römische Reich durch eine Infanterie von ungefähr 160,000 Mann vertheidigt wurde. Da die Standplätze bleibend waren, so darf man es wagen, die Vertheilung der Truppen anzugeben. Die Hauptmasse war am Rhein und an der Donau aufgestellt, und bestand aus sechzehn Legionen, von welchen zwei in Niederdeutschland, drei in Oberdeutschland, eine in Rhätien, eine in Noricum, vier in Pannonien, drei in Mösien und (später) zwei in

Dacien standen. Zur Vertheidigung des Euphrat standen sechs in Syrien, und zwei in Cappadocien. Ägypten, Afrika und Spanien waren nur schwach beschützt. Neun (nach andern zehn) Cohorten befanden sich, unter der Benennung der prätorischen Cohorten oder der Leibwache des Imperators, in der Hauptstadt, welche außerdem noch drei Cohorten, jede 1000 Mann stark, zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung hatte.

Um diese Seemacht, Legionen und Cohorten zu unterhalten, waren regelmäße Finanzen erforderlich. Über diesen Gegenstand nun läßt sich Folgendes bemerken. Schwerlich giebt es irgend eine direkte oder indirekte Steuer, welche die Römer nicht gekannt hätten. Sobald das Schiedsrichteramt, das sie sich als Bürger einer militärischen Antimonarchie anmaßten, nach der glücklichen Beendigung des zweiten punischen Krieges sich in eine Oberherrschaft verwandelt hatte, betrachteten sie sich selbst als die Eigenthümer jedes Landes und seiner Bewohner; und als solche thaten sie Ländereien auf starke Erbzinsen aus, oder ließen dieselben in den Händen der Besitzer gegen einen Zehnten oder Fünften von Getreide, Früchten und Vieh. Zölle und Accise wurden in allen Theilen des Reiches erhoben; und nach der Rückkehr des Octavius aus Ägypten wurden diese sogar auf Rom ausgedehnt, welches seit dem zweiten macedonischen Kriege vollkommen steuerfrei gewesen war. Die Etats blieben nur so lange in den Händen des Senats, als dieser die Suveränetät ausübte. Man weiß, daß Octavius in einer schweren Krankheit sie an denselben zurückgab; doch über ihren Inhalt ist

nie etwas bekannt geworden. Nicht einmal in der Annäherung würden wir wissen, wie es sich mit der Staatseinnahme und Ausgabe verhalten habe, hätte der Imperator Vespasian nicht das Geheimniß verrathen, als er, um den Vorwurf des Geldgeizes von sich abzuwenden, erklärte: „der Staatsdienst erfordere die jährliche Summe von vierzig tausend Millionen Sesterzien," welche man auf fünftausend Millionen Livres berechnet hat.*) So sehr man Anfangs vor dieser ungeheuren Summe erschrickt, so kommt man doch zur Besinnung, wenn man erwägt, daß in unseren Zeiten das einzige England mehr als die Hälfte derselben zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben bedarf. Directe und indirecte Steuern wurden im Römerreiche mit einer Strenge beigetrieben, die sich mit keiner Schonung vertrug; Ausfälle aber waren um so häufiger, je unerbittlicher die Steuerbeamten waren, und je öfter Erdbeben und Feuersbrünste Zerstörungen anrichteten. Eben weil das Fundament der römischen Staatsmacht Gewalt im Gegensatz von Recht war, mußten Anleihen, Staatsschulden u. s. w. den Römern unbekannt bleiben. Aus demselben Grunde kannten sie keine Staatsbanken und ähnliche Geldinstitute. Dagegen war nichts natürlicher, als daß der Staatschef über einen bedeutenden

*) Gibbon, in seinem berühmten Werke über den Verfall und Zusammensturz des römischen Reiches, giebt das öffentliche Einkommen viel zu gering auf 15 bis 20 Millionen Pf. Sterling an. Die Bewohner dieses Reiches würden sehr glücklich gewesen seyn, wenn sie nicht mehr als das Dreifache dieser Summe gezahlt hätten.

Privatschatz verfügte, um außerordentlichen Ereignissen gewachsen zu bleiben; hierauf beruhete ein großer Theil seiner persönlichen Sicherheit, welche von dem Augenblick an gefährdet war, wo er die gerechten oder ungerechten Forderungen des Militärs nicht befriedigen konnte. Im Großen genommen, war die Staatswirthschaft, welche im Römerreiche getrieben wurde, die umgekehrte von derjenigen, welche sich in unseren Zeiten fast allenthalben eingeführt hat. Selbst in den Zeiten der Antimonarchie war nie der regierende Theil des Publikums der Schuldner; und die Folge davon war, daß die verschiedenen Staatsbankerotte, welche zu Rom gemacht wurden, nie zum Nachtheil, wohl aber zum Vortheil der Regierten ausfielen: ein Umstand, der wohl ins Auge gefaßt seyn will, wenn man, um Erschütterungen in dem Vermögenszustande zu rechtfertigen, an das Beispiel der Römer appellirt.

So verhielt es sich mit der Verfassung, welche Octavius dem römischen Reiche gab; so mit den Mitteln, wodurch er dieselbe unterstützte.

Die Wirkungen dieser neuen Ordnung der Dinge mußten außerordentlich seyn. Wir fügen zu Dem, was darüber bereits bemerkt worden ist, nur noch Folgendes hinzu. Wenn jene Consuln, deren Würde eine jährliche war, keinen andern Beruf fühlen konnten, als das Volk für Krieg und Eroberung zu entflammen, weil hiervon ihre Auszeichnung abhing: so mußten die Imperatoren, weil ihre Würde eine lebenslängliche war und die Gränzen des Reiches nicht leicht erweitert werden konnten, ihren Ruhm in der Erhaltung des Friedens setzen.

Was

Was für Bürger von höheren Ansprüchen durch die Feststellung des Charakters der Einheit verloren ging, das wurde für die übrigen Bürger und Unterthanen des Reiches wieder gewonnen. Die Provinzen, sonst eine Beute der Einzelnen, die, weil der Vortheil ihrer Lage auf einen kurzen Zeitraum beschränkt war, jeden Augenblick zur Aussaugung benutzen mußten, waren jetzt einem und demselben Oberherrn unterworfen, der, indem er sie als die Quellen seiner Macht betrachtete, ein so bestimmtes Interesse hatte, sie gegen die Bedrückungen seiner Delegirten zu beschützen. Ackerbau, Gewerbe, Künste wurden nicht länger gestört, weil es eine Sicherheit des Eigenthums und der Person gab. Die Hauptstadt war zwar noch immer ein Ableiter des Reichthums; allein indem derselbe auf Werke öffentlicher Pracht und Bequemlichkeit verwendet wurde, strömte er in tausend Kanälen in das Reich zurück. Der Staatsbürger, sich selbst zurückgegeben, weil man nicht mehr (wie dies in allen Antimonarchieen der Fall ist) die grausame Forderung an ihn machte, daß er sich dem Staat aufopfern sollte, fing an menschlicher zu empfinden; und erst von diesem Augenblick an konnten die Familienverhältnisse sich veredeln. Jene Wärme der Gemüther, welche aus den Zeiten der Antimonarchie übrig geblieben war, suchte, da sie in dem Kriege nicht länger einen Ableiter hatte, neue Gegenstände, die sich nur in Künsten und Wissenschaften darbieten konnten; und so entstand jenes Zeitalter des Augustus, dessen Geisteserzeugnisse noch jetzt erfreuen. Da man kein Interesse mehr hatte, den öffentlichen

Aberglauben zu unterhalten; da die Verfassung, die durch ihn gestützt werden sollte, verschwunden war, und die Monarchie seiner gar nicht bedurfte: so konnte eine Periode der Aufklärung anheben; auch blieb sie, wie wir weiter unten sehen werden, nicht lange aus, und alles, wodurch sie bekämpft wurde, diente nur zu ihrer Feststellung. Die Bewohner Roms und Italiens, welche bisher in Beziehung auf sich selbst keine Gesellschaft bilden konnten, weil Alle geborne Krieger waren, deren Bestimmung auf das Ausland ging, durch welches man sich zu bereichern gedachte, begannen jetzt in der Verschiedenheit ihrer Verrichtungen eine Gesellschaft zu werden. Alle diese Wirkungen erfolgten mit einer solchen Nothwendigkeit, daß, wenn die Antimonarchie fortgedauert hätte, von ihnen gar nicht die Rede gewesen seyn würde; denn das ist das Eigenthümliche der Antimonarchie, daß sie den Zustand der Krisis verewigt und nichts gedeihen läßt, was den Frieden und die Sicherheit der Personen und des Eigenthums voraussetzt.

Wie herrlich aber auch die Wirkungen der Monarchie seyn mochten, so war es doch unmöglich, irgend eine Stätigkeit in dieselbe zu bringen; und dies rührte daher, daß die Monarchie selbst nicht auf solchen Grundlagen beruhete, welche ihre Stätigkeit verbürgt hätten. Man muß sich wohl in Acht nehmen, die römische Monarchie derjenigen gleich zu setzen, welche man in den neueren Staaten Europa's wiederfindet. Der Unterschied zwischen beiden ist nur allzu groß und auffallend. Entstanden aus dem Gährungsstoffe der

Antimonarchie, konnte jene nie die Wurzeln gewinnen, welche sie treiben mußte, um gleichmäßig nützlich zu werden. Wenn die Größe des Reiches sie fortdauernd nothwendig machte, so nahm die Größe der Stadt Rom ihr den Charakter der Wohlthätigkeit. Jeder römische Imperator stand in der Mitte von zwei Welten, von welchen die eine durch das römische Reich, die andere durch die Stadt Rom gebildet wurde; und während die Aufgabe für ihn immer dieselbe war, nämlich das verschiedene Interesse dieser beiden Welten auszugleichen, machte er unaufhörlich die Entdeckung, daß diese Aufgabe nicht zu lösen war, und daß ihn jede Nachgiebigkeit gegen die Forderungen Roms eben so ungerecht gegen das Reich, als, umgekehrt, jedes Erbarmen mit dem Reiche hart gegen Rom machte. So groß war der Gegensatz, worin sich beide befanden, daß die Fähigkeit des Imperators keinen Unterschied machte. Die Unumschränktheit sollte retten; allein die höchste Unumschränktheit ist nichts weiter, als die größte Schwäche, und eine Monarchie, welche nur centralisirt, nicht zugleich socialisirt ist, gleicht einem Magnet, der alle Anziehungskraft verloren hat. Weil sie selbst durch nichts gehalten ist, so vermag sie auch nichts zu halten; und ist der Monarch nicht ein Mann von ausgezeichneten Eigenschaften des Herzens und des Verstandes, so steht er da, wie ein Löwe unter einer Heerde von Schafen, von Allen gefürchtet, von Niemand geliebt, immer bedrohend, aber am meisten selbst bedroht.

Dies alles zeigte sich schon unter der Regierung des Augustus. Den Senatoren konnte es nicht entgehen,

daß sie nur zum Schein in die Regierung verflochten waren, und daß die Fortdauer republikanischer Formen nur zur Verschleierung des Despotismus diente. Octavius selbst, der, während der ersten Periode seiner Oberherrschaft, sich gestellt hatte, als schränke er die Ausübung seiner Gewalt auf das Militär-Departement ein, trat in der zweiten, nachdem ihm die Verlängerung seiner Würde durch Wiederholung des verstellten Acts von Resignation gelungen war, um so kühner auf, da er das Recht erworben hatte, seinen Willen als Gesetz auszubringen. Der freie Gebrauch, den er von diesem Rechte machte, hatte die Folge, daß man anfing, die Staatsämter als Bürden, oder als eine glänzende Sklaverei, von sich abzulehnen. Die Denkungsart der römischen Großen vertrug sich einmal nicht mit der Unterordnung, durch welche das monarchische System allein Zusammenhang und Festigkeit erhalten kann. Gehalte aus den Staatskassen anzunehmen, war ihren Begriffen von Ehre entgegen; dem Staate ohne alle Entschädigung zu dienen, war verderblich geworden, seitdem man sich nicht länger durch die Verwaltung von Provinzen erholen konnte. Hierin lag die Ursache einer bleibenden Disharmonie zwischen Denjenigen, durch welche der Charakter der Gesellschaftlichkeit, und Dem, durch welchen der Charakter der Einheit in der römischen Regierung gebildet werden sollte. Nichts würde leichter gewesen seyn, als den Senatoren Gehalte anzuweisen, sofern es nur darauf angekommen wäre, die dazu erforderlichen Summen aufzubringen; allein dies war ein Punkt, über welchen der Augustus nicht

genug zurückhalten konnte, wenn er nicht alle seine Verhältnisse verderben wollte. Durch den Aufwand, zu welchem er mehrere Mitglieder des Senats gezwungen hatte, waren diese in ihren Vermögensumständen zurückgekommen, und Die, welche ihre Plätze ausfüllen sollten, leugneten, das dazu erforderliche Vermögen zu haben. So geschah es, daß Octavius, im 15ten Jahre seiner Augustuswürde, sich genöthigt sah, den Befehl zu ertheilen, daß, zur Erleichterung der patricischen Familien, das Collegium der Zwanziger aus dem Stande der Ritter ergänzt werden sollte. Dagegen setzte er Strafen für diejenigen fest, welche sich weigern würden, die höheren Staatsämter anzunehmen: Alle, welche Quästoren gewesen waren, und nicht über fünf und dreißig Jahre zählten, wurden durchs Loos zur Annahme solcher Ämter gezwungen, und mußten, sobald sie dreißig Jahre alt waren, sich in die Senatorenliste eintragen lassen. Man sieht aus diesem Verfahren, wie sehr die Lust zur Theilnahme an den Staatsangelegenheiten in dem vornehmsten Theile der römischen Bürger ausgestorben war; und man sieht zugleich, wie sehr der Staatschef Gefahr lief, vereinzelt zu werden, und selbst gegen seinen Willen als Tyrann dazustehen. Da man anfing, sein Vermögen zu verheimlichen, um öffentlichen Ämtern zu entgehen, so blieb dem Augustus nichts anderes übrig, als Untersuchungen darüber anstellen zu lassen; und um das Beispiel öffentlicher Pflicht zu geben, ging er sogar so weit, sein eigenes erbliches Vermögen bekannt zu machen. Allein das Übel lag allzu tief, als daß es

durch Maaßregeln dieser Art hätte gehoben werden können; es lag nämlich in der Entgegengesetztheit des antimonarchischen und des monarchischen Geistes: einer Entzegengesetztheit, welche sich nicht fortschaffen ließ, da die Monarchie sich auf den Trümmern ihrer Gegnerin hatte feststellen müssen. Zwar that der Augustus alles was in seinen Kräften stand: er bequemte sich sogar, auf der einen Seite, zu einer Verminderung der bisher zu einer rechtmäßigen Versammlung erforderlichen Zahl, auf der andern, zur Aufnahme von Personen, die das gesetzliche Vermögen nicht hatten. Indeß sah er gegen das Ende seiner Regierung die Senatsversammlungen nichts desto weniger verlassen. Mit jedem Jahre wurde ihm die Regierung immer ausschließender anheim gestellt. Diese centralisirte sich also immer mehr; die natürliche Folge davon aber war, daß sie an Stärke verlor, was sie an Freiheit gewann, und daß es nur allzu bald dahin kam, daß nur Personen niedrigen Standes die Stützen der Imperatoren wurden. Jene Entwickelung also, welche das antimonarchische System den römischen Bürgern gegeben hatte, und mit ihr die Tauglichkeit zu Staatsämtern, ging nur allzu schnell verloren.

Faßt man das bisher Bemerkte zusammen, so geht daraus mit unwidersprechlicher Evidenz hervor, daß die Verfassung, welche Octavius dem römischen Reiche gab, eine sehr unvollkommene war. Die Unvollkommenheit derselben bestand besonders darin, daß der Regierung der Charakter der Gesellschaftlichkeit fehlte: ein Mangel, der, wie schon öfter bemerkt worden ist, zwar andere,

aber deswegen nicht geringere Nachtheile mit sich führt, als wenn dem antimonarchischen System der Charakter der Einheit gebricht. Unstreitig wußte man nicht, was zum Wesen einer vollständigen Regierung gehörte; unstreitig wußte man noch weit weniger, wie es anzufangen sey, demselben Daseyn und Wirklichkeit zu geben: allein, wenn man Beides auch gewußt hätte, so würde man noch immer an der Macht der Umstände gescheitert seyn.

Octavius starb nach einer zwei und vierzigjährigen Regierung mit der Frage an seine umstehenden Freunde: „ob sie glaubten, daß er die Posse des Lebens (mimum vitae) tüchtig durchgespielt habe.“ Mehr als alles Übrige beweiset diese Frage, daß er auf seine Schöpfung keinen Werth legte, und seinen ganzen Ruhm in die Geschicklichkeit setzte, womit er jeden fremden Willen dem seinigen untergeordnet hatte, ohne das Bedürfniß des römischen Reiches nach Einheit in einen sonderlichen Anschlag zu bringen. Ob der Zustand, in welchen dies Reich durch ihn gekommen war, fortdauern könnte, oder nicht: dies scheint ihn wenig gekümmert zu haben. Für eine regelmäßige Thronfolge war nur in so fern gesorgt, als es ein Militär gab, das den letzten Willen des Imperators vollziehen konnte, wenn man es einmal für denselben gewonnen hatte. Hierüber wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn. So wie die Sachen einmal lagen, hing das ganze Schicksal des Reiches von den persönlichen Eigenschaften des jedesmaligen Imperators ab. Alles war also demnach dem Zufalle überlassen, während dieser gänzlich hätte verbannt

werden sollen; und wir werden uns im Verfolg dieser Erörterungen überzeugen, daß es nie eine schlechtere Monarchie gab, als die römische es war, und daß selbst die besten Monarchen außer Stande waren, dem Elende abzuhelfen, das mit der einmal eingeführten Staatsgesetzgebung zusammenhing.

Drittes Kapitel.

Über den Grundsatz des Octavius, daß die Gränzen des römischen Reichs nicht erweitert werden dürften, und über das Defensiv-System der Römer nach dem Untergange der Antimonarchie.

Wir haben im ersten Bande gesehen, wie Rom durch seine Verfassung von dem einen Kriege zu dem andern fortgerissen wurde, weil diese Verfassung sich nur durch den Krieg beschützen ließ. Kaum aber war die Antimonarchie zu Grabe getragen, so stellte Octavius den Grundsatz auf: daß Rom seine Gränzen nicht erweitern dürfe. Die Frage ist nun, wie er dazu kam, und worin das Defensiv-System, welches die Römer unter den Imperatoren annahmen, gegründet war.

Man ist berechtigt, den Stillstand des Eroberungsgeschäfts zunächst rein physischen Ursachen zuzuschreiben.

Im Westen von Europa war die Gränze durch das atlantische Meer gesetzt.

Im nördlichen Afrika stieß man hinter Mauretanien auf die sandige Region.

Im Nordosten von Gallien standen die Völker auf einem allzuniedrigen Grade der Cultur, als daß sie die Mühe der Unterjochung belohnt hätten: denn man muß sich nicht einbilden, daß die Römer nur aus Muthwillen und gleichsam zum Zeitvertreibe von einer Eroberung zur andern geschritten seyn; sie waren viel zu gute Rechner, um ihr Capital (Geld- und Menschenkräfte) da anzulegen, wo sich kein Gewinn erwarten ließ; und Cicero's Briefe beweisen, daß sie nicht wenig betroffen waren, als sie nach dem ersten Versuche, England zu erobern, die Entdeckung machten, daß aus diesem Lande weder Gold noch Silber zu holen sey.

Im fernsten Osten des römischen Reiches waren die Parther oder Perser unangreifbar durch ihre geographische Lage. Der Versuch, welchen Crassus zu ihrer Unterjochung gemacht hatte, war auf das Vollkommenste gescheitert; und wie der, den Julius Cäsar zu machen gedachte, ausgefallen seyn würde, läßt sich zwar nicht mit apodiktischer Gewißheit sagen, aber man weiß, wie sehr Antonius den Kürzeren zog, als er, um die Niederlage des Crassus zu rächen, Cäsars Entwurf zur Ausführung bringen wollte. Die Eroberung Parthiens von Rom aus, war mit Schwierigkeiten verbunden, welche zum Theil in der Lage beider Reiche, zum Theil in der Kriegsmethode beider Völker enthalten waren. Nahm ein römischer Feldherr, um zu den Quellen des Euphrat und Tigris zu gelangen, die Straße von Armenien: so gerieth er in ein gebirgiges Land, wo er keine Lebensmittel mit sich führen konnte, und wo der geringste Widerstand die größten Verluste

nach sich zog. Drang er, weiter unten gegen Mittag, über Nisibis vor, so gerieth er in eine furchtbare Wüste, wo seine Armee Hungers starb. Ging er endlich durch Mesopotamien, so kam er in ein Land, das leicht unter Wasser gesetzt werden konnte; und da der Tigris sowohl als der Euphrat ihren Lauf von Norden nach dem Süden haben, so konnte man nicht vorrücken, ohne diese Flüsse zu verlassen, und wiederum die Flüsse nicht verlassen, ohne Mangel zu leiden. Dies waren die strategischen Schwierigkeiten, die man zu überwinden hatte. Die taktischen waren nicht geringer. Nichts konnte größer seyn, als der Unterschied eines römischen und eines partischen Heeres. Die Stärke des ersteren bestand in einem zahlreichen Fußvolke, die des letzteren in einer zahlreichen Reiterei. Nun würde das Fußvolk die Reiterei leicht besiegt haben, wenn ein regelmäßiger Kampf entschieden hätte. Doch dieser lag nicht in dem Genius der Parther. Dies Volk stritt nur in einer solchen Entfernung, daß es von den Waffen der Römer nicht erreicht werden konnte; seine Hauptwaffe war der Bogen. Außerdem bekämpfte es nicht sowohl den Gegner, als es denselben belagerte; und da das Fliehen bei ihm für keine Schande galt, so wurde es ohne allen Vortheil verfolgt. Völkerschaften, welche dem Angriffe der Römer ausgesetzt waren, trieb das parthische Heer in das Innere des Reiches, und, indem es in den festen Plätzen Garnisonen zurückließ, hinderte es die feindliche Armee am Vorrücken, indem es dieselbe schwächte. Half nichts anderes, so legte es Wüsten, und verdarb sogar das Gras. Mit

Einem Worte: die Parther führten den Krieg vor zwei Jahrtausenden eben so, wie sie ihn noch jetzt führen; und, indem ihre Kriegsmethode von der der Römer so bedeutend abwich, war es wohl kein Wunder, daß die römische Tapferkeit an derselben scheiterte. Was hier bemerkt worden ist, wird keinesweges durch die Triumphe Trajans über die Parther widerlegt; denn nichts ist zweifelhafter, als die Siege dieses Imperators jenseits des Euphrat. Hätte es sich damit so verhalten, wie er die Römer glauben machen wollte: so würde sich sein Nachfolger nicht genöthigt gesehen haben, die alte Gränze wieder herzustellen. Was den Imperatoren Diocletian und Julian widerfuhr, war nichts weiter, als eine Bestätigung der alten Erfahrungen.

Im Süd-Osten des römischen Reiches wurde während der Regierung des Octavius, und zwar im ersten Anfange derselben, ein Versuch zur Unterjochung Äthiopiens und des glücklichen Arabiens gemacht; allein er scheiterte. Die Generale des Imperators bemächtigten sich Mariaba's oder Merab's, eine Stadt im glücklichen Arabien; und schon waren sie bis auf drei Tagemärsche nach dem Lande der Gewürze vorgedrungen, als das Klima sie zum Rückzug nöthigte und die unkriegerischen Bewohner dieser abgesonderten Gegenden beschützte.

Nun kann man nur noch die Frage aufwerfen: warum die Römer niemals ihre Seemacht zu Eroberungen jenseits des atlantischen Meeres benutzt haben. Allein wer weiß denn nicht, daß die Anwendung der

Magnetnadel auf die Schifffahrt spätern Zeiten angehört, und daß ohne diese Anwendung keine großen Unternehmungen zur See zu Stande gebracht werden konnten!

Wenn sich also von irgend einem Reiche sagen läßt, es habe seine natürlichen Gränzen gefunden: so muß dies von dem römischen gesagt werden.

Giebt man nun zu, daß die physische Unmöglichkeit, über die oben beschriebenen Gränzen hinauszugehen, die vorzüglichste Ursache jener Rückwirkung war, welche sich mit der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie endigte: so lagen in der Monarchie selbst sehr triftige Gründe zur Beschränkung auf jene Gränzen und auf die damit in Verbindung stehende Defensive.

Einmal, wenn der römische Staatschef nicht, gleich einem irrenden Ritter, auf Abenteuer ausging: so mußte er sich selbst sagen, daß, vermöge der ungeheuren Ausdehnung des Reiches, bei neuen Eroberungsversuchen für ihn nichts zu gewinnen, desto mehr aber zu verlieren sey.

Zweitens ließ sich die neue Staatsform in einem so großen Reiche, wie das römische war, weit besser durch den Frieden, als durch den Krieg befestigen; denn indem der Krieg den Staatschef aus dem Mittelpunkte an entfernte Gränzen hinschleuderte, konnten leicht Unruhen entstehen, welche auf Wiederherstellung des alten antimonarchischen Systems abzweckten.

Drittens war der Titel eines Imperators gerade der, auf welchen die römischen Staatschefs das aller-

wenigste Gewicht legten; denn Imperatoren hatte es vor ihrer Zeit gegeben, und nur aus einer in National-Vorurtheilen gegründeten Noth wurde jener Titel beibehalten.

Viertens war es gefährlich, anhaltende Kriege durch Legaten führen zu lassen, weil diese, von der Kraft der Umstände gedrängt, leicht über erhaltene Vollmachten hinausgehen konnten, und im Fall eines glücklichen Erfolges eine Autorität gewinnen mußten, die sie in der öffentlichen Würdigung über die Staatschefs erhob und folglich gefährlich machte.

Die Kriege der Römer waren also seit der Einführung der Monarchie nothwendig Defensiv-Kriege, ohne daß daraus ein besonderes Verdienst für den Octavius hervorgeht; die ganze Lage des römischen Reiches drang ihm jenen Grundsatz, von welchem oben die Rede gewesen ist, auf, und würde ihn Jedem aufgedrungen haben, der sich an seiner Stelle befunden hätte. Was jene Kriege betrifft, welche unter ihm in Deutschland geführt wurden, so hatten sie schwerlich Eroberungsabsichten: theils dienten sie zur Vertheidigung Galliens und Italiens, theils suchte Octavius in ihnen eine Gelegenheit zur Auszeichnung seiner nächsten Anverwandten und wahrscheinlichen Nachfolger. In der letzteren Hinsicht waren sie rein politische Kriege; und wenn die Folge davon war, daß man die Germanen aufreizte und den Grund zu jenen Kämpfen legte, welche sich, nach Jahrhunderten, mit dem Umsturze des Römerreiches endigten: so ließ sich dies weder vorhersehen, noch verhindern.

Übrigens hing mit der Beschränkung auf bloße Vertheidigung sehr viel zusammen, was von der größten Erheblichkeit war.

Erstlich fielen die Triumphe weg; denn da nur Derjenige zu einem Triumphe berechtigt war, unter dessen Oberkommando der Krieg seine Endschaft erreicht hatte, bei dem Defensiv-Systeme aber alle Kriege ohne die unmittelbare Theilnahme des zu Rom residirenden Staatschefs geführt wurden: so konnten Triumphe nicht länger bewilligt werden, wenn man nicht alle Verhältnisse umkehren wollte. Es ging also eine Institution zu Grunde, welche in früheren Zeiten so viel zur Verstärkung des kriegerischen Geistes beigetragen hatte.

Zweitens mußten Diejenigen, welchen ein Commando anvertrauet war, Bedenken tragen, sich auf große Unternehmungen einzulassen, um im Falle des Mißlingens der Verantwortlichkeit, im Falle des Gelingens aber der Eifersucht des Oberherrn zu entgehen. Das Genie der Generale verlor sich also durch die Abhängigkeit von dem Beifalle eines Einzigen.

Drittens mußten die Armeen selbst in der Unthätigkeit, zu welcher sie gleichsam verurtheilt waren, ihren Werth verlieren, nicht zu gedenken, daß durch die Länge des Dienstes und durch die Entfernung von der Heimath jedes patriotische Gefühl aus ihnen verdrängt wurde. Nichts verschwindet leichter als der militärische Geist; wenige Jahre sind hinreichend, um den Soldaten zu verweichlichen, und die Dauer einer halben Generation kann die geübteste Armee, wenn kein Gebrauch von ihr gemacht wird, in das allerschlechteste Werkzeug der

Vertheidigung verwandeln. Augustus, der dies sehr wohl berechnete, glaubte dem Verfall des militärischen Geistes dadurch vorzubeugen, daß er mit der Ertheilung des römischen Bürgerrechts kargte und die Freilassung der Sklaven verbot; allein er bedachte nicht, daß Rom seine Stellung gegen das Reich seit der Einführung der Monarchie, die beiden gemeinschaftlich war, nicht länger behaupten konnte, und daß die Freilassung der Sklaven da von selbst erfolgt, wo man sich des Mittels beraubt hat, dieselben zu vermehren. Es ist überhaupt zum Erstaunen, wie sehr die ersten Imperatoren gegen den Geist der Monarchie handelten, und wie oft sie gerade das Gegentheil von dem thaten, was ihr Vortheil mit sich brachte.

So viel über einen Gegenstand, der besonders in Hinsicht des Unterschiedes der Antimonarchie und Monarchie wichtig ist.

Wir schreiten jetzt zu der Entwickelung fort, welche die römische Monarchie unter des Octavius nächstem Nachfolger erhielt.

Viertes Kapitel.

Tiberius Cäsar.

Um die Verfahrungsweise dieses Monarchen zu begreifen und ein gründliches Urtheil über seinen so allgemein verkannten Charakter zu fällen, muß man vor allen Dingen auf die Methode eingehen, durch welche die Monarchie in dem römischen Reiche allein zur Stätigkeit erhoben werden konnte.

Das spätere Europa hat Wahlreiche und Erbreiche gekannt.

In den Wahlreichen ging man von dem Gedanken aus, daß der Depositär der Machteinheit ein Mann von großen persönlichen Eigenschaften seyn müsse; und da der Zufall der Geburt dergleichen nicht giebt, so mußte man sich entschließen, ihn in derjenigen Classe der Gesellschaft zu suchen, wo er am leichtesten zu finden war, d. h. in der Classe des höheren Adels. Man setzte also in den Wahlreichen die Nothwendigkeit der Machteinheit voraus, und es kam bloß darauf an, einen würdigen Depositär für dieselbe zu finden.

Die Nachtheile dieser Methode lassen sich nicht verkennen. Zweck und Mittel sind dabei nicht in

Übereinstimmung zu bringen. Gerade durch ihre Abhängigkeit von der Wahl wird die Machteinheit zerstört; und daher die Erscheinung, daß die Wahlreiche mehr den Charakter der Antimonarchieen, als den der Monarchieen annahmen, ohne dadurch im Mindesten verbessert zu seyn.

In den Erbreichen ging man von dem Gedanken aus: eine geregelte Erbfolge sey eine so große Wohlthat für die Gesellschaft, daß die persönlichen Eigenschaften des Depositärs der Machteinheit dagegen gar nicht in Betrachtung kommen dürfen. Das größte Verdienst, das ein Monarch sich um die Gesellschaft erwerben könne, bestehe darin, daß er den Kampf der besonderen Willen verhindere. Um nun dies zu bewirken, bedürfe es weniger der persönlichen Eigenschaften, als einer solchen Stellung, welche die Bestimmung des Monarchen unterstütze. Alles komme hierbei auf Einrichtungen an. Unumschränkt, sobald es die Vollziehung der Gesetze gelte, beschränkt hingegen, sobald es auf die Bildung der Gesetze ankomme, sey der Monarch außer Stande, nachtheilig auf die Gesellschaft einzuwirken. Diese bedürfe für ihre Fortdauer eines festen Stützpunkts, den sie nur in dem Monarchen finden könne; und eben deswegen sey die Erblichkeit der höchsten Magistratur nach feststehenden Gesetzen, über welche der Depositär der Machteinheit nichts vermöge, das erste und dringendste Bedürfniß der Gesellschaft.

Dies System hat gegenwärtig in Europa überall den Sieg davon getragen; die Wahlreiche sind verschwunden, und schwerlich wird jemals wieder ein

Zeitpunkt eintreten, wo man den Beruf fühlt, zur Wahl zurückzukehren, um durch dieselbe Vortheile zu gewinnen, welche auf einem ganz anderen Wege gesucht werden müssen.

Das römische Reich, obgleich vollkommen monarchisch constituirt, war weder ein Wahlreich, noch ein Erbreich, sondern ein Mittelding von beiden, und vollkommen unfähig, jemals ein Erbreich zu werden.

Hierüber müssen wir uns ausführlicher erklären.

In den römischen Großen war kein Gefühl für die Nothwendigkeit der Machteinheit; sie verabscheuten sogar dieselbe, und alle ihre Wünsche bezogen sich auf die Wiederherstellung der Antimonarchie, weil sie diese als das einzige Mittel betrachteten, sich selbst nach ihrem vollen Werthe auszubringen. Die natürliche Folge davon war, daß ihnen die Wahl des Monarchen nicht überlassen werden konnte. Unter diesen Umständen nun hätte sich dies Reich zu einem Erbreich erheben sollen. Allein einer solchen Schöpfung stand nicht weniger als Alles entgegen. Im Allgemeinen könnte man sagen, daß die Idee einer, das ganze Leben der Nation umfassenden Dynastie unnatürlich war in einem Staate, worin man nur jährliche Magistraturen kennen gelernt hatte; denn alles will vorbereitet seyn, und der Übergang von einer jährlichen Magistratur zu einer, die Jahrhunderte dauern soll, enthält einen Gedankensprung, dessen Kühnheit man nur bewundern kann. Außerdem war für die nach feststehenden Gesetzen erbliche Monarchie alles im Zuschnitt verdorben. Hätte sie jemals Statt finden sollen, so hätte Octavius sich nicht gefallen

lassen müssen, daß sein Wille Gesetz seyn sollte. Nichts verträgt sich weniger mit der Erblichkeit der Monarchie, als Despotismus und Tyrannei; und da diesen durch ein Staatsgrundgesetz Thor und Thür eröffnet war, so konnte es keine regelmäßige Erbfolge geben. Sollte nun gleichwohl die Monarchie fortdauern, so blieb nichts anderes übrig, als die Adoption, durch welche sie das Mittel hielt zwischen Wahl- und Erbmonarchie: sie war das erstere, sofern die Wahl auf dem Staatschef beruhete; sie war das letztere, sofern dieser Staatschef unter seinen nächsten Verwandten seinen Nachfolger bestimmte. Man sieht, daß hierbei alles von der Willkühr abhing, und daß die Gewalt im Gegensatz von Recht die Grundlage der römischen Monarchie war und blieb. Denn, wenn man sagen wollte, die Berechtigung des römischen Monarchen habe in seiner Unumschränktheit gelegen, so würde man damit gar nichts sagen, weil die Unumschränktheit sich mit gar keiner Berechtigung verträgt.

Diese Erörterungen werden auf die Regierung des Tiberius so viel Licht werfen, als nöthig ist, um davon etwas mehr zu begreifen, als die Darstellungen der römischen Geschichtschreiber erlauben, und um den Nachfolger des Augustus da zu entschuldigen, wo er entschuldigt zu werden verdient.

Unstreitig war in dem Charakter des Tiberius Manches, was dem Augustus, seinem Stiefvater, mißfiel; hieran ist um so weniger zu zweifeln, da Octavius, wie Sueton erzählt, kein Bedenken trug, das, was er die Fehler des Tiberius nannte, öffentlich zur

Sprache zu bringen, um sie zu entschuldigen. Allein darf man vergessen, daß das Schicksal dem Tiberius sehr hart mitspielte, als er, seinem Stiefvater zu gefallen, sich von seiner ersten Gemahlin, welche er liebte, trennen mußte, um die sittenlose Wittwe des Vipsanius Agrippa zu heirathen und ihren Ausschweifungen einen Deckmantel zu leihen? Wüßten wir überhaupt genauer, wie die Verhältnisse im Hause des Augustus während der langen Periode von zwei und vierzig Jahren, welche über seine Regierung verflossen, beschaffen waren: so würde uns der Charakter des Tiberius um Vieles begreiflicher seyn. Bei allem Einfluß, welchen man der Livia zuschreibt, war seine Nachfolge bei weitem mehr das Werk des Zufalls, als das eines Planes. So lange der junge Marcellus, ein Schwestersohn des Augustus, lebte, hatte Tiberius keine Aussicht auf den römischen Thron. Diese wurde aufs Neue verdunkelt, als der Augustus die Söhne des Agrippa, nach dem Tode ihres Vaters, an Kindesstatt annahm. Welche Spannungen es in der Familie des Imperators gab, liegt besonders darin am Tage, daß Tiberius, um von denselben weniger zu leiden, sich für mehrere Jahre auf die Insel Rhodus zurückzog. Wenn die organischen Gesetze eines Staats von so schlechter Beschaffenheit sind, daß die Nachfolge von der bloßen Gunst des jedesmaligen Regenten abhängt: so ist nichts gefährlicher, als ein Gegenstand der Eifersucht und des Mißtrauens zu seyn; und will man es nicht werden, so rettet nur Entfernung. Mit den besten Eigenschaften des Kopfes und des Herzens kann man in einer solchen

Lage sehr unglücklich seyn, und, um niemand zu beleidigen, wird eine Zurückhaltung und Resignation erfordert, welche kaum durchzuführen ist. Was ist aber leichter, als mit dieser Resignation in den Verdacht der Hinterhaltigkeit und Heimtücke zu gerathen!

Sey dem indeß, wie ihm wolle, und mögen die Charakterfehler, welche man dem Tiberius so allgemein zuschreibt, noch so gegründet seyn: so darf man nicht vergessen, daß seine Stellung, als Regent, eine ganz andere war, als die jedes modernen Monarchen, und daß er folglich nach einem ganz anderen Maaßstabe in Hinsicht seines Verhaltens beurtheilt seyn will. Wo die regelmäßige Thronfolge des Resultat unbestrittener Gesetze ist, welche dieselbe für Jahrhunderte regeln; wo der Regent einen bestimmten Wirkungskreis hat, ohne gerade Alles in Allem zu seyn; wo endlich die Person des Regenten zu einer heiligen Person dadurch geworden ist, daß man den Grundsatz angenommen hat, es finde in Beziehung auf ihn keine Verantwortlichkeit Statt: da würde es das Wunder aller Wunder seyn, wenn sich der Charakter des Staatschefs auf eine Weise entwickelte, welche Bösartigkeit, Grausamkeit und Blutdurst ankündigte. Wo hingegen alles Jenes wegfällt; wo der Monarch durch seine Persönlichkeit die Kraft guter organischer Gesetze vertreten soll; wo eigentlich gar nichts geordnet ist, Ansprüche auf Ansprüche stoßen, die List der Gewalt, die Gewalt der List begegnet, und Der, welcher der freieste Mann im Staat seyn sollte, am meisten auf seiner Huth gegen Diejenigen seyn muß, die sich seine Freunde

nennen: da, wir müssen es gestehen, ist weiter nichts zu bewundern, als daß nicht alles Böse geschieht, was möglicher Weise geschehen könnte. Noch jetzt bemerken wir, daß, trotz den besseren Gesetzgebungen, welche die Zeit herbeigeführt hat, und trotz dem allgemein verbreiteten Gefühl von der Nothwendigkeit der Macht-einheit, jede neue Dynastie unter Befürchtungen aller Art regiert und sich durch künstliche Mittel zu sichern strebt. Um wie viel mehr mußte dies da der Fall seyn, wo der Monarch sich bewußt war, daß er gegen den Willen, wo nicht der ganzen Nation, doch wenigstens Derer regierte, die sich durch ihn verkürzt und zurück-gesetzt glaubten! Was man in Hinsicht des Tiberius nicht aus der Acht lassen darf, ist, daß der Geist der Antimonarchie in den römischen Großen nichts weniger als ausgestorben war, als Jener seine Regierung antrat; daß die letzten Regierungsacte des Augustus ihn von neuem geweckt hatten durch eine Reihe von Zurück-setzungen und Kränkungen, welche die Senatoren sich hatten gefallen lassen müssen; daß es folglich auf nichts Geringeres ankam, als auf einen neuen Kampf, durch welchen entschieden werden sollte, ob das römische Reich monarchisch regiert werden müsse oder nicht. Es kam noch Ein Umstand hinzu, welcher dem neuen Regenten nichts weniger als vortheilhaft war. Octavius, in der Antimonarchie geboren und erzogen, hatte die Sitten, welche diese Art von Verfassung erzeugt; und die Folge davon war, daß er, mitten im Gebrauche der unumschränkten Gewalt, durch eine gewisse Her-ablassung und scheinbare Gutherzigkeit alles mit sich

aussöhnte. Tiberius, in der Monarchie, ja in dem Hause und unter den Augen des Alleinherrschers gebildet, hatte die Sitten der Monarchie angenommen und war vermöge derselben sehr wenig geneigt, eine gewisse Gleichheit zu achten, die ihn mit den Patriciern auf Eine Linie stellte. Gekommen war der Zeitpunkt, wo die Person des Monarchen ausgezeichnet werden mußte durch alles, was die Erhabenheit ihrer Bestimmung den Geistern und Gemüthern zu vergegenwärtigen vermag; und Tiberius war wohl der Mann, dies nicht bloß zu fühlen, sondern auch durchzusetzen. Allein gerade dies war es, wodurch er den Senat und allen patricischen Geschlechtern anstößig wurde. Eigentlich kam es darauf an, zwischen dem Thron und dem Senate ein Verhältniß zu stiften, das dem brittischen ähnlich gewesen wäre; aber dies war nur in so fern möglich, als die Wirkungskreise des Monarchen und des Senats so gezogen wurden, daß sie sich berührten, ohne sich zu durchschneiden; und da die Staatskunst sich noch nicht zu dieser Höhe erhoben hatte, so mußte aus dem bloßen Versuche ein Heer von Mißverständnissen hervorgehen, das nie besiegt werden konnte.

Die Dinge nahmen folgenden Gang.

Octavius hatte die Ausübung der suveränen Gewalt von den Bewilligungen des Senats abhängig gemacht; und ob dies gleich nur zum Schein geschehen war, so hatten die Senatoren doch nicht unterlassen, hierauf ein Recht zu gründen und große Hoffnungen für die Zukunft zu stützen. Aufs Wenigste war ein sehr wichtiger Punkt unentschieden geblieben; nämlich der der Nachfolge.

Da Octavius sich immer gestellt hatte, als behalte er die Oberherrschaft nur für seine Person: so hatte nie von einem Nachfolger die Rede seyn können; dies würde die größte aller Inconsequenzen gewesen seyn. In dem alten römischen Königthum kehrte nach dem Absterben eines Königs die Staatsgewalt zu dem Senat zurück, der in seiner Mitte einen Zwischenkönig wählte, welcher in der Volksversammlung einen neuen König vorschlug; und erst wenn dieser auf den Antrag des Senats vom Volke bestätigt war, setzte die Regierung ihren gewohnten Gang fort. Dies war längst unterblieben, aber noch nicht vergessen; und eben deswegen war der Senat auf eine ähnliche Wendung gefaßt. Doch, anstatt irgend etwas auf eine freie Wahl ankommen zu lassen, behandelte Octavius den Thron als gemeines Eigenthum, ernannte den Tiberius zu seinem Nachfolger auf dem Wege eines Testaments, und starb bald darauf. Tiberius war gerade auf einer Reise nach Dalmatien begriffen, als er von seiner Mutter nach Rom zurückgerufen wurde, um die Zügel der Regierung zu fassen. Für ihn waren die prätorischen Cohorten gewonnen; und in so fern diese auf seiner Seite blieben, war etwas da, das den Senat in den nöthigen Schranken erhielt. Indeß war die Frage: mit welchem Rechte Tiberius an die Stelle des Augustus trete, dadurch noch nicht beantwortet.

Als sich nun der Senat zur Eröffnung des Testaments und der übrigen Papiere des Augustus versammelte, zeigte sich auf der Stelle, was Tiberius von ihm zu erwarten hatte. Kaum hatte er bemerkt:

„nur der Geist des Augustus sey fähig gewesen, eine solche Masse zu bewegen; er, von Jenem zur Theilnahme an den Sorgen der Regierung berufen, habe aus Erfahrung gelernt, wie schwer und wie sehr dem Glücke unterworfen die Last, alles zu regieren, sey; die Senatoren möchten doch in einem Staate, der von so vielen ausgezeichneten Männern emporgehalten werde, nicht einem Einzigen Alles übertragen" — kaum, sag' ich, hatte er dies mit einer des Octavius würdigen Feinheit bemerkt, als Asinius Gallus ihn aufforderte, zu sagen: welchem Zweige der öffentlichen Verwaltung er vorzustehen wünsche, und ihn dadurch zu der Erklärung nöthigte: „daß es seiner Bescheidenheit schlecht geziemen würde, von dem, worüber er lieber ganz entschuldigt seyn möchte, etwas zu wählen oder zu verwerfen." Tiberius ward zwar der Nachfolger des Augustus, mehr, weil der Senat es nicht verhindern konnte, als weil die Art und Weise der Succession Beifall gefunden hätte; aber mit Wahrheit kann man sagen, daß von diesem Augenblick an jedes gute Verhältniß, das zwischen dem Thron und jener Körperschaft hätte Statt finden können, im ersten Keime erstickt war. Dem Rechte stand fortdauernd die Gewalt gegenüber, ohne daß es zwischen beiden zu irgend einer Ausgleichung hätte kommen können. Je mehr Tiberius es versuchte, die Senatoren für sich zu gewinnen, desto mehr fürchteten ihn diese; und je mehr sie sich wegwarfen und in alle seine Launen eingingen, desto verdächtiger wurden sie ihm, und desto mehr Vergnügen fand er daran, einen nach dem andern zu zerschmettern, welches am

bequemsten dadurch geschah, daß er auf Verläumdungen einging und den Senat in ein Tribunal verwandelte, das seine eigenen Mitglieder verurtheilen mußte.

Hier ist der Ort, von den Majestätsgesetzen zu reden, welche unter der Regierung dieses Imperators zuerst in Gang kamen und sich seitdem über ganz Europa verbreitet haben.

In der Antimonarchie bestraft man mit den ausgesuchtesten Martern Jeden, der dem Verdachte unterliegt, daß er damit umgegangen sey, die Monarchie wieder herzustellen; man nennt einen solchen Versuch ein Vergehen gegen die Majestät des Volks. In der Monarchie kehrt man die Sache um, indem man mit ausgesuchten Martern Jeden bestraft, der eines Versuchs, die Antimonarchie zurückzuführen, überwiesen ist; man nennt dies ein Verbrechen gegen die Majestät des Fürsten. Wo bleibt in beiden Fällen die richterliche Vernunft, wenn einmal erwiesen ist, daß jede vollständige Regierung den doppelten Charakter der Einheit und Gesellschaftlichkeit haben müsse? Unstreitig hat jede Regierung ein hohes Interesse, sich in derjenigen Form zu vertheidigen, in welcher sie nun einmal besteht; denn, in welcher Form sie auch bestehen mag, so ist sie die größte Wohlthat für die Gesellschaft, welche ohne sie gar nicht existiren könnte. Allein ehe von Majestätsverbrechen die Rede wäre, sollte man billigerweise untersuchen, worin sie gegründet sind; und fände sich dann, daß sie da unmöglich sind, wo die Regierung den so eben bezeichneten doppelten Charakter der Einheit und Gesellschaft-

lichkeit hat: so sollte man mehr darauf bedacht seyn, den fehlenden Charakter herbeizuführen, als Majestätsverbrecher zu entdecken und zu bestrafen. Leider ist das nicht allenthalben gleich möglich! Im römischen Reiche konnte sich der Charakter der Einheit nur auf Kosten des Charakters der Gesellschaftlichkeit feststellen; und weil dies der Fall war, und Monarchie und Antimonarchie einander so feindselig gegenüber standen, daß zwischen beiden immer nur ein Kampf auf Leben und Tod erfolgen konnte: so lag nichts mehr in der Natur der Dinge, als eine eifersüchtige Bestrafung der Majestätsverbrecher. Auch in dieser Hinsicht muß man dem Tiberius wenigstens die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß seine Lage eine außerordentliche war, in so fern er es mit einem Senat zu thun hatte, der sich gegen ihn immer nur verschwören konnte. Je unsicherer die Lage eines Regenten ist, desto strenger muß er verfahren; und je weniger er dahin gelangen kann, eine moralische Gewalt auszuüben, desto mehr Gebrauch muß er von der physischen machen. Sein Leben ist alsdann in einer beständigen Gefahr, und seine verfehlte Bestimmung macht ihn abwechselnd zu einem Gegenstande des Mitleids und des Abscheus; aber, wie man auch darüber urtheilen möge, in der Sache selbst läßt sich nichts verbessern oder verschlimmern; und wir werden weiter unten sehen, zu welchen Mitteln Tiberius seine Zuflucht nahm, um dem Kampfe mit den römischen Großen zu entrinnen, und wie er nichts weiter erreichte, als ein verödetes, freudenleeres Daseyn.

Nur allzu oft geschieht es, daß man die Macht eines Regenten nach dem Umfange seines Machtgebiets abmißt, während in demselben alles so angethan ist, daß jener immer sehr schwach bleiben muß. Was aber einem römischen Imperator, als Depositär der Machteinheit, den meisten Abbruch that, war die Größe seiner Leibwache. Die Erfahrung hat über diesen Gegenstand auch in neueren Zeiten so vollständig entschieden, daß es der Mühe werth ist, ihn mit einiger Ausführlichkeit zur Sprache zu bringen.*)

Die prätorischen Cohorten bildeten in ihrer Gesammtheit eine Macht von zwanzig bis dreißigtausend Mann; und da sie die Leibwache des Fürsten darstellten, so war nichts natürlicher, als daß ihnen alle Auszeichnungen und Vortheile des römischen Militärs zufielen. Dies aber hatte die Folge, daß, während sie selbst zu einem unerträglichen Stolz und Übermuth hingerissen wurden, alle übrige an den Gränzen vertheilte Truppen sich zurückgesetzt fühlten und ihre entschiedenen Feinde waren. Es kam also immer nur darauf an, ob Jemand dies benutzen wollte, um sich selbst auf den Thron zu schwingen; denn des Erfolges konnte er um so gewisser seyn, da Diejenigen, welche gegen die Leibwache zu Felde zogen, wenn sie nicht in der Zahl zurückstanden,

*) Der Leser ist mit uns gewiß darüber einverstanden, daß Napoleon Bonaparte sich durch nichts so sehr geschadet hat, als durch die ungemessene Vermehrung seiner Leibwache. Diese war es unstreitig, die ihm zuerst die Herzen der Franzosen entfremdete, indem die Eifersucht über die Leibwache sie gegen die Person des Staatschefs gleichgültiger machte.

vermöge ihrer Erbitterung über die verzärtelten Prätorianer den Sieg davon tragen mußten.

Wie Octavius sich die Wirkungen seiner Schöpfung berechnet hatte, bleibt dahin gestellt; wenn er aber glaubte, daß das, was die Monarchie im Allgemeinen zu retten pflegt, auch einen Schutz für den Monarchen bilde, so irrte er sich aufs Wesentlichste. Kaum hatte er die Augen geschlossen, als die Wirkungen seiner Einrichtungen zum Vorschein kamen. Zwar scheinen die prätorischen Cohorten noch nicht geahnet zu haben, in welcher Abhängigkeit der Imperator von ihnen stand; allein die Gränztruppen hatten kaum erfahren, durch welche Mittel Tiberius auf den Thron gelangt war, als sie in eine offene Rebellion ausbrachen. Was einige Soldaten gesehen, alle aber gehört hatten von den Zeiten, wo ihre Anführer ihnen schmeichelten, sie mit Geschenken überhäuften und mit den fruchtbarsten Ländereien belohnten: das wurde in dieser kritischen Periode zur Sprache gebracht; und hätte an der Spitze der Hauptarmeen ein Feldherr gestanden, der sich ihrer Neigungen zu bedienen entschlossen gewesen wäre: so würde, ohne allen Zweifel, unmittelbar nach dem Tode des Augustus die Schärfe des Schwerts über die Thronfolge entschieden haben.

Der Geist der Meuterei brach zuerst in Pannonien aus, wo Junius Bläsus die Legionen befehligte. Die Truppen verlangten theils Erhöhung des Soldes, theils frühere Entlassung aus dem Dienste, und weigerten sich, dem Imperator zu schwören, bis ihre Beschwerden abgestellt seyn würden. Sobald Tiberius von diesem

Aufstande unterrichtet war, schickte er seinen Sohn Drusus, den Älius Sejanus und mehrere Senatoren mit zwei prätorischen Cohorten nach Pannonien ab; und nach langen Unterhandlungen und theilweiser Nachgiebigkeit gegen die Forderung der Soldaten, gelang es, diese zum Gehorsam zurückzuführen.

Noch höher loderte die Flamme des Aufruhrs an den Gränzen Germaniens auf. Hier standen acht Legionen in verschiedenen Abtheilungen, die eine unter dem Cäcina an den Gränzen von Niederdeutschland, die andere unter dem Cajus Silius am Oberrhein, beide unter dem Oberbefehl des Germanicus, der, in Cäsars Familie adoptirt, mit dem Commando dieser Armeen und der Statthalterschaft von Gallien von dem Augustus bekleidet war. Dieser junge Mann, ein Neffe des Tiberius, hatte die Agrippina, Tochter des Vipsanius Agrippa und der Julia Augusta geheirathet, und war Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft: ein Umstand, der bei den Römern sehr empfahl. Zugleich hatte man zu Rom von ihm die Meinung, daß er, wie man es auszudrücken pflegte, die Freiheit, d. h. die Antimonarchie, wiederherstellen würde, wenn er an die Spitze des Senats träte: eine Meinung, welche schwerlich noch lächerlicher seyn konnte. Die an den Gränzen Niederdeutschlands aufgestellten Truppen machten keine anderen Forderungen, als die an der Donau; zugleich aber verlangten beide, daß Germanicus den Tiberius verdrängen und den römischen Thron einnehmen sollte. So etwas lag freilich nicht in den Absichten des Germanicus; er ließ sich aber deswegen nicht minder herab,

ihnen das Versprechen zu geben, daß das von ihnen geforderte Vermächtniß des Augustus verdoppelt, die ganze Periode des Dienstes auf zwanzig, der gewöhnliche Dienst aber auf sechzehn Jahre gesetzt werden sollte. Das Militär schien besänftigt, als ein Ausschuß des Senats, an dessen Spitze Munatius Plancus stand, im Hauptquartier anlangte, und bei den Soldaten die Befürchtung erregte, daß er nur erschienen sey, die Bewilligungen des Germanicus zurückzunehmen und die Aufrührer zu bestrafen. Um nun den bürgerlichen Staatsbeamten die Lust zur Einmischung in militärische Angelegenheiten zu benehmen, faßten sie auf der Stelle den Entschluß, den Munatius Plancus und dessen Begleitung zu ermorden; und ganz unstreitig würden diese Senatoren ihren Tod gefunden haben, hätten sie nicht ihre Zuflucht zu einer von den Legionsfahnen genommen, wo sie, gleichwie in einem Heiligthume, vor allen Verfolgungen gesichert waren. Germanicus, der seine Gemahlin und seinen jüngsten Sohn bei sich hatte, hielt den neuen Auftritt für so gefährlich, daß er beide zu entfernen beschloß. Dies aber gab der Sache eine unerwartete Wendung: denn, als die Aufrührer die Familie des geliebten Feldherrn mit einem zahlreichen Gefolge weiblicher Bedienung aus dem Lager ziehen sahen, da wurden sie von den Wirkungen ihrer eigenen Gewaltthätigkeit gerührt; und indem Einige die Abreise zu verhindern suchten, Andere den Feldherrn baten, daß er ihnen den schrecklichen Vorwurf ersparen möchte, als hätten sie die Gemahlin des Germanicus, die Tochter des Agrippa, die Enkelin des Augustus, zur Flucht

genöthigt,

genöthigt, benutzte Germanicus eine solche Stimmung, sein Ansehn bei der ihm anvertrauten Armee zu befestigen. Ein Militärgericht stellte die Ordnung wieder her. Inzwischen hatte sich deutlich genug gezeigt, daß eine Autorität, welche nur die Militärgewalt zur Grundlage hat, nichts weniger als gesichert ist; und indem das Verhältniß der Gränztruppen zu den prätorischen Cohorten dasselbe blieb, mußte man sich darauf gefaßt machen, daß das Fehlerhafte in demselben sich über kurz oder lang furchtbar rächen würde.

So verhielt es sich mit dem ersten Anfange der Regierung des Tiberius. Der Fortgang derselben war nicht glücklicher. Gleichwohl besaß Tiberius Eigenschaften, von welchen sich ohne alle Übertreibung sagen läßt, daß sie groß und achtungswürdig waren. Hätte er nur die Zufriedenheit der Bewohner Roms im Auge gehabt; hätte er, um diese Zufriedenheit zu gewinnen, auf der einen Seite den Pöbel durch häufige Austheilungen von Getreide und Geld bestochen, und auf der andern die Vornehmen durch einträgliche Ämter und durch Nachsicht in der Verwaltung derselben an sich gefesselt; kurz, hätte er, dem ewigen Wunsche der Römer gemäß, der Hauptstadt das Reich aufgeopfert, ohne sich im Mindesten um die Folgen zu bekümmern, die ein so unweises Verfahren theils für ihn selbst und seine Nachfolger, theils für das ganze Reich haben mußte: so würde er als einer der liebenswürdigsten Fürsten angebetet worden seyn. Doch weil er von allem diesem das Gegentheil that; weil er den römischen Pöbel nicht durch allzu weit getriebene Freigebigkeit in seinem

Müßiggange bestärkte, und den Vornehmen die Gelegenheit zur Bereicherung dadurch nahm, daß er die hergebrachte Ordnung bei Ämtern und Oberbefehlen, welche Octavius als nothwendiges Überbleibsel der Antimonarchie mehr ertragen als gebilligt hatte, gänzlich abschaffte, und Statthalter, welche ihre Pflicht thaten und glücklich genug waren, den Frieden in den Provinzen zu erhalten, nicht nur mehrere Jahre, sondern ihr ganzes Leben hindurch auf ihren Posten erhielt; mit Einem Worte, weil er ohne Schonung in dem Geiste eines Monarchen handelte, der sich dem ganzen Reiche schuldig zu seyn glaubt, und folglich wirklich ein achtungswerther Regent war: so machte er sich zum Gegenstande der Anfeindung und des Hasses in einem so hohen Grade, daß Die, welche nicht auf seine besondere Lage eingehen, und das Verhältniß Roms zu dem Reiche aus der Acht lassen, ihn noch jetzt, durch das Urtheil des Tacitus verführt, für den ersten aller Tyrannen halten. Wer sich auf dem römischen Thron behaupten wollte, der mußte vor allen Dingen in der Verwaltung der Provinzen auf eine Ordnung halten, die ihn in den Stand setzte, seine Verbindlichkeiten zu erfüllen und seine Autorität zu bewahren; und weil Tiberius Verstand genug hatte, dies zu begreifen, und Entschlossenheit genug, darnach zu handeln: so war er, was er war; freilich ein großer Regent, aber eben deswegen nur desto mehr verkannt und angefeindet.

Nichts ist thörichter, als anzunehmen, daß der Tod des Germanicus seine bis dahin verborgenen Eigenschaften an das Licht gebracht habe, sofern er

dadurch der Nothwendigkeit überhoben worden, sich zu verstellen. Ein Mann von dem Charakter des Tiberius ist wenig zur Verstellung geneigt. Was er ist, was den Kern seines Wesens ausmacht, kann zwar nicht auf der Stelle offenbar werden; allein wenn die ganze Lage des Reichs von einer solchen Beschaffenheit ist, daß er, um seine Bestimmung zu erfüllen, sich gegen alles, was ihn daran verhindern möchte, auflehnen muß: so bedarf es warlich nicht eines so unbedeutenden Umstandes, als der Tod eines Einzelnen ist, um seinen Charakter ins Licht zu setzen. Das Einzige, was sich mit Wahrheit behaupten läßt, ist, daß in dem Verhältnisse des Tiberius zu dem Germanicus alles nur deshalb zum Nachtheil des ersteren war, weil die Römer zwischen Beiden in der Mitte standen. Nicht um seines Charakters willen wurde Germanicus von dem großen Haufen in Rom geliebt, sondern weil man ihn als den reinen Gegensatz von Tiberius betrachtete, und ein Mittel suchte, den Haß gegen diesen an den Tag zu legen, wäre es auch nur durch eine affectirte Liebe zu jenem. Welche Rolle Germanicus auf dem römischen Throne gespielt haben würde, läßt sich freilich nur im Allgemeinen und nur in so fern beurtheilen, als er auf demselben die Monarchie hätte vertheidigen müssen, welche durch die Größe des Reichs nothwendig geworden war; und ganz unstreitig hätte es für die Römer nur dieser Probe bedurft, um ihn eben so abscheulich zu finden, wie den Tiberius selbst. Doch an so etwas denkt man im Partheikampfe nicht; und nichts ist kindischer, als die Partheilichkeit, welche der Senat in dem Processe

des Piso, dieses angeblichen Mörders des Germanicus, bewies. Tiberius konnte, ohne die monarchische Würde zu verletzen, sich bei diesem Processe nicht anders als leidend verhalten; aber die Leidenschaft, welche der Senat in die Untersuchung brachte, und seine Geneigtheit, den Piso schuldig zu finden, zeigte nur allzu sehr die Gesinnung, welche diese Körperschaft unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit gegen den Tiberius verbarg. Der Selbstmord des Piso war ein nicht geringes Unglück für den Imperator; denn vermöge desselben blieb alles im Dunkel des Geheimnisses, und indem der Argwohn freien Lauf behielt, dauerte der Familienhaß zwischen dem Hause des Germanicus und dem des Tiberius desto sicherer fort. Wir möchten uns die Agrippina gern als eine Frau denken, welche nur in der Erinnerung an ihren früh verstorbenen Gemahl lebt; aber da selbst der partheiische Tacitus — partheiisch, sofern er die Erscheinungen, welche er darzustellen hatte, nicht als natürliche Wirkungen des fortdauernden Kampfes zwischen der Monarchie und Antimonarchie begriff — da selbst Tacitus diese Frau nicht von allem Ehrgeize loszusprechen wagt: so läßt sich leicht erachten, wie sie durch ihr Betragen gegen die Mutter des Tiberius und gegen ihn selbst auf der einen, und durch ihre Verbindungen mit den Vornehmen Roms auf der andern Seite, das Schicksal herbeirief, das ihr und ihren beiden ältesten Söhnen zu Theil wurde. In der That war sie zu Rom nichts mehr und nichts weniger, als ein Gährungsstoff, der alle Gemüther zur Feindschaft gegen den Tiberius geneigt machte und eben deswegen nicht länger geduldet werden konnte.

Hätte Tiberius mit den Vornehmen Roms auf demselben Fuße leben können, worauf Octavius mit ihnen zu Anfang seiner Regierung gelebt hatte: so würde er schwerlich auf den Gedanken gerathen seyn, die Hauptstadt zu verlassen und sich nach Capreä zurück zu ziehen. Je weniger die römische Regierung eine Form hatte, durch welche der Staatschef der Nothwendigkeit überhoben gewesen wäre, persönlich hervorzutreten; je unmittelbarer er folglich von Allem, was vorging, berührt wurde: desto gefährlicher und ängstlicher war seine Lage, trotz allen Mitteln dieselbe zu sichern. Ein Ministerium, auf welches er, wo nicht alle Verantwortlichkeit, doch den größten Theil derselben, hätte ablehnen können, war einmal ein Gedanke, der außerhalb des Kreises aller politischen Combinationen lag, die in Rom gemacht werden konnten, weil der Stolz der Großen es verschmähete, als Werkzeug des Imperators zu erscheinen. Sollte nun gleichwohl der Thron gesichert bleiben, so konnte dies nur durch eine Absonderung bewirkt werden. Mag, wie Tacitus erzählt, der Präfectus Prätorio, Älius Sejanus, für die Erreichung seiner ehrgeizigen Absichten, seinen Antheil an dem Entschlusse des Tiberius, sich nach Capreä zurückzuziehen, gehabt haben: so lagen eben diesem Entschlusse doch gewiß noch andere Motive zum Grunde. Gab es ein besseres Mittel, die gefährlichsten Leidenschaften zu besänftigen und allen den Inquisitionen ein Ende zu machen, welche verstellte Freunde in Gang brachten, um durch die Gunst des Imperators zu einträglichen Ämtern zu gelangen, oder auch um ihn immer verhaßter zu machen? Es kam

noch das dazu, daß eine große Autorität sich nur in so fern ausüben läßt, als es gelingt, sie von jeder andern abzusondern und sie im eigentlichsten Sinne des Worts zu vereinzeln. Wenn durch die Entfernung des Tiberius von der Hauptstadt nicht alle die glücklichen Wirkungen hervorgebracht wurden, die er sich selbst davon versprochen zu haben scheint: so rührte es offenbar daher, daß da, wo es an guten organischen Gesetzen fehlt, alles schwankend bleibt und eine einzelne Maaßregel niemals zum Ziele führt. Für die antimonarchisch gesinnten Römer wurde die Entfernung des Tiberius aus ihrer Mitte sogar eine Quelle unerschöpflicher Verleumdungen; denn in diesem Lichte muß das betrachtet werden, was Tacitus und Suetonius von den Ausschweifungen erzählen, welchen sich Tiberius zu Capreä überlassen habe. Er, dessen Jugend tadellos verflossen war; er, dem Sorge und Gram nach Capreä folgten; er, der sich um diese Zeit in einem Alter befand, wo die Leidenschaften ihre Herrschaft verloren haben: er sollte, allen Naturgesetzen zum Trotz, das Leben eines Wüstlings geführt haben? Um es zu glauben, muß man nie in dem Falle gewesen seyn, den Geist einer Hauptstadt kennen zu lernen, noch weit weniger aber sich eine Vorstellung machen können von dem Leichtsinn und der Bosheit, womit nachtheilige Gerüchte in Rom ersonnen und verbreitet wurden.

Älius Sejanus trug seinerseits nicht wenig dazu bei, die Lage des Tiberius zu verschlimmern. Die Aufgabe, einen Fürsten zu beschützen, welcher verdienter- oder unverdienterweise zu einem Gegenstande des allge-

meinen Hasses geworden ist, mag unter allen Umständen schwierig genug seyn; für den Sejanus aber war sie schwerlich zu lösen. Von den Senatoren auf das Mannichfaltigste zum Ehrgeiz angetrieben, mußte dieser Präfectus Prätorio sehr bald zu einem System gelangen, nach welchem er, um seiner eigenen Erhaltung willen, die Geneigtheit zum Mißtrauen gegen den Tiberius unterhielt. Ob er, mit Hülfe der Livia und ihres Arztes, den Drusus, Sohn des Tiberius, vergiftet habe, mag dahin gestellt bleiben, weil die Aussage einer verstoßenen Gemahlin allzu verdächtig ist, um Glauben zu verdienen; aber daß Sejanus nach der Fürstenwürde strebte, unterliegt keinem Zweifel, da er sich bei dem Tiberius förmlich um die Hand der Livia bewarb. Er fiel, sobald er sich verdächtig gemacht hatte; doch indem Macro sein Nachfolger im Oberbefehl über die Leibwache wurde, blieb der Geist der Regierung nicht bloß derselbe, sondern verschlimmerte sich sogar durch das zunehmende Alter des Tiberius, welches ihn immer mißtrauischer und gefühlloser machte.

Wer könnte anders als mit Abscheu auf die Regierung des Tiberius hinblicken, selbst wenn man zugiebt, daß die Behandlung der Provinzen und des Auslandes einen großen Geist ankündigte! Und doch würde man ungerecht gegen diesen Imperator werden, wenn man ihn zum Urheber aller Scheußlichkeiten machen wollte, die unter ihm geschahen. Im Großen genommen, muß man sich dahin erklären, daß sie nur geschahen, weil er nicht stark genug war, sie zu verhindern. Es ist einer der ersten Irrthümer, die man im Felde der Politik

begeht, wenn man einen Fürsten in eben dem Maaße für mächtiger hält, in welchem er unumschränkter ist: denn gerade aus der Unumschränktheit geht die Schwäche hervor; und so wie der von der Gesellschaft getrennte Mensch das hülfloseste und unglücklichste aller Geschöpfe ist, eben so ist auch der unumschränkteste Monarch der ohnmächtigste. Es war also nicht Tiberius allein, auch nicht Sejanus und Macro allein, und eben so wenig der römische Senat und das römische Volk allein, was drei und zwanzig Jahre hindurch das Unglück — nicht des römischen Reichs, wohl aber aller ausgezeichneten Menschen in Rom ausmachte: es war vielmehr das regellose Einwirken und Zurückwirken aller dieser Kräfte; es war der Mangel an ordnenden Gesetzen; es war die Unbestimmtheit der Wirkungskreise, worin sich Jeder bewegte. Zwei Züge giebt es in der Regierungsgeschichte des Tiberius, welche man nicht in sich aufnehmen kann, ohne tief erschüttert zu werden. Der eine ist der freiwillige Tod des Coccejus Nerva, eines würdigen Senators, den seine Kenntniß der Gesetze zum Vertrauten des Tiberius gemacht hatte, und der, allen Bitten des Imperators zum Trotz, sich das Leben nimmt, weil er den Widerspruch nicht ertragen kann, worin eine Regierung, die gerecht seyn will und dennoch tyranniſiren muß, mit sich selbst steht. Der andere ist, daß eben der Tiberius, den man unmenschlich und gefühllos nennt, um nicht zu neuen Grausamkeiten hingerissen zu werden, die Stadt von allen Angebern durch eine allgemeine Hinrichtung derselben zu reinigen befiehlt und in seinem Schreiben an den Senat hinzufügt: „ich will unter

noch größeren Übeln als die, unter welchen ich gegenwärtig leide, umkommen, wenn ich weiß, was ich schreiben oder nicht schreiben soll.“ Wie unglücklich mußte ein Fürst sich fühlen, der sich so ausdrücken konnte!*)

Um über den Charakter eines Monarchen mit einiger Bestimmtheit zu urtheilen, muß man das Talent besitzen, ausmitteln zu können, wie er erschienen seyn würde, wenn er nicht Monarch gewesen wäre; denn alles, was ihm durch sein Geschäft, vorzüglich aber durch die Stellung, welche er einnimmt, aufgedrungen wird, kann nicht als etwas betrachtet werden, das zu seinem Charakter gehört. Nach diesem Grundsatze nun ist man zu der Behauptung berechtigt, daß von allen den Erscheinungen, welche den Stoff der Regierungsgeschichte des Tiberius ausmachen, keine einzige als aus seinem Wesen hervorgehend betrachtet werden kann. Nur Eins darf man nicht aus der Acht lassen: das nämlich, daß Tiberius zur claudischen Familie gehörte, und daß die aristokratische Strenge, welche dieser Familie eigen war, auch in ihm wohnte.**) Vermöge

---

*) Sueton hat uns in seiner Lebensbeschreibung des Tiberius dieses köstliche Schreiben aufbewahrt, welches über das Innere des Imperators weit mehr Aufschlüsse giebt, als die ersten sechs Bücher der Annalen des Tacitus, der es nicht gekannt zu haben scheint.

**) Es ist nur ein Gegenstand für das Erstaunen, zu bemerken, wie der Charakter der römischen Familien sich durch alle Jahrhunderte gleich blieb, so daß man sagen kann, die politischen Grundsätze des ersten Ahnherrn seyen die aller seiner Nachkommen gewesen. Unstreitig stand dies mit den Institutionen und Sitten der Römer in der allerengsten Verbindung.

derselben von allem, was Popularität heißt, geschieden, konnte er immer nur als Ankläger der patricischen und senatorischen Familien dastehen; und weil sein Geist der seiner Ahnen war, so taugte Er, der geborne Senator, am wenigsten zu einem Staatschef in einer Periode, wo das Verhältniß zwischen dem Thron und dem Senat so wenig geregelt war, daß beide immer collidiren mußten.

Fünftes Kapitel.

Weshalb die Imperator-Würde durch Adoption fortgepflanzt werden mußte.

Ehe wir die Geschichte des römischen Reichs verfolgen, müssen wir näher auseinander setzen: weshalb die Imperator-Würde nicht nach eben den Grundsätzen erblich wurde, welche gegenwärtig mit sehr geringen Abweichungen in allen europäischen Staaten eingeführt sind; denn von der Beantwortung dieser Frage hängt nur allzu viel für die Beurtheilung der Erscheinungen ab, die sich uns zunächst darbieten werden.

Es war durch die Revolution, welche sich mit der Annahme der Augustuswürde endigte, dahin gekommen, daß die Zweiheit des jährlichen Consulats sich in die Einheit eines lebenslänglichen Imperators verwandelt hatte; und es war dadurch nichts geschehen, was dem Wesen der Regierung nicht vollkommen angemessen gewesen wäre, vorzüglich in einem großen Reiche, das um nach feststehenden Regeln verwaltet zu werden, einen bleibenden Mittelpunkt haben muß, auf welchen sich Alles beziehe.

Woher kam es gleichwohl, daß das römische Reich diesen Mittelpunkt nicht erhielt?

Oben, als von Roms Königen die Rede war, ist bemerkt worden, daß in Beziehung auf sie keine Erblichkeit Statt finden konnte: einmal, weil ihr Besitzthum ihnen kein Übergewicht über Diejenigen sicherte, die sich versucht fühlen konnten, sich um die Königswürde zu bewerben; zweitens, weil die Natur eines Staats, der sich durch Eroberungen vergrößern will, weil er nicht anders bestehen zu können glaubt, sich mit keiner Erblichkeit der höchsten Magistratur verträgt.

Diese Hindernisse der Erblichkeit fanden nicht mehr Statt, seitdem aus der Stadt Rom ein römisches Reich geworden war: denn erstlich waren die Imperatoren durch den Besitz der Staatsländereien in allen Provinzen die reichsten Eigenthümer, so fern sie sich in diesem Lichte betrachten wollten; zweitens hatte der römische Staat wenigstens in so fern aufgehört, ein militärischer zu seyn, als es nicht länger auf Vermehrung der gemachten Eroberungen, sondern nur auf Erhaltung derselben ankam.

Hiernach nun sollte man glauben, es hätten der Erblichkeit der höchsten Magistratur, nach gegenwärtig hergebrachten Begriffen, keine Hindernisse im Wege gestanden, und Octavius hätte mit derselben Leichtigkeit, womit es in unseren Zeiten zu geschehen pflegt, die Erbfolge in seiner Familie auf ewige Zeiten feststellen können. Daß es ihm dazu nicht an Lust fehlte, ist offenbar aus Allem, was wir von ihm wissen. Wenn

er es nun gleichwohl unterließ und sich damit begnügte, seinen nächsten Nachfolger durch Adoption und testamentarische Verfügungen zu ernennen: so muß er dazu besondere Gründe gehabt haben, welche kennen zu lernen, noch jetzt nicht unwichtig ist.

Bei einem längeren Nachdenken über diesen Gegenstand stößt man auf folgende Erklärungsgründe, deren Zulänglichkeit für das römische Reich kaum in Zweifel gezogen werden kann.

Erstlich lag die Idee einer erblichen Magistratur den Römern, welche seit Jahrhunderten nur jährliche gekannt und geduldet hatten, so fern, daß es die größte Mühe kostete, sie mit dem Gedanken an eine lebenslängliche auszusöhnen; sie, welche gewohnt waren, alles auf die Person zu beziehen und die Kraft der Dinge ganz aus der Acht zu lassen, konnten sich nicht vorstellen, daß in einem erblichen System irgend eine Garantie für die Sicherheit und die freiere Entwickelung der Gesellschaft sey; einen solchen Gedanken hätten sie nur verlachen können. Ihre ganze Gesetzgebung zeigt, wie scharf sie die Personen von den Dingen trennten; und so lange sie dies thaten, würde eine Erbfolge nach gegenwärtigen Begriffen in dem auffallendsten Widerspruch mit ihrer übrigen Gesetzgebung gestanden haben. Besteht einmal eine solche Erbfolge, so kann sie nicht verfehlen, unter anderen glücklichen Wirkungen auch die hervorzubringen, daß sie der väterlichen Gewalt sehr bestimmte Gränzen setzet und dem Begriffe von Familie eine Ausdehnung giebt, worin Vergangenheit und Zukunft gleich sehr

umfaßt werden. Welcher Römer aber hätte sich jemals damit vertragen!*)

Zweitens hatte man sich bei Bekämpfung des Charakters der Gesellschaftlichkeit, welcher das Wesen der Antimonarchie ausmacht, des Mittels beraubt, den Thron durch die Kraft solcher Körperschaften zu beschützen, welche, indem sie die Güte der öffentlichen Willen sichern, zugleich die Erblichkeit garantiren. Seitdem Cäsar erklärt hatte: „die Republik sey nichts, als ein leerer Name, und Sulla habe bei Niederlegung der Dictatur sich nicht auf seinen Vortheil verstanden," war dies zur Maxime geworden, und als Maxime mußte es dahin wirken, daß die Staatschefs auf den Beistand des Senats und jeder anderen gesellschaftlichen Körperschaft, in Beziehung auf Alles, was ihren besonderen Vortheil ausmachte, Verzicht leisteten. Man muß sich dadurch nicht irre machen lassen, daß der Augustus das Collegium der Senatoren von allen unwürdigen (oder

*) Wie man zu Rom über die Erblichkeit der höchsten Magistratur dachte, darüber findet sich eine merkwürdige Stelle im Tacitus, der den Galba sagen läßt: Sub Tiberio et Cajo et Claudio unius familiae quasi hereditas fuimus. Loco libertatis erit, quod eligi coepimus; et finita Juliorum et Claudiorum domo optimum quemque adoptio inveniet. Nam generari et nasci a principibus, fortuitum, nec ultra aestimatur. Adoptandi judicium integrum, et, si velis eligere, consensu monstratur. Tac. Historiar. Lib I. cap. 17. In dieser Stelle zeigt sich mit der Beschränktheit des Römers der ganze Haß, den er gegen jedes regierende Haus, als einen Vernichter der Freiheit, unterhielt.

ihm abgeneigten) Mitgliedern reinigte, daß er sogar die Einkünfte der minder begüterten Senatoren vermehrte: seine Absicht ging deswegen nicht weniger auf Unumschränktheit; was er that, geschah aus sehr eigennützigen Beweggründen, wobei es ihm unendlich weniger auf Sicherstellung der Monarchie, als auf eigene Sicherheit, ankam. Eins war dem Verstande jedes Römers unbegreiflich; nämlich, daß die Kraft sich nur durch die Gegenkraft erhält. Nie hätte sich Octavius zu einem Autokrator machen lassen, wenn er geahndet hätte, daß ein Fürst, dessen Regierung nicht in Despotismus und Tyrannei ausarten soll, sich ganz von selbst auf die Initiative des Gesetzes beschränken muß. Er fühlte nur allzu sehr, daß er in Beziehung auf die Antimonarchie ein Usurpator war; aber anstatt ihr die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr gebührte, legte er es nur auf Austilgung alles dessen an, was zu ihrem Wesen gehört hatte. Mit Einem Worte: er sah in sich bei weitem mehr den Octavius, als den Depositär der Einheit, d. h. das Kunstwesen, welches, um zu bestehen, sich durch etwas beschränken muß, das sich wesentlich von ihm unterscheidet.

Drittens, indem der römische Thron keine andere Stütze hatte, als die Militärmacht, konnte er nicht füglich erblich werden; denn eine nicht unterbrochene Erbfolge ist nur da möglich, wo solche Einrichtungen getroffen sind, daß die der Regierung nothwendige Einsicht auch dann gesichert ist, wenn der Staatschef nicht ein Mann von vorzüglichen Eigenschaften und Fähigkeiten seyn sollte. Hieraus folgt ganz von selbst,

daß sie nichts weniger als gesichert ist in einem Staate, wo die Gewalt unaufhörlich das Recht vertritt. Sehr richtig bemerkt Montesquieu, daß zweimal hunderttausend Mann nie die Kraft haben, das Leben eines Monarchen zu beschützen, weil alle Unordnungen im Staate sie zuerst treffen, und sie folglich dadurch aufgefordert werden, jeder Verschwörung gegen den Staatschef beizutreten. Alles, was ein großes stehendes Heer vermag, ist, die Monarchie zu retten; denn diese stellt sich durch dasselbe immer ganz von selbst wieder her. Den Monarchen hingegen kann es nie retten, und das ganze Wesen der Gesellschaft bringt es mit sich, daß die Gefahr für ihn in eben dem Maaße wächst, in welchem er Anstalten trifft, sie bloß durch physische Gewalt von sich abzuwenden. Wir werden im Folgenden sehen, wie viel die prätorischen Cohorten von dem Augenblick an zum Thronwechsel beitrugen, wo sie begriffen hatten, daß der Staatschef weit mehr von ihnen abhängig war, als sie von ihm. Alle Beruhigungen, welche man in einer solchen Ordnung der Dinge vom National-Charakter hernimmt, sind auf den Sand gebaut; denn in keinem National-Charakter ist etwas Absolutes: er ist, was er nach Maaßgabe der organischen Gesetze, die ihn allein bestimmen, seyn kann, so daß, wenn diese schlecht sind, von jenem keine Rettung zu erwarten ist.

Aus allen diesen Gründen würde Octavius sich nur lächerlich gemacht haben, wenn er mit einem förmlichen Erbfolgegesetz aufgetreten wäre. Ihn selbst führte freilich der Mangel eines Sohnes zur Adoption des Tiberius; allein,

allein, wenn er auch einen Sohn gehabt hätte, so würde ihm dieser mehr nach testamentarischen Verfügungen, also auch versuchsweise, als in Folge eines allgemein angenommenen Staatsgesetzes gefolgt seyn. Nach dem Octavius wurde die Adoption zur Regel, wiewohl sie sich einen längern Zeitraum hindurch auf die Julisch-claudische Familie beschränkte. Unstreitig war sie um so nothwendiger, je größer die Talente Desjenigen seyn mußten, der sich mit Erfolg auf dem römischen Throne behaupten wollte; denn ein gewöhnliches Maaß von Fähigkeiten reicht nur da aus, wo es durch gute organische Gesetze, oder, in Ermangelung derselben, durch eine in Gewohnheit übergegangene Gesinnung der Regierten beschützt ist. Indeß ist nichts unzuverlässiger, als die Wahl, welche der Regent in Ansehung seines Nachfolgers trifft; denn sehr selten wird sie von dem Verstande allein geleitet, und Leidenschaften aller Art haben den entscheidendsten Einfluß auf dieselbe.

Will man die Vortrefflichkeit der gegenwärtigen in Europa üblichen Successionsgesetze kennen lernen: so muß man sie in dem Spiegel der römischen Geschichte betrachten. Indem sie dem römischen Reiche fehlten, mußten alle die Gräuel erfolgen, die uns noch jetzt mit Abscheu erfüllen. Wie man auch über den Tiberius urtheilen möge, so kann doch die Frage nicht beseitigt werden: in welchem ganz andern Lichte er erschienen seyn würde, wenn er, als Staatschef, im Zwange solcher Gesetze gegangen wäre, welche ihm nicht erlaubt hätten, seinen besondern Willen in jeder Beziehung zu dem allgemeinen zu erheben. Dasselbe gilt von seinen

Nachfolgern. Will man aber überhaupt wissen, wodurch die Eigenthümlichkeit der römischen Imperatoren, als solcher, bestimmt wurde? Man trenne einen brittischen König von seinem Staatsrath, von seinem Ministerium, von dem Parliamente im Ober- und Unterhause, mit Einem Worte: man hebe ihn aus allen den beschränkenden Beziehungen heraus, die ihn zu gleicher Zeit so unschädlich, und so heilsam und wohlthätig machen, und lege sich dann die Frage vor, was dieser vereinzelte, vollkommen unumschränkte König thun, und wie er erscheinen würde. Gerade das, was ein solcher König von England seyn würde, waren die römischen Imperatoren, und zwar mit einer solchen Nothwendigkeit, daß sich gegen dieselbe nichts einwenden läßt. Hätten in Rom dieselben Begriffe von Sicherheit des Eigenthums und von Freiheit der Personen, welche wir in England antreffen, Statt gefunden, und wäre in Rom, wie in England, die ganze Verfassung nach jenen Begriffen geordnet gewesen: so hätte die Welt niemals einen Tiberius, einen Cajus, einen Claudius, einen Nero kennen lernen können, und alle diese Ungeheuer hätten nie die Schicksale erduldet, welche über sie kamen. Denn dieselbe Gewalt, welche die römischen Imperatoren mit Hinwegsetzung über alles, was Recht heißt, an ihren Unterthanen ausübten, mußte schon deshalb auf sie zurückwirken, weil sie den Begriff des Rechts verdunkelte: einen Begriff, der alle Einseitigkeit ausschließt, und, als unentbehrlich für die Gesellschaft, eine um so stärkere Federkraft gewinnt, je unwirksamer er werden soll.

Wir werden in dem nachfolgenden Abschnitte sehen, welche Wendung das, durch den Octavius zuerst verderbte, durch den Tiberius aber gänzlich zerrüttete Verhältniß der Imperatoren zu dem Senate nahm, um allmählig einen ganz neuen Zustand der Dinge herbeizuführen.

Sechstes Kapitel.

Die Cäsarn Cajus Caligula, Claudius und Nero.

(Von 37 bis 68 nach Christi Geburt.)

Die Regierungen der drei so eben genannten Imperatoren haben etwas Gemeinschaftliches, das sich nicht verkennen läßt; nämlich das Streben nach völliger Unabhängigkeit von dem Einflusse des Senats, oder nach vollendeter Unumschränktheit. Da indeß diese Unumschränktheit etwas Unnatürliches ist, und auch der freieste Monarch einen Anlehnungspunkt suchen muß, um die für sein Geschäft so nothwendige Sicherheit zu erhalten: so werden wir sehen, wie Jene sich an den großen Haufen anschmiegen, um irgend eine Stütze zu finden, und wie sie dadurch Alles verderben.

Wir fangen mit dem Nachfolger des Tiberius an.

Hat, wie Sueton versichert und Tacitus einigermaßen bestätigt, Tiberius wirklich gesagt: „Cajus lebe zu seinem und aller Welt Verderben, und er erziehe eine Natter für das römische Volk, und einen Phaeton für das ganze römische Reich,“ so wird es nur um so wahrscheinlicher, daß er ihn nie zu seinem Nachfolger

ernannt habe; auch kam das Testament des Tiberius nie gehörig zur Sprache, und es war wesentlich der Präfectus Prätorio, Macro, der das Schicksal der Römerwelt bestimmte. *)

Verdienste um den Staat hatte Cajus nicht; indeß redeten ihm zwei Umstände das Wort. Der Eine war, daß er den Vorsprung der Jahre vor dem jungen Drusus, dem Enkel des Tiberius, hatte, der um die Zeit, wo sein Großvater starb, erst siebzehn Jahr alt war; der andere bestand darin, daß Cajus ein Sohn des Germanicus war, von welchem sich die Römer eingebildet hatten, daß er, im Besitz der höchsten Macht, das Geschehene ungeschehen machen, d. h. die Monarchie vernichten und die Antimonarchie zurückführen würde. Man sieht aus dem Verfahren des Macro, daß die Idee einer Dynastie den Römern nicht ganz fremd war; man sieht aber auch zugleich, wie albern sie von der Bestimmung eines Fürsten dachten.

Von den bisherigen Imperatoren war Cajus der Erste, der den Thron der Cäsarn ohne alle Erfahrung und Bildung bestieg; und in einem Staate, wie der römische war, entschied der persönliche Charakter des Fürsten um so mehr, je weniger etwas da war, was ihm auch nur den mindesten Zwang aufgelegt hätte. Passienus sagte von dem jungen Monarchen: seine Thronbesteigung habe aus einem guten Sklaven einen

---

*) Charicles (medicus) labi spiritum nec ultra biduum duraturum Macroni firmavit; inde cuncta colloquiis inter praesentes, nuntiis apud legatos et exercitus firmabantur. *Tac. Annal.* Lib. VI. s. f.

schlechten Herrn gemacht; und Passienus hatte vollkommen Recht: denn dieselbe Geistesanlage, vermöge deren man sich von der schrankenlosen Macht eines Herrschers getroffen fühlt, bringt es mit sich, daß man, vom Zwange befreit und im Besitz der Suveränetät, die übertriebenste Meinung von seinem Vorrechte hat. Ohne eine knechtliche Furcht vor dem Willen des Tiberius würde Cajus in der Folge nicht gesagt haben: „ihm stehe das Recht über die Güter aller Menschen zu.“ Man schaudert, wenn man im Sueton lieset, daß derselbe Cajus, der, dem Tiberius gegenüber, gar keinen Willen hatte, dem sterbenden Imperator den Siegelring vom Finger zieht und die Kehle zudrückt; aber darf man sich darüber wundern bei einer Verfassung, die so locker und lose ist, daß der Respect vor Gesetzen zur Thorheit, die Achtung für die Sitte zu Unsinn wird?

Kaum hatte Cajus den Thron bestiegen, als er, um den Erwartungen des großen Haufens zu entsprechen, die Comitien wieder herstellte und die Majestätsgesetze aufhob. Beide Maaßregeln waren gleich unüberlegt. Durch die erste wurde Stadt und Staat, Rom und das römische Reich aufs Neue vermengt und die Hauptbestimmung des römischen Monarchen, das Interesse von beiden auszugleichen, in den Schatten gestellt; durch die zweite setzte er sich, da Majestätsverbrechen nicht dadurch beseitigt werden, daß man sie nicht voraussetzt, in die Nothwendigkeit, Personen, welche ihm mißfielen, militärisch zu bestrafen, wovon die sehr natürliche Folge war, daß er für alle Bedroheten ein Gegenstand eben des Hasses wurde, den bis dahin der

Senat, als ausschließender Richter über Verbrechen dieser Art, auf sich abgeleitet hatte. Sein übriges Verfahren war nicht weniger unbesonnen. Tiberius hatte einen Schatz von 132 Millionen Thalern gesammelt, der für unerwartete Fälle bestimmt war, den Imperator aber vorzüglich dadurch sicher stellte, daß er es nie an Mitteln fehlen ließ, dem Militär einen regelmäßigen Sold zu zahlen. Diesen Schatz brachte Caligula in weniger als einem Jahre durch. Die Spiele, welche er anordnete, und die bedeutenden Geschenke, die er theils in baarem Gelde, theils in Getreide machte, verschlangen in kurzer Zeit das ganze Fundament seiner Sicherheit; und als er nichts mehr hatte, mußte er, um den an ihn gemachten Forderungen zu genügen, seine Zuflucht zu so furchtbaren Extremen nehmen, als Bettelei und Grausamkeit sind. Nach der Erzählung des Sueton nahm er Geschenke an, indem er sich am ersten Tage des neuen Jahres in das Portal seines Pallastes stellte und den Tribut der auf diesen Auftritt vorbereiteten Vorübergehenden empfing. Seine Grausamkeit bezog sich vorzüglich auf die Reichen. Verbrechen wurden erdichtet; und da nach römischen Gesetzen Der, welcher sich selbst das Leben nahm, seinen Angehörigen sein Vermögen rettete: so dienten die Militär-Commissionen zur Abkürzung eines Processes, bei welchem der Ankläger sicher war, das ganze Vermögen des Angeklagten in seine Hände zu bekommen.*)

*) Eorum qui de se statuebant, humabantur corpora, manebant testamenta; pretium festinandi. *Tac. Annal.* L. VI.

Was den Caligula abscheulich macht, ist eine besondere Eigenschaft seines Geistes, die man als das Produkt seiner Erziehung betrachten kann. So wie die Furcht vor dem Tiberius ihn witzig gemacht hatte, so machte die Unumschränktheit ihn muthwillig. Es giebt aber keine gefährlicheren Menschen, als Witzbolde, welche Gewalt üben dürfen: ein bloßer Einfall vertritt bei ihnen die Stelle des Rechts; und weil sie es gewesen sind, die diesen Einfall gehabt haben, so wird abwechselnd der Scherz zu Ernst, der Ernst zu Scherz. Indem Cajus den Hals seiner Geliebten küßt, ruft er aus: „ein schöner Hals; und doch ist es um ihn geschehen, sobald ich winke.“ In solchen kleinen Zügen hat uns Sueton unendlich mehr geschildert, als er schildern wollte; denn in ihnen deckt sich dem Auge des Kenners die ganze Unförmlichkeit und Mißgestalt der römischen Regierung auf.

Glücklicher Weise entwickelte sich das Schicksal des Cajus sehr schnell.

Durch die Aufhebung der leidigen Majestätsgesetze hatte der Senat seine letzte Bestimmung verloren, ein Tribunal für Majestätsverbrechen zu bilden. Es gab von diesem Augenblick an zwar noch Senatoren, aber es gab keinen Senat mehr; und, was das Schlimmste war — jedes Mitglied dieser Körperschaft befand sich um so sicherer unter den Händen des Imperators, je weniger es auf Beistand rechnen konnte. Daß dieser Zustand nicht zu ertragen war, braucht kaum gesagt zu werden. Es fanden geheime Verschwörungen Statt, deren Zweck die Herbeiführung einer besseren Ordnung

der Dinge war. Hiervon unterrichtet, trug Cajus Bedenken, von den Gränzen Deutschlands, wohin ihn seine Abenteuerlichkeit getrieben hatte, nach Rom zurückzukehren. Als er nun doch zu einer Rückkehr bewogen wurde, erklärte er den Abgeordneten: „er wolle zurückkommen, doch nur für Diejenigen, die es aufrichtig wünschten — für den Ritterstand und für das Volk, nicht für den Senat, für welchen er künftig weder Mitbürger noch Fürst seyn wolle.“ So wurde der Krieg erklärt. Viele Senatoren starben unter den Händen des Henkers, ohne daß das Volk davon Notiz nahm; denn die Senatoren waren dem Volke fremd geworden, seitdem sie keinen Einfluß mehr auf dessen Schicksal hatten. Endlich schlug die Stunde der Rache: Cajus fiel durch die Hand eines Officiers der Leibwache, den er häufig geneckt hatte; die Urheber dieser Ermordung aber waren die Senatoren, unter welchen Valerius, mit dem Beinamen des Asiatischen, sich öffentlich rühmte, die That eingeleitet zu haben.

Cherea — dies war der Name des Mörders — verband mit seiner That die Absicht, die alte Ordnung der Dinge wieder herzustellen; und wie sehr er in Übereinstimmung mit den Senatoren handelte, zeigt sich auch darin, daß diese sich gleich nach dem Tode des Cajus versammelten, um einen gemeinschaftlichen Beschluß zu fassen. Was daraus hervorgegangen seyn würde, läßt sich leicht erachten, da alle die Ursachen fortdauerten, aus welchen die Monarchie hervorgegangen war. Ein Zufall ersparte den Senatoren eine lange Verlegenheit.

Ehe die Officiere, nach vollbrachter Ermordung des Cajus, die zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung nöthigen Maaßregeln nehmen konnten, liefen einige Soldaten durch den Pallast, stießen auf den Claudius, einen Bruder des Germanicus, der bisher ein Gegenstand des allgemeinen Gespöttes gewesen war und jetzt für sein Leben zitterte, begrüßten ihn als ihren Imperator, und trugen ihn auf den Schultern in ihre Baracken, wo er von ihren Cameraden mit Freudengeschrei empfangen wurde. Der Thron war also wieder besetzt, ehe der Senat Zeit gehabt hatte, irgend einen Entschluß zu fassen; und, was wohl zu merken ist, der Mangel an Gesetzen für die Monarchie hatte die Wirkung hervorgebracht, daß der Thron durch die Leibwache besetzt war: ein Beispiel, das nicht ohne Folgen bleiben konnte und nach und nach eine solche Gewalt erhielt, daß nichts ihm zu widerstehen vermochte.

Unter einem Staatschef, der seine Erhebung dem Militär verdankte, mußten alle Gebrechen der vorigen Regierung fortdauern. Die Majestätsgesetze blieben aufgehoben, und in dieser Aufhebung lag die Fortdauer der Militär-Commissionen, dieses Schrecken aller Begüterten.*) Diese zogen sich immer mehr in die Einsamkeit zurück. Je mehr nun der Staatschef von allen Denen verlassen war, welche ihn mit ihrer Einsicht hätten unterstützen können, desto alberner wurde die Regierung. Weiber und Freigelassene fingen sehr bald

*) Der Grundsatz war: vim atque opes principibus infestas esse. Vid. *Tac. Annal.* Lib. XI. c. 1.

an, ihre Rollen zu spielen, und sich, wie es zu geschehen pflegt, gegenseitig zu verdrängen: die jüngere Agrippina, diese berüchtigte Wittwe des Luc. Domitius, eine Messalina, der Freigelassene Narcissus den Freigelassenen Pallas. Alles war den wildesten Leidenschaften hingegeben, und die Bestechlichkeit überschritt alle Gränzen. Dennoch brachte die letztere das Gute hervor, daß das Verhältniß der Provinzen zu der Hauptstadt immer milder wurde, indem die Erwerbung des römischen Bürgerrechts immer weniger Hindernisse fand: ein Beweis, daß die größten Staatsübel oft nur zur Vorbereitung eines besseren Gesellschaftszustandes dienen.

Auf eine merkwürdige Art beweiset die Regierung des Claudius, daß die höchste Gutmüthigkeit eines Regenten nicht vor tyrannischen Handlungen bewahrt, wenn diese nicht durch gute organische Gesetze verhindert werden. Nichts war leichter, als den Claudius zu bereden, daß man seinem Leben nachstelle; fortdauernde Finanz-Verlegenheiten ersparten die Beweise. Um sich nicht zu Grausamkeiten fortreißen zu lassen, mußte ein römischer Staatschef vor allen Dingen ein strenger Wirth seyn, da er nicht bloß für ein zahlreiches Militär und Civil, sondern auch für wenigstens zweimal hunderttausend Arme zu sorgen hatte, die seine Großmuth in Anspruch nahmen, und nur durch monatliche Getreideaustheilungen und sogenannte congiaria und visceraciones (Geldgeschenke) bei guter Laune erhalten werden konnten. In dieser Hinsicht war die Lage der römischen Imperatoren aufs Wesentlichste verschieden von der Lage moderner Monarchen. Den Forderungen

des großen Haufens zu genügen, mußten die Grundsätze des Rechts und der Gerechtigkeit Einmal über das andere unter die Füße getreten werden, so daß der Gährungsstoff, welchen die Antimonarchie zurückgelassen hatte, eine fortdauernde Wirksamkeit behielt. Nach dem Sueton, fühlte der Augustus sehr wohl, wie sehr er durch seine Getreideaustheilungen und Geldgeschenke dem Ackerbau und der allgemeinen Betriebsamkeit schadete; allein er hatte eben so wenig, wie seine unmittelbaren Nachfolger, den Muth, einem Übel Gränzen zu setzen, das krebsartig um sich fraß: er berechnete nämlich sehr weise, daß, wenn die congiaria und viscerationes von ihm abgeschafft würden, jeder Ehrgeizige, um die Dynastie zu verändern, nichts weiter zu thun nöthig habe, als jene wieder einzuführen.*) Was Octavius unvollendet gelassen hatte, das konnte von einem schwachen Claudius nicht vollendet werden.

Die merkwürdigste Erscheinung seiner Regierung ist und bleibt, daß er, um Roms Bedürfnisse zu befriedigen, sich genöthigt sah, liberalere Grundsätze in Ansehung Galliens anzunehmen. Unter ihm erfolgte zuerst die Aufnahme gallischer Großen in den römischen Senat, und die Art und Weise, wie Tacitus ihn diese Maaßregel vertheidigen läßt, würde die reinste

---

*) Sueton führt einen Aufsatz vom Augustus an, worin dieser sagt: impetum se cepisse, frumentationes publicas in perpetuum abolendi, quod earum fiducia cultura agrorum cessaret; neque tamen se perseverasse, quia certum haberet, posse, per ambitionem, post se quandoque restitui. Vid. *Octav. Aug.* c. 42.

Achtung verdienen, wenn diesem scheinbar großmüthigen Verfahren nicht eine schmutzige Geldspeculation zum Grunde gelegen hätte.

Wenn Cajus sein Unwesen nur drei Jahre trieb, Claudius hingegen nicht weniger als vierzehn Jahre despotisirte, so muß man die Ursache dieser Erscheinung in der Charakter-Verschiedenheit beider Imperatoren aufsuchen. Beide erlaubten sich dieselben Handlungen, Beide waren gleich unfähig ein großes Reich zu regieren: aber während Cajus seine Grausamkeit mit Verspottung begleitete, hatte Claudius nichts dagegen, daß er selbst ein Gegenstand des Spottes war. Jener forderte heraus und brachte dadurch gegen sich auf; dieser schien immer nur zu thun, was nicht vermieden werden konnte, und wurde im Grunde bemitleidet. Der Tod des einen von der Hand eines Militärs, und der Tod des andern von der Hand seiner eigenen Gemahlin ist daher nicht aus der Acht zu lassen. Bei allen unverantwortlichen Handlungen würde Claudius sein Leben ruhig geendigt haben, hätte er sich nicht durch seine zweite Gemahlin bereden lassen, seinen eigenen Sohn Britannicus zurückzusetzen und den Sohn des Lucius Domitius zu seinem Nachfolger zu bestimmen. Der unermeßliche Ehrgeiz dieser Frau brachte es mit sich, daß sie eine Welt regieren wollte; und um das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, vergiftete sie den Claudius in eben dem Augenblick, wo er das gegen den Britannicus begangene Unrecht wieder gut zu machen gedachte. Wiederum ein Beweis, daß in Reichen von schwacher Organisationskraft nichts leichter ist, als Unordnungen

anzurichten, und daß gute organische Gesetze eine Wohlthat in sich schließen, welche durch nichts zu ersetzen ist! Nur durch gute Successions-Ordnungen lassen sich dergleichen Schandthaten verhindern; denn die Leidenschaften der Menschen bleiben sich in allen Zeitaltern gleich, und die Schranken, welche ihnen durch die Gesetze gestellt werden, sind das Einzige, was den Unterschied der Erscheinungen in verschiedenen Zeitaltern bewirkt.

Agrippina, die herrschsüchtigste Frau ihrer Zeit, wurde von zwei Männern unterstützt, deren nicht gemeine Talente, einen längeren Zeitraum hindurch, den glücklichsten Erfolg verhießen. Der eine war Burrhus, Präfekt der Leibwache; der andere der Philosoph Annäus Seneca, den Agrippina vorzüglich geschätzt zu haben scheint. Indem Beide mit seltener Übereinstimmung handelten, kam das sogenannte Quinquennium des Nero zum Vorschein, welches man weit richtiger nach dem Seneca benennen würde. Die Wunder dieser kurzen Periode (von welcher man unstreitig allzu viel Aufhebens gemacht hat) lösen sich dahin auf, daß Seneca, um mit einigem Erfolge regieren zu können, die römischen Großen für sich zu gewinnen suchen mußte: ein Unternehmen, das ihm um so leichter wurde, je gefährlicher die Lage dieser Großen während der drei letzten Regierungen gewesen war, und je mehr Ursache er selbst hatte, dem Vorwurfe der Ausländerei zu entrinnen, den man ihm, als einem gebornen Spanier, machte.

Als Erzieher des jungen Domitius Nero mochte Seneca den besten Willen haben, aus seinem Zögling einen musterhaften Regenten zu bilden; sein Charakter und seine Schriften setzen dies außer allem Zweifel. Aber es ist und bleibt ein abenteuerliches Unternehmen, einen jungen Menschen, welches auch seine natürlichen Anlagen seyn mögen, so ausbilden zu wollen, daß er durch den Umfang seines Gemüths und seines Geistes die Kraft guter organischer Gesetze vertrete; man könnte dies sogar eine Versündigung an der Gesellschaft nennen, wenn der Versuch nicht immer da gemacht würde, wo alles von der Unumschränktheit des Staatschefs ausgeht. Nichts ist eitler, als der Wahn der Prinzenerzieher, durch Einimpfung von diesen oder jenen Gesinnungen, diesen oder jenen Grundsätzen, etwas für das künftige Glück der Völker zu leisten; es sey denn, daß sie von einer Verfassung unterstützt werden, welche ihre Zöglinge zwingt, ihr größtes Verdienst in die Achtung für dieselbe zu setzen. Aller Unterricht eines Thronerben ist leer und gegenstandlos, wenn er sich nicht auf die Natur der Gesellschaft, auf das Wesen der Regierung und auf die Gesetze bezieht, welche demselben zum Grunde liegen, und wenn der Zögling nicht begreifen lernt, daß er, auch befehlend, nur gehorcht. Wo es demnach an einer guten Verfassung fehlt, da läßt sich für die Wirkungen auch der besten Erziehung nicht einstehn. Diese gehen aber um so leichter verloren, je vielfacher die einwirkenden Kräfte sind, und je sicherer Diejenigen obsiegen, welche es gar nicht darauf anlegen, ihren Charakter und ihren Geist auf den

Thronerben zu übertragen, sondern durch Nachgiebigkeit gegen Leidenschaften und Launen Gunst und Vertrauen zu gewinnen. Neben einem verschmitzten Freigelassenen hat ein Seneca immer verlornes Spiel.

Der junge Domitius Nero erfüllte die Erwartungen, die man von ihm gefaßt hatte, um so weniger, da seine Erzieher sich genöthigt sahen, fehlerhaften Successions-Gesetzen dadurch zu Hülfe zu kommen, daß sie die Hinrichtung erst des jungen Britannicus und dann aller noch übrigen Mitglieder der julischen Familie gestatteten. Eine solche Nachgiebigkeit war warlich nicht geeignet, das Herz des jungen Tyrannen mit Achtung gegen die Ansprüche Anderer zu erfüllen. Überhaupt war das Gute, das durch die Vereinigung so talentvoller Männer, wie Seneca und Burrhus waren, zum Vorschein kommen konnte, immer nur ein vermindertes Übel; denn es konnte nur darin bestehen, daß der willkührlichen Hinrichtungen und Vermögens-Confiscationen weniger waren, d. h., daß die öffentlichen Einkünfte mit einigem Verstande verwaltet wurden.

Von langer Dauer konnte dies Glück nicht seyn; denn sehr bald mußte der Zeitpunkt eintreten, wo der junge Monarch, der Vormundschaft überdrüssig, von seinen Vorrechten Gebrauch zu machen verlangte. Nero that zwar eine Zeit lang, was Burrhus ihm rieth, und sprach, was Seneca ihn lehrte; allein die zurückgehaltene Leidenschaft des jungen Prinzen kam zum Ausbruch, sobald die berüchtigte Poppäa Sabina sich seiner gegen den Willen seiner Mutter bemächtigt hatte. Von diesem Augenblick an zerriß er alle Bande,

um

um sich in seiner Unumschränktheit geltend zu machen. Die Ermordung seiner Mutter im fünften Jahre seiner Regierung, und die bald darauf erfolgende Ermordung seiner Gemahlin Octavia, haben nichts Befremdendes für Den, welcher zu beurtheilen weiß, wie nothwendig da, wo weder Gesetz noch Sitte zügeln, die verderblichsten Leidenschaften ihr Spiel treiben.*)

Sobald, nach dem Tode des Burrhus, Tigellinus das Übergewicht über den Seneca erhalten hatte, gab es für den jungen Autokrator kein Verhältniß mehr, das in seinem Urtheil die mindeste Schonung verdient

*) Schwerlich giebt es eine Geschichte, die noch grausenvoller wäre, als die von Agrippina's Ermordung, so wie sie im 14ten Buche der Annalen des Tacitus enthalten ist. Die ärgste Verstellung leitet die Schandthat ein. Agrippina kehrt von einem, ihr zu Ehren angestellten, Feste zurück, als sie ersäuft werden soll. Der Versuch mißlingt. Außer sich vor Angst darüber, sucht Nero Rath bei seinen Vertrauten. Burrhus, der dem Militär nicht traut, empfiehlt den Giftmischer Anicetus; und dieser ist sogleich bereit. Aber Agrippina verliert auch in den letzten Augenblicken die Besinnung nicht. Als sie durchstochen werden soll, hält sie selbst den Leib hin, der den Nero getragen hat. Astrologen hatten ihr ein solches Schicksal vorhergesagt, und sie hatte darauf geantwortet: Occidat, dum imperet! Nie sind drei solche Worte wieder über die Lippen eines Weibes geströmt; und warlich, man weiß nicht, was man daran mehr verabscheuen oder bewundern soll: die herrschsüchtige Frau, oder die liebende Mutter. Diese wenigen Worte stellen das Römerthum in seiner ganzen Abscheulichkeit dar, und man könnte sagen: Nero's Mutter sey die Personification desselben gewesen.

hätte, bis er es, nach und nach, dahin brachte, sein größtes Vergnügen in dem Abscheu zu finden, welchen seine Handlungen allen rechtlich gesinnten Leuten einflößten. Es ist unmöglich, sich eine Vorstellung von der Verkehrtheit zu machen, welche hieraus entstand. Jenes oderint dum metuant des Nero ist merkwürdig geblieben, weil das Spiel um die eigene Existenz schwerlich noch besser ausgedrückt werden kann. Was hätte ihn abhalten sollen, Rom in Brand zu stecken? Bald entstanden Verschwörungen; doch diese dienen in der Regel nur, das Leben der Tyrannen zu fristen: denn, was nur in so fern gelingen kann, als es aus der Entschlossenheit eines Einzigen hervorgeht, schlägt nothwendig fehl, wenn es durch Zusammenwirkung Vieler zu Stande gebracht werden soll. In der Verschwörung, an deren Spitze Piso stand, ist die Freigelassene Epicharis die einzige achtungswerthe Person; alle übrigen sind Feiglinge, von welchen zwar Mehrere zu sterben wissen, jeder aber sich auf Kosten der Anderen retten möchte. Für den Nero reichte ein bloßer Verdacht hin, seinen Lehrer und Erzieher Seneca zum Selbstmord zu zwingen.

Um Nero's Verfahren begreiflicher zu finden, hat man ihn wahnsinnig genannt. Doch Nero war nichts weniger, als wahnsinnig. Alles Auffallende an ihm erklärt sich, wie von selbst, sobald man erwägt, daß seine Neigungen mit seiner Bestimmung in Widerspruch standen, und daß er an der Unumschränktheit nichts so sehr liebte, als den Vorschub, den sie ihm als Künstler gewährte. Wäre es möglich, daß die Liebhaberei für Musik und Schauspielkunst sich eines modernen

Monarchen in demselben Grade bemächtigen könnte, wie sie sich Nero's bemächtigt hatte: so würden damit alle die Unordnungen verbunden seyn, welche Nero's Verderben herbeiführten; aber man würde deshalb nicht berechtigt seyn, den Verstand eines solchen Monarchen in Zweifel zu ziehen. Was den Nero am meisten verführte, war sein Verhältniß zu dem römischen Volke, nachdem Alles aufgeopfert war, was ihn abhalten konnte, in der Gunst desselben einen Anlehnungspunkt zu suchen. Und so muß man es als einen großen Vorzug der neueren Zeit betrachten, daß der Monarch nicht in unmittelbarer Berührung mit dem großen Haufen steht, und im Stande ist, seine Bestimmung zugleich mit größerer Freiheit und mit größerer Würde zu erfüllen. Dem römischen Thron fehlte die Unterstützung, welche die gute Sitte gewährt; aber gerade dadurch fehlte ihm Alles, und in der Natur der Dinge selbst war die Antwort des Subrius Flavius gegründet, als er, wegen seiner Theilnahme an der Verschwörung zur Verantwortung gezogen, zu Nero sagte: „Keiner von deinen Soldaten hing mit größerer Treue an Dir, so lange Du geliebt zu werden verdientest; mein Haß begann, sobald Du als Mörder deiner Mutter und Gattin, als Wagenlenker und Schauspieler, als Mordbrenner da standest. *)"

Unter Nero's Regierung gab es, neben den Helden im Laster, eine große Zahl von Tugendhelden. Nichts war natürlicher. Was die einen erzeugt, dasselbe

---

*) Vid. *Tac. Annal.* Lib. XV. c. 67.

erzeugt auch die andern. Beider Entstehung ist wenigstens in so fern erklärt, als man annehmen muß, daß es an Allem gefehlt habe, was einen gesunden Zustand der Gesellschaft zugleich bedingt und beschützt. Wo gute Gesetze wirksam sind, da macht sich weder das Laster, noch die Tugend geltend; denn das Pflichtgefühl stellt sich zwischen Beide, und man ist tugendhaft, ohne es zu wissen. Nicht ganz mit Unrecht sagte der heilige Augustin in der Folge: „die größten Tugenden der Heiden seyen nur glänzende Laster gewesen.“ Warlich, es geschieht nur allzu oft, daß man sich der Tugend zuwendet, weil man keinen Antheil haben kann an den vorübergehenden Vortheilen, welche das Laster gewährt. Der Tod des Pätus Thrasea, so wie Tacitus ihn am Schlusse seiner Annalen beschreibt, mag tragisch seyn; aber wer möchte nicht wünschen, daß die Römer dieser Zeit an der Stelle des hochherzigen Beispielgebers einen guten Gesetzgeber gehabt hätten, dem es gelungen wäre, dem Unsinn solcher Hinrichtungen durch eine tüchtige Verfassung ein Ende zu machen!*)

Nero hatte Das mit allen Kunstliebhabern gemein, daß er die Finanzen vernachlässigte. Nach einer unsinnigen Verschwendung von mehr als 50 Millionen Tha-

---

*) Pätus Thrasea starb mit einer Entschlossenheit, welche an Freudigkeit gränzte. Er sagte zu dem Quästor, der seinen Tod betreiben mußte, in dem Augenblick, wo er sich die Adern öffnen ließ: Libemus *Jovi Liberatori!* Specta juvenis; et omen quidem Dii prohibeant; Ceterum in ea tempora natus es, quibus firmare animum expediat constantibus exemplis. *Tac. Annal.* XVI. c. 34.

lern fing der Staatsdienst an zu leiden. Die natürlichste Folge davon war das Mißvergnügen der Legionen. Gleichzeitig fielen sie auf allen Punkten von ihm ab; und weil er von jetzt an ohne alle Stütze war, so konnte er der Schmach, welche der Senat über ihn verhängte, nur durch einen Selbstmord entgehen. Er hatte sich viel zu weit verirrt, als daß er jemals den rechten Weg finden konnte. Mit Recht zählt man ihn zu den größten Ungeheuern, welche jemals einen Thron geschändet haben. Doch sollte man nie vergessen, daß weder die Natur selbst, noch die besondere Beschaffenheit des Throns es ist, was solche Ungeheuer hervorbringt, und daß diese immer nur da entstehen können, wo man nie darüber nachgedacht hat, was sie unmöglich machen würde, wenn es vorhanden wäre.

Man befindet sich warlich noch im Vorhofe der Geschichtforschung, wenn man, um die Handlungen und Schicksale eines Nero, Claudius und Cajus zu begreifen, sich zu der Voraussetzung bequemt, daß diese Imperatoren mehr oder weniger toll gewesen. Dies waren sie keinesweges. Ihre Handlungen, wie ihre Schicksale, waren das Ergebniß der Verhältnisse, worin sie standen, diese aber etwas, das sie abzuändern schwerlich in ihrer Gewalt hatten. Hierbei nun muß auf Zweierlei besondere Rücksicht genommen werden: einmal nämlich auf das Verhältniß, worin Rom, als Hauptstadt, zu dem römischen Reiche stand; zweitens auf die Stellung, welche die Imperatoren gewannen, sobald sie mit dem römischen Senat gänzlich zerfallen waren. Von jenem Verhältniß ist oben mehr

als einmal die Rede gewesen, und es darf vorausgesetzt werden, daß der Leser die Schwierigkeiten kennt, welche daraus für den Imperator abflossen. Was diese Stellung betrifft, so war sie von einer so unseligen Beschaffenheit, daß wir berechtigt sind, in den verrufenen Imperatoren lauter abgesetzte Könige zu sehen; denn jeder Pöbelkönig ist als abgesetzt zu betrachten. Um sich in einer solchen Stellung zu behaupten, kann man sehr viel Verstand entwickeln; und wer möchte behaupten, daß es einem Cajus, Claudius und Nero an Verstand gefehlt habe? Aber die Aufgabe, welche gelöst werden soll, ist nur in sofern zu lösen, als man der Pöbelherrschaft entsagt; und wo dies nicht der Fall werden kann, da muß man sich allen den Bedingungen unterwerfen, welche eine solche Herrschaft in sich schließt. Mit Einem Worte: der römische Thron stand nicht hoch genug, um die Autorität zu gewähren, ohne welche sich die Bestimmung der Imperatoren nicht erfüllen ließ. Daher alle die Widersprüche, welche diese Imperatoren in ihre Bestimmung brachten: Widersprüche, welchen man am meisten ausgesetzt ist, wenn man, wie Nero, nicht ohne große Anlagen geboren ist, und eine sorgfältige Erziehung erhalten hat.

Weil der römische Thron viel zu niedrig stand, als daß sich eine große Bestimmung auf ihm hätte erfüllen lassen: so reichten selbst die größten Talente nicht hin, ihm Achtung und Ehrerbietung zu verschaffen. Man hat eine falsche Vorstellung von der Umgebung der ersten Imperatoren, wenn man den Mangel

des Talents bei ihr voraussetzt. Jene Freigelassenen, zu welchen ein Cajus, Claudius und Nero ihre Zuflucht nahmen, waren gewiß Männer — nicht blos von Geist, sondern auch von Einsicht; sie waren dies sogar in einem ganz vorzüglichen Grade. Allein es ist nie ein Maximum von Geist, was den Thronen Sicherheit gewährt. So etwas vermag nur ein Maximum von großer und erhabener Gesinnung, zu gewähren, die den Geist nicht ausschließt, ihn aber auch nicht oben an stellt. Affinitäts-Gesetze gaben das Verhältniß der Imperatoren zu den Freigelassenen, als ersten Werkzeugen und Gehülfen; doch gerade durch dies Verhältniß wurde der Thron am meisten herabgewürdigt: denn für Freigelassene konnte er nur das Mittel seyn, ein großes und glänzendes Glück zu machen, während er die Glücksritterei von seinem Wesen gänzlich hätte ausschließen sollen. Was hier angedeutet ist, das wird sich in dem Verfolg dieser Untersuchungen in das hellste Licht stellen, und dann wird offenbar werden, weshalb Rom aufgegeben werden mußte, damit die Monarchie fortdauern möchte. Inzwischen wird es hier nicht am unrechten Orte seyn, zu wiederholen, daß der Unterschied zwischen jedem Thron der gegenwärtigen Zeit und dem der römischen Imperatoren auf der Verschiedenheit der organischen Gesetze beruhet, die sich auf die Monarchie beziehen, und daß es gerade diese Verschiedenheit war, woraus die Persönlichkeit eines Nero u. s. w. hervorging. Welcher Abscheu nun auch einer solchen Persönlichkeit gebühren möge, wenn man blos menschlich über sie

urtheilt, so darf ihn doch der Geschichtforscher nicht empfinden, weil er sonst aufhört, Geschichtforscher zu seyn.

Wenden wir jetzt den Blick von einem so scheußlichen Gegenstande auf eine Revolution, welche, lange vorbereitet, nach unmerklichem Anfange eine Kraft gewann, wodurch sie, gleich einem unaufhaltbaren Strome, das ganze Römerreich durchdrang und allmählig alles veränderte!

Siebentes Kapitel.

Von dem zunehmenden Verfall der Staatsreligionen, und von der Entstehung einer Weltreligion.

In der früheren Zeit, die wir die alte zu nennen gewohnt sind, gab es, wie schon bemerkt worden ist, keine Religion in dem Sinne des Worts, worin wir dasselbe gegenwärtig nehmen. Was man so nannte, war nichts mehr und nichts weniger, als einzelne Institution, welche die Bestimmung hatte, der Schwäche des politischen Systems zu Hülfe zu kommen durch den Aberglauben, den der große Haufe damit verband.

Eben deswegen konnte es bei einem und demselben Volke Religionen geben; denn, wenn einmal Alles auf die Benutzung des Aberglaubens zur Unterstützung der Regierung abzweckte, so konnten die den Aberglauben befördernden Einrichtungen nicht genug vervielfältigt werden. Es kam noch dazu, daß, so oft Ein Volk in das andere überging, die Vervielfältigung dieser Einrichtungen sich ganz von selbst verstand; denn das übergehende Volk trennte sich selten von Einrichtungen, in welchen es aufgewachsen war.

über den Ursprung alles Cultus hier zu reden, würde am unrechten Orte seyn; wir wollen uns nur die einzige Bemerkung erlauben, daß, welche Gestalt ihm auch eigen seyn möge, er die Achtung jedes Verständigen wenigstens in so fern in Anspruch nimmt, als er darauf hindeutet, daß alles menschliche oder gesellschaftliche Gesetz nur in so fern begründet ist, als es sich auf das natürliche oder göttliche Gesetz stützet.

Schon in dem Abschnitte, in welchem wir von den religiösen Institutionen der Römer gehandelt haben, ist von den Wirkungen die Rede gewesen, welche Rom, als erobernder Staat, dadurch hervorbrachte, daß es alle Nationall-Eigenthümlichkeit vernichtete. Was kein Römer begriff, was aber deswegen sich nicht minder einstellte, war: daß, nach vollendeter Zerstörung der übrigen National-Eigenthümlichkeiten, die der Römer selbst nicht bleiben konnte, was sie bis dahin gewesen war; und zwar weder im Großen, noch im Einzelnen. Alle ihre religiösen Institutionen hatten ihren Werth verloren, sobald die antimonarchische Verfassung, um derentwillen sie da waren, in Trümmern lag. Unstreitig war der Aberglaube, auf welchen jene sich stützten, noch in ihnen; denn was hätte ihn verdrängen sollen? Doch, da alle Beziehungen, in welchen er staatsnützlich gewesen war, durch die Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie verschwunden waren: so erhielt er durch die religiösen Institutionen keine Nahrung mehr. Diese dauerten zwar fort, wie das Consulat, das Tribunat u. s. w.: allein sie hatten nicht mehr dieselbe Bestimmung; ja sie hatten gar keine Bestimmung mehr,

seitdem es einen Suverän gab, dessen Willkühr über Alles entschied. Unabhängig von dem Volkswillen, verlassen von jeder anderen Unterstützung, als von der eines ihnen ergebenen Militärs: wie hätten die Imperatoren irgend ein Interesse fühlen sollen, die Religionen aufrecht zu erhalten! Wie hätten sie nicht vielmehr alles, was in ihren Kräften stand, thun sollen, sie ganz zu Grunde gehen zu lassen, da sie an einen Gesellschaftszustand erinnerten, der nicht mehr war und niemals wiederkehren sollte! Man muß sich nicht dadurch irre machen lassen, daß Cäsar, Octavius und ihre Nachfolger das Pontificat an sich nahmen; dies geschah in keiner anderen Absicht, als um das ganze Priesterthum in ihre Gewalt zu bekommen und nach ihrem Willen zu leiten. Schon in den letzten Zeiten der Antimonarchie war der große Haufe gleichgültiger gegen den öffentlichen Cultus geworden, indem er für Das, was darin Sinnenspiel gewesen war, den reichlichsten Ersatz in den Schauspielen gefunden hatte, welche ihm, um seine Gunst zu gewinnen, von reichen Ehrgeizigen gegeben wurden. Diese Gleichgültigkeit ließ sich vortrefflich benutzen, die religiösen Institutionen gänzlich in Schatten zu stellen; und wer weiß denn nicht, daß es geschehen ist, und daß, von den Zeiten des Tiberius an, von den Imperatoren gar keine Rücksicht mehr auf den öffentlichen Cultus genommen wurde! — außer etwa in Fällen, wo ein Vergehen gegen denselben zum Grund einer Anklage gemacht werden konnte, und Privatleidenschaften sich dadurch verschleiern ließen, daß man ein Interesse erheuchelte, welches gar nicht da war.

Unter diesen Umständen wanderten alle Arten des Aberglaubens — wie die römischen Geschichtschreiber sich auszudrücken pflegen — in Rom ein; und indem ägyptischer, syrischer und chaldäischer Gottesdienst sich neben dem römischen geltend machte, war wohl nichts natürlicher, als die Verwirrung, welche dadurch in den Köpfen entstand. Personen, welche in der Zurückerinnerung an die Vergangenheit lebten, besonders aber solche, welchen die Größe des römischen Reichs fortdauernd ein Räthsel war, geriethen sehr leicht auf den Gedanken, daß diese Vermischung abergläubischer Vorstellungen den Untergang der römischen Herrschaft nach sich ziehen werde, und drangen daher auf Maaßregeln von Rettung; allein, außerdem, daß in einer so volkreichen Stadt, wie Rom, sehr Vieles verborgen bleiben kann, scheint es auch, als sey es den Imperatoren mit ihren Verfolgungen nie ein rechter Ernst gewesen. In der That, welche Mühe man sich auch geben mochte, das Römerthum in einer gewissen Reinheit zu erhalten: die Sache war in sich selbst unmöglich von dem Augenblick an, wo Rom als der Mittelpunkt eines großen Reiches dastand, dessen Bürger ihre letzte Hülfe in dem römischen Imperator finden mußten. Was zur Vernichtung des Römerthums geschah, war im Grunde nichts weiter, als die Vollendung jener Auflösung, worin die Römer, als Nation, von dem Augenblick an befangen waren, wo es keine Nationalität mehr gab, die von ihnen zerstört werden konnte. Denn hatte Rom vernichtend auf die Welt eingewirkt, so wirkte die Welt vernichtend auf Rom zurück, damit ein Amalgam

entstehen möchte, worin Römerthum mit jeder andern National-Eigenthümlichkeit verschmolzen würde. Erscheinungen dieser Art sind allzu sehr in Naturgesetzen gegründet, um nicht nothwendig zu seyn; und wie lange sie auch unbemerkt bleiben mögen, so ist doch nichts im Stande sie zu hintertreiben. Ein Volk, das seine Eigenthümlichkeit behalten will, muß sich entweder gar nicht, oder doch nur sehr allmählich, vergrößern.

Man kann mit Sicherheit annehmen, daß alle die verschiedenen Völker, welche das römische Reich ausmachten, in eine nicht geringe Verlegenheit geriethen, als sie sich plötzlich von dem Particularismus, worin sie so lange gelebt hatten, zu dem unbeschränktesten Universalismus erheben sollten. Zwar ist jedem menschlichen Herzen, wie jedem menschlichen Geiste, eine Ausdehnungskraft eigen; allein je mehr diese Ausdehnungskraft von ihnen gefordert wird, desto standhafter versagen sie dieselbe, um einem gewissen, durch die Gewohnheit bestimmten, Maaße getreu zu bleiben. Auch der Afrikaner, der Spanier, der Gallier, der Illyrier, der Grieche, der Syrer, brauchten Zeit, um sich daran zu gewöhnen, daß sie Römer seyn sollten: sie brauchten desto mehr Zeit dazu, je mehr der Römer, um seine Eigenthümlichkeit zu bewahren, sie von sich zurückstieß, und sie nicht in dem Lichte der Mitbürger eines und desselben Staats, sondern nur als Unterthanen betrachtete. Aus diesem seltsamen Verhältnisse muß es erklärt werden, daß römische Imperatoren es wagen durften, sich als die Schicksalsgötter der von ihnen regierten Welt darzustellen; daß man ihnen

wirklich Tempel und Altäre errichtete; daß man bei ihrem Leben schwur u. s. w. Was die Völker des römischen Reiches jemals geliebt hatten, Vaterland, Verfassung, Institutionen, alles war dahin, vernichtet durch die Kraft römischer Legionen. Eben so unfähig, nichts zu lieben, als sich mit den Trümmern ihres ehemaligen Wohlstandes auszusöhnen, mußten sie irgend etwas finden, was ihre moralischen Gefühle beschäftigte; das Einzige aber, was sich ihnen darstellte, war der römische Imperator, dem seinerseits nichts so sehr zu Statten kam, als die Entfernung, worin er von den meisten seiner Völker lebte. Er, dessen Haupt zu Rom fortdauernd bedroht war; Er, der sich keinen Augenblick vernachlässigen durfte, wenn er nicht gleich dem gemeinsten Verbrecher behandelt werden wollte: — Er vertrat alle Gottheiten, alle Ideale. Doch der Täuschung, ohne welche dies nicht geschehen konnte, Dauer zu geben, war um so unmöglicher, je plumper der Erfolg von Zeit zu Zeit dazwischen trat. Auf irgend eine Weise mußte sich die herrlichste aller menschlichen Anlagen, wir meinen die Anlage zum Idealen, retten; und da es schlechterdings unmöglich war, sich mit dem Gegenwärtigen und Diesseitigen auszusöhnen, so mußte man allen Trost in dem Zukünftigen und Jenseitigen suchen.

Sollte das römische Reich nicht ohne Religion bleiben, so konnte nur die sich geltend machen und tiefe Wurzel schlagen, welche, ohne alle Rücksicht auf Nationalität, den Menschen als Element der Gesellschaft auffaßte und ihm eine für alle seine Verhältnisse ausreichende Regel an die Hand gab. Eine solche

Religion mußte Verzicht leisten auf alle Macht des Aberglaubens, weil dieser, seiner Natur nach, ewig veränderlich ist; eine solche Religion mußte sich von allen Herrschaftszwecken entfernt halten, weil sie sonst in die Vorrechte der Obrigkeit eingegriffen haben würde; eine solche Religion konnte, ihrem Wesen nach, nichts anderes seyn, als ein Abglanz des natürlichen oder göttlichen Gesetzes, und nichts anderes bezwecken, als bereitwilligere Unterwerfung unter das menschliche oder gesellschaftliche Gesetz durch Nachweisung der Unterordnung desselben unter den göttlichen Willen. In ihrer Einfachheit lag ihre Allgemeinheit; und indem es für sie keinen besseren Spielraum gab, als ein sehr großes Reich, so fehlte es ihr nicht an Veranlassung, jedem Particularismus, der sich geltend machen wollte, in den Weg zu treten. Unstreitig war sie nicht im Stande, das zu bewirken, was frühere Staatsreligionen durch die Macht des Aberglaubens bewirkt hatten, namentlich jenen heftigern Patriotismus und jene unbedingte Geneigtheit des Einzelnen, sich der Erhaltung des Ganzen aufzuopfern: allein in ihrem Wirkungskreise lagen alle wahrhaft menschlichen Tugenden, vor allen aber die treue Erfüllung der einmal übernommenen Pflicht; und wie sie von ihren Bekennern alle Helden im Laster ausschloß, so mußte sie auch alle Helden in der Tugend davon ausschließen, und auf Mäßigung dringen: denn sie mußte das Gesetz für Alle ohne Ausnahme enthalten.

Die Natur bedarf bisweilen viele Jahrhunderte, um das hervorzubringen, was in die Wirklichkeit übergehen soll.

Das Christenthum, dessen ursprünglichen Charakter wir so eben zu schildern versucht haben, entstand sehr langsam, wofern man nicht annehmen will, daß es sich unvorbereitet und plötzlich erzeugt habe, was allen Erfahrungen entgegen seyn würde. Die ersten Grundlagen zu demselben waren in den großen Monarchieen des Orients geworfen worden: denn überall bemerkt man noch jetzt, daß der Geist mit weit besserem Erfolge in großen Staaten verallgemeinert; und in so fern die Bemerkung richtig ist, daß der Polytheismus in Republiken, der Monotheismus hingegen in Monarchieen zu Hause gehöre, kann der Grund nur darin liegen, daß die Republiken, ihrer Natur nach, klein, die Monarchieen hingegen, ihrer Natur nach, groß sind, womit das Festhalten von Vorurtheilen und Wahnbegriffen in den ersteren sehr innig zusammenhängt, indem es zu einem Vergehen wird, sich darüber wegzusetzen.*) Schwerlich wird sich jemals nachweisen lassen, wie Persien und Ägypten durch den Pythagoras auf Unteritalien und Sicilien, dieses durch den Platon auf Griechenland, dieses durch Alexanders Eroberungen auf Ägypten, dieses durch die Therapeuten auf Judäa, und Judäa durch den Orden der Essäer auf die gesammte Römerwelt zurückgewirkt habe; ein solcher

*) Shakespear sagt:

For nature crescent does not grow alone
In thewes and bulk; but as his Temple waxes,
The inward service of the mind and soul
Grows wide withall.

solcher Zusammenhang läßt sich nur ahnen, nicht darstellen. Allein, wenn der Urheber des Christenthums, wie es nach Josephus und Philo sehr wahrscheinlich ist, seine Bildung von den Essäern erhielt, welche die ihrige den ägyptischen Therapeuten verdankten: so sind wir berechtigt, bis zu Platon und Pythagoras aufzusteigen, und die Wiege des Christenthums selbst in den großen Staaten des Orients zu suchen. Die vollkommenste und erhabenste Lehre, welche es je gegeben hat, ist alsdann nicht urplötzlich und wie auf Einen Schlag, sondern sehr allmählig entstanden: was der Natur der Dinge, wie wir sie noch immer erkennen, sehr angemessen ist.

Welcher Kenner des Alterthums gesteht nicht, daß in einzelnen Mythen der Griechen die tiefsinnigsten Philosopheme über Gott und Welt enthalten sind!*) Welcher Leser des Platon hat sich nicht, wie sehr er auch Christ seyn mochte, begeistert gefühlt von der Erhabenheit der Anschauungen, die aus den Werken dieses Philosophen spricht! Es läßt sich sogar nicht leugnen, daß sich die Idee eines Weltgotts unendlich reiner in den Werken dieses Griechen antreffen läßt, als in den Urkunden des Christenthums. Allein dies war gar nicht die Idee, deren es in denen Zeiten bedurfte, worin das Christenthum geboren wurde. Für diese genügte die Idee eines Gottes des menschlichen Geschlechts. Denn, wenn man alles

*) Ein solcher Mythus ist der von Eros und Anteros, die um einen Palmzweig streiten.

erwägt, was vorhergegangen war, so muß man bekennen, daß in dieser Idee eine weit moralischere Kraft lag, als in jener. Die Völker, durch Gesetz und Verfassung lange entzweit, hatten noch nicht aufgehört, sich gegenseitig zu hassen, wiewohl die Waffengewalt der Römer alle die Schranken zertrümmert hatte, die bis dahin die nächste Veranlassung zur Feindschaft gewesen waren. Ging also nicht eine versöhnende Idee über diese Völker aus, so war nichts natürlicher, als daß sie fortfuhren, sich zu zerfleischen, und daß der Gegensatz von Herrschen und Dienen immer furchtbarer und zerstörender wurde. Gerade in diesem Betracht war die Idee eines Gottes des menschlichen Geschlechts von vorzüglicher Nützlichkeit; der Vater aller Menschenkinder leistete unendlich mehr, als der platonische Weltgott, der als bloße Idee dem Herzen nichts sagte.

Das Auffallendste am Christenthum wird immer seyn und bleiben, daß es zu eben der Zeit in Wirksamkeit trat, wo die römische Antimonarchie sich in eine Monarchie verwandelte. Ein Jahrhundert früher hätte es scheitern müssen an den Hindernissen, welche ihm die Staatsreligionen entgegengestellt hätten; ein Jahrhundert später wäre es vielleicht auf ein so herabgewürdigtes Geschlecht gestoßen, daß jeder Versuch, dasselbe von neuem zu beleben, vergeblich gewesen wäre. Nichts lag daran, ob die römischen Imperatoren ihr Verhältniß zu der neuen Lehre erkannten oder nicht; ja, je weniger sie es erkannten, desto sicherer brach die neue Lehre selbst sich Bahn. Das Gute, das die Macht zu fördern

übernimmt, verschwindet in der Regel; aus keinem andern Grunde, als weil in dem Guten selbst eine Macht, sich zu fördern, enthalten seyn muß.

Aber auch die Art und Weise, wie das Christenthum in die Welt trat, wird ewig merkwürdig bleiben. Es war in seiner ursprünglichen Gestalt Protestantismus gegen die jüdische Staatsreligion, d. h. gegen den Mosaismus, welcher den Bewohnern Judäa's eine so spröde Eigenthümlichkeit gegeben hatte, daß sie bei der Lage, in welche die cultivirte Welt jener Zeiten durch das Übergewicht der römischen Waffen gerathen war, ihren politischen Untergang in dieser Eigenthümlichkeit finden mußten. Zwar unterschied sich der Jehova der Juden in der einen und der andern Eigenschaft von den Göttern der übrigen Völker; allein, indem er nicht aufhörte, ein National-Gott zu seyn, waren seine Einheit und Unsichtbarkeit nur geeignet, die Absonderungssucht und Ungeselligkeit der Juden zu verstärken und das traurigste Schicksal über sie zu bringen. Es war gar nicht mehr davon die Rede, die politische Unabhängigkeit der Juden zu retten; denn diese war von dem Augenblick an verschwunden, wo sie sich in ein Bündniß mit den Römern eingelassen hatten: was davon noch übrig war, verdankten sie dem Abscheu und Ekel, welchen sie den Römern durch ihre Sitten einflößten. Nur davon konnte die Rede seyn, wie es anzufangen sey, die Juden so in die Römerwelt zu verflößen, daß sie nicht fortdauernd als ein Auswurf des menschlichen Geschlechtes betrachtet würden. Wer dies unternahm, mußte die Idee eines National-Gottes

als Dasjenige bekämpfen, wodurch sie den meisten Widerstand leisteten; und selbst die Urkunden des Christenthums beweisen, daß das Bestreben des Urhebers derselben auf nichts anderes gerichtet war.

Es konnte indeß nicht fehlen, daß die ganze Verfassung der Juden in eben dem Maaße zertrümmert wurde, in welchem sich die Idee des National-Gottes auflöfete. Daher denn der Widerstand, welchen der Reformator des Mosaismus bei allen Denen fand, welche in dem Mosaismus staatsbürgerliche Vortheile vertheidigten; und wie es nur allzu oft der Fall gewesen ist, daß die wärmsten Vaterlandsfreunde und einsichtvollsten Männer, wenn sie etwas wollten, das dem Interesse des Augenblicks, oder auch dem besonderen Vortheile der Machthaber widersprach, für Aufrührer des Volks und Staatsverbrecher ausgerufen wurden: so hatte auch der Urheber des Christenthums dies Schicksal.

Er starb am Kreuz, als Opfer der Kurzsichtigkeit seiner Landsleute. Doch mit ihm starb nicht die Idee einer Religion, welche, frei von allem Aberglauben, und keinen eigensüchtigen Zwecken dienend, nichts anderes beabsichtigte, als die Versittlichung der Menschen. Die Art seines Todes trug sogar dazu bei, daß diese Idee eine Ausdehnung gewann, welche bei ihrem ersten Entstehen zwar nicht berechnet war, aber um so weniger ausbleiben konnte, da sie sich auf das tiefgefühlte Bedürfniß der Menschen dieser Zeit stützte, sich an irgend etwas festzuhalten, das eine reinere Hochachtung und Verehrung gebiete, als der Tyrann, der auf dem römischen Throne sich der Welt zum Gotte gab. Die ganze

Römerwelt öffnete einem solchen Gedanken ihren Schooß, um ihn aufzunehmen und auszubilden; sie öffnete ihn um so bereitwilliger und freudiger, je unvollkommner das politische System der Römer nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie blieb.

Es kam noch dazu, daß die heillose Staatswirthschaft, welche vom Cajus Caligula an bis auf den Vespasian zu Rom getrieben wurde, die Eroberung Judäa's, besonders aber die der Hauptstadt und des Tempels, als des Depots großer Schätze, nöthig machte, und daß diese Eroberung die Veranlassung zu einer allgemeinen Zerstreuung der Juden gab, unter welchen Viele der neuen Lehre anhingen. Der Weltgeist erreicht seine Zwecke auf Wegen, welche die menschliche Weisheit selten ahnet; denn nichts trug zur Verbreitung der neuen Religion so viel bei, als eben die Zerstörung des Judenstaats, welche durch sie hatte verhindert werden sollen, und welche gewiß hintertrieben wäre, wenn eine ganze Nation ihren seit Jahrhunderten gebildeten Charakter plötzlich umformen könnte. *) Wir werden

*) Wie der römische Geist Begebenheiten dieser Art auffaßte und darstellte, muß man in den Annalen des Tacitus lesen, wo von dem Christenthum auf folgende Weise die Rede ist: Autor nominis ejus Christus, Tiberio imperitante, per Procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus erat. Repressa in praesens *exitiabilis superstitio* rursus erumpebat, non modo per Judaeam, originem ejus *mali*, sed per Urbem etiam, quo cuncta undique *atrocia* et *pudenda* confluunt celebranturque. Vid. *Tac. Annal.* Lib. XV. c. 44.

in dem nächsten Abschnitte auf diesen Gegenstand zurückkommen, um zu zeigen, welchen Antheil das Bedürfniß der römischen Regierung an der Wendung hatte, welche die Dinge nahmen: ein Antheil, der in römischen und griechischen Schriftstellern allzu sehr bezeichnet ist, um noch länger verkannt werden zu dürfen.

Nichts lag weniger in der Natur des Christenthums, als der furchtbare Gegensatz von Kirche und Staat, der sich nach und nach entwickelt hat, und noch gegenwärtig ängstiget. Dieser war ganz das Werk der Umstände. Sollte die Lehre verbreitet werden, so mußten die Anhänger derselben sich zu besonderen Gesellschaften ausbilden. Da aber jede Gesellschaft, wie groß oder wie klein sie auch seyn möge, nicht ohne Regierung bestehen kann: so mußten auch die ersten christlichen Gesellschaften die ihrigen erhalten. Diese waren ursprünglich so unbedeutend, wie ihre Lage im Römerreiche es mit sich brachte. Ein Aufseher (Episkopus) und eine geringe Anzahl von Räthen (die Ältesten, Presbyteri genannt) bildeten dieselbe. Es kam auf zweierlei an; nämlich auf Beschäftigung mit Dogmen, durch welche man sittlich von der übrigen Welt geschieden war, und auf Beschützung und Vertheidigung gegen Verfolgungen, welche die freiwillige Absonderung nach sich zu ziehen nicht verfehlen konnte. Auf diese Weise wurde der erste Grund zu dem Ansehn und der Macht gelegt, welche die Vorsteher der Christengemeinden nach und nach erwarben: ein Ansehn und eine Macht, die sich

in eben dem Maaße vermehrten, in welchem die politische Macht des Römerreichs zerfiel.

Ohne dies hier weiter zu verfolgen, wollen wir nur noch bemerken, daß die ursprüngliche Lehre von einem Gotte des menschlichen Geschlechts nicht unverändert blieb. Diese Lehre war allzu einfach, als daß sie nicht hätte ausgeschmückt werden sollen. Wie groß auch das Bedürfniß der Römerwelt nach einem Einigungspunkte seyn mochte: so sprach sich dasselbe doch in den verschiedenen Nationalen, durch welche diese Welt gebildet wurde, ganz verschieden aus; und die natürliche Folge davon war, daß die Idee eines Gottes des menschlichen Geschlechts, und die damit in Verbindung stehende Sittenlehre hier so, dort so, aufgefaßt wurde, je nach den Vorstellungen, welche der Asiate, der Grieche, der Gallier, der Spanier, der Afrikaner und der Italier an dieselbe brachte. Bald wurden mißverstandene Thatsachen in Dogmen verwandelt. Es entstanden verschiedene Glaubens-Systeme, unter denen die, welche den meisten Geist enthielten, den Vorzug gewannen, ohne ihn gerade am meisten verdient zu haben. Am wirksamsten bewies sich der griechische Geist, so wie dieser seine Ausbildung durch das Studium des Platon erhalten hatte. Es konnte also nicht fehlen, daß im Verlaufe der Zeit durch eine Vermischung des bloß Historischen mit dem Dogmatischen ein besonderes Lehrgebäude entstand, welches kaum eine entfernte Ähnlichkeit mit der höchst einfachen Idee des ersten Urhebers des Christenthums behielt. Aber nur auf diese

Weise konnte ein ausgebreitetes Kirchenthum entstehen, das die Grundlage einer ganz neuen Theokratie bildete. In denen Zeiten, von welchen hier die Rede ist, konnte davon freilich nur sehr wenig zum Vorschein kommen; allein, so wie die Römerherrschaft dem kirchlichen Christenthum die Wege bereitet hatte, so konnte sich dieses nur auf den Trümmern von jener feststellen, und wir werden in der Folge sehen, mit welchem Erfolge dies geschah.

In diesem Abschnitte war die Hauptsache, nachzuweisen, wie das Christenthum aus der Vernichtung hervorging, welche Alles, was National-Eigenthümlichkeit genannt werden kann, in den von den Römern erreichbaren Staaten litt. Ob wir gleich in unserer Darstellungsweise nach unserem eigenen Bewußtseyn von der hergebrachten abgewichen sind: so glauben wir doch, uns weder an dem Genius der Menschheit, noch an dem Weltgeist versündiget zu haben. Die Wahrheit des ursprünglichen Christenthums ist unabhängig von allem Wunderglauben; die Pflicht des Geschichtforschers aber ist, den verkannten Zusammenhang der Erscheinungen nach seiner besten Einsicht zu ordnen, damit das oberste Gesetz aller Begebenheiten, das der Wirkung und Gegenwirkung, überall sichtbar werde.

Achtes Kapitel.

Die Periode von Galba bis zu Domitian.

(Von 68 bis 96.)

Man schaudert unwillkürlich, wenn man erwägt, welche Wendung die Dinge seit einem Jahrhundert in Rom genommen haben.

Ströme von Menschenblut sind vergossen worden, um jede National-Eigenthümlichkeit zu vernichten; ein nur für den Krieg gebildetes Volk hat durch unerhörte Anstrengungen die Oberherrschaft errungen; selbst die hartnäckigsten Feinde haben sich unterwerfen müssen, indem die Standhaftigkeit eines über alle Zufälle und Mißgeschicke erhabenen Senats jedes Hinderniß besiegt hat; kurz, ein nicht zu berechnender Aufwand von physischen und geistigen Kräften ist gemacht worden, um eine Weltherrschaft zu Stande zu bringen. Das Ziel ist erreicht. Was aber ist die Frucht aller dieser Bemühungen? Ein Cajus, ein Claudius, ein Nero haben das Recht erworben, jeden ihrer Einfälle zum Gesetz zu erheben, im ganzen Römerreiche nur sich zu sehen, und das menschliche Ge-

schlecht, so weit es von ihnen abhängt, unter die Füße zu treten. Allerdings eine bejammernswerthe Wendung der Dinge!

Und doch waren jene Ungeheuer, wenn man sie einmal so nennen will, nur Geschöpfe des Zufalls. Weder Tiberius, noch seine drei nächsten Nachfolger, würden der Welt in ihrer Eigenthümlichkeit bekannt geworden seyn, wenn der menschliche Geist um die Zeit, wo sie ihre Rollen spielten, entwickelt genug gewesen wäre, um für die Schöpfung der politischen Welt den Grundsatz aufzustellen: „daß, weil die Einsicht des Einzelnen nicht ausreicht, um den öffentlichen Willen, durch welche regiert werden soll, die nöthige Vollkommenheit zu geben, besondere Vorrichtungen gemacht werden müssen, um diese Vollkommenheit zu sichern.“ Mit Einem Wort: die Tyrannei der römischen Imperatoren war in dem Mangel an Schranken gegründet, welche seitdem der Willkür gesetzt worden sind: Schranken, welche der menschliche Geist, wie alles Übrige, erfinden mußte, um Leben, Eigenthum und Freiheit zu sichern. Eine aufgefundene Wahrheit mehr ist nicht selten die Ursache einer ganz andern Ordnung der Dinge; und wenn es in der gegenwärtigen Cultur-Welt keinen Cajus, keinen Claudius, keinen Nero mehr giebt: so hängt dies zuletzt mit den Fortschritten zusammen, welche die Wissenschaft gemacht hat. Es ist unmöglich, daß es da Tyrannen gebe, wo man zu der Einsicht gelangt ist, daß die Kraft eine Gegenkraft bedingt, und daß es eine Albernheit ist, das erste aller Naturgesetze nicht auf das Wesen der Regie-

rung anwenden zu wollen. In der Römerwelt war es unmöglich, sich zu einer solchen Anschauung zu erheben.

Nach Nero's Tode glich der römische Staat einem verwüsteten Landgute, welches nur durch ein bedeutendes Betriebskapital wieder einträglich gemacht werden kann, auf welchem also Jeder zum Bettler werden muß, der dies Kapital nicht besitzet. In einem solchen Falle befanden sich die Imperatoren Galba, Otho, Vitellius. Kaum ist es der Mühe werth, ihrer zu erwähnen. Wenn Galba sich durch die Adoption des jungen Licinius Piso zu sichern sucht, so hat er unstreitig keinen andern Zweck, als sich des Reichthums dieser Familie zu bemächtigen, um so die ersten Auslagen bestreiten zu können; aber indem er den M. Otho, dem er früher sein Wort gegeben hat, zurücksetzt, wird er durch die Leibwache ermordet. Otho wird zwar von dem Senat, aber nicht von den deutschen Legionen anerkannt, welche ihren Feldherrn A. Vitellius zum Imperator ausrufen; und die Folge davon ist, daß Otho sich nach dem Ausgange der Schlacht von Bedriacum das Leben nimmt. Vitellius regiert, oder schwelgt vielmehr, acht Monate. Sein Betragen bringt Alles gegen ihn auf. Unter diesen Umständen läßt sich T. Flavius Vespasianus, der so eben mit der Eroberung von Judäa beschäftigt ist, von dem Statthalter in Syrien, Mucianus, bereden, ein neues Imperatoren-Geschlecht zu stiften. Die Legionen an der Donau machen gemeinschaftliche Sache mit den syrischen; der Anführer derselben rückt in Ita-

lien ein; die Truppen des Vitellius werden bei Cremona geschlagen; man erobert Rom, und Vitellius fällt, indem das Capitol in Flammen steht. Galba, Otho, Vitellius sind, politisch genommen, nur Meteore, welche den Horizont der Römerwelt durchstreifen, um die Stürme zu erregen, durch welche der Untergang des julischen Hauses vollendet werden soll. Das Schreckliche dabei war, daß die Aufstellung eines Imperators durch die Armee immer mehr zur Regel wurde, indem man den Senat auf eine bloße Bestätigung beschränkte, die nur allzu bald zu einem leeren Ceremoniel herabsank. *)

Was dem T. Flavius Vespasianus gelang, das konnte ihm nur als Eroberer von Judäa gelingen.

*) Tacitus hat diese Periode unübertrefflich beschrieben. Im 38sten Kap. des zweiten Buchs der Geschichten findet sich eine Stelle, welche Alles bestätigt, was wir bisher von dem Wesen der Römer gesagt haben. Sie lautet von Wort zu Wort also: Vetus ac jam pridem insita mortalibus potentiae cupido cum imperii magnitudine adolevit erupitque. Nam rebus modicis, aequalitas facile habebatur: sed ubi, subacto orbe, et aemulis urbibus regibusque excisis, securas opes concupiscere vacuum fuit, prima inter patres plebemque certamina exarsere. Modo turbulenti tribuni, modo consules praevalidi, et in urbe ac foro tentamenta civilium bellorum. Mox e plebe infima C. Marius, ac nobilium saevissimus L. Sulla, victam armis libertatem in dominationem verterunt. Post quos Cn. Pompejus occultior, non melior. Et nunquam postea, nisi de principatu quaesitum.

Gerade wie Octavius sich nur durch die Eroberung Aegyptens und durch die Versetzung des Schatzes der Ptolemäer nach Rom hatte befestigen können, konnte auch Vespasianus sich nur durch die bedeutenden Geldsummen sichern, die er aus Judäa mitbrachte, wiewohl Jerusalem damals noch nicht erobert war. In den Schriftstellern dieses Zeitalters finden sich unverwerfliche Spuren, aus welchen hervorgeht, daß man im römischen Reich sehr wohl wußte, was den Grund sowohl von der Tyrannei der Imperatoren, als von den häufigen Thronveränderungen ausmachte. Sueton und Josephus*) erzählen: „im ganzen Orient (d. h. in demjenigen Theile desselben, der zum römischen Reiche gehörte) sey die Sage verbreitet gewesen, daß man sich von Judäa aus des römischen Throns bemächtigen werde.“ Das Auffallende dieser Sage verschwindet, wenn man in dem, von Sueton beschriebenen Leben des Nero lieset, daß seine Anhänger ihm mit der Hoffnung schmeichelten, „er werde durch die Eroberung Jerusalems alles Verlorne wiedergewinnen.“ Nach diesen Angaben läßt sich nicht daran zweifeln, daß die Expedition gegen Judäa keinen andern Zweck hatte, als die Verbesserung der Finanzen nach Verschleuderungen, die von dem Schwindelgeist einer regellosen Regierung unzertrennlich sind, so, daß der Brand von Rom mit der Zerstörung des Tempels zu Jerusalem in der engsten Verbindung stand.

---

*) Sueton, in vita Vespas. J. G. Josephus de bello Judaico Lib. 5.

Die Juden waren in dieser Zeit das geldreichste Volk des Orients; sie waren es aber auf keine andere Weise, als auf welche sie es noch heutiges Tages sind, d. h. nicht durch eine weitgetriebene National-Industrie, sondern durch lose Wucherkünste, die sie seit länger als einem Jahrhundert in dem ganzen Umfange des Römerreichs getrieben hatten. Schon in den Zeiten der Republik war die Ausfuhr des Geldes aus Vorder-Asien nach Judäa verboten worden *); daß es aber ohne Erfolg geschehen war, beweiset eine Stelle im Tacitus, wo gesagt wird, „daß die Gauner aller römischen Provinzen ihr Vermögen nach Jerusalem gebracht hätten." **) Die Niederlage ihrer Schätze war der Tempel, nach einer im alten Orient allgemein verbreiteten Sitte, das Geldwesen mit dem Cultus in Verbindung zu bringen. ***) Nicht

*) Hierüber findet sich in der Rede des Cicero für den Flaccus eine merkwürdige Stelle. Es heißt nämlich daselbst: Cum *aurum*, Judaeorum nomine, quotannis ex Italia et ex omnibus provinciis Hierosolymam exportari soleret, Flaccus sanxit edicto, *ne ex Asia exportari liceret.* Dem Leser wird das Bedeutende in dem Judaeorum nomine nicht entgehen; und nicht mit Unrecht wird er daraus schließen, daß der Tempel zu Jerusalem in jenen Zeiten das gewesen sey, was die brittische Bank in den unsrigen ist.

**) Nam pessimus quisque, spretis religionibus patriis, tributa et stipes illuc congerebant, unde auctae Judaeorum res. *Tac. Histor.* Lib. V. c. 5.

***) Nach Josephus im vierzehnten Buch der jüdischen Alterthümer, wo bemerkt wird, daß eine unermeßliche Masse Geldes aus Asien und Europa in dem Tempel zusammengeflossen sey.

daß das Geld hier müßig gelegen hätte; daran fehlte sehr viel. Der Tempel war eine Art von Bank, und die Priester verwalteten das Vermögen der im Auslande befindlichen Staatsgläubiger, welche regelmäßig zum Osterfeste in Jerusalem erschienen, um ihre Interessen oder Tantiemen in Empfang zu nehmen. Wer sich also des Tempels von Jerusalem bemächtigte, der konnte darauf rechnen, daß es ihm nicht an Mitteln fehlen werde, seine Finanzen zu verbessern. Nero hatte dem Flavius Vespasianus die Eroberung von Judäa wohl aus keinem andern Grunde anvertraut, als weil er von dem Sohne eines Zollpächters das Wenigste zu befürchten hatte. Doch Nero wurde von seinem Schicksale übereilt; und so geschah, was Niemand erwartet hatte, daß Flavius Vespasianus, ein Mann, dem man keinen Ehrgeiz zutraute und der von dieser Leidenschaft im Grunde auch ganz frei war, in die Reihe der Cäsern trat.

Zwei Dinge erhielten den Vespasian auf dem römischen Thron: zunächst die großen Summen, die er aus dem Tempel zu Jerusalem nach dem Capitol versetzte; dann die Strenge, womit er die Finanzen verwalten ließ. Durch jene verschaffte er sich einen Schatz für unvorhergesehene Fälle, durch diese hielt er sich auf der Höhe der laufenden Ausgaben. Vespasian kam also auf den Punkt zurück, von welchem Octavius ausgegangen war. Seine Bauten, seine Verbesserungen der Gerechtigkeitspflege, seine Strenge gegen das Militär, seine Härte gegen die Angeber, seine Gleichgültigkeit gegen die Urtheile beschränkter Köpfe, seine gute Laune bei allen Vorfallenheiten des Lebens, sein großmüthiges

Verfahren gegen Senatoren, welche in ihren Vermögensumständen zurückgekommen waren, und die nicht minder großmüthige Weise, womit er Künste und Wissenschaften aufmunterte, charakterisiren einen Mann, der zu regieren verdient; und vielleicht ist er unter allen römischen Imperatoren, deren die Geschichte mit einiger Ausführlichkeit erwähnt, der allervorzüglichste. Es fehlte ihm warlich nicht an Laune und Phantasie; doch über beide übte er, was in seiner Lage unstreitig das Bewundernswürdigste ist, eine solche Herrschaft aus, daß er ihnen nie den geringsten Einfluß gestattete, so oft es auf die Behandlung der Wirklichkeit ankam. Was an ihm als Geldgeiz erschien, rechtfertigte er durch das Bedürfniß von vierzigtausend Millionen Sestertien zur Bestreitung des Staatsdienstes: ein Argument, wogegen nichts einzuwenden ist. Gegen den römischen Pöbel wußte er eine würdige Stellung zu nehmen; und indem er allen öffentlichen Ehrenbezeigungen auswich, erwarb er sich das Recht, keine kostspielige Schauspiele geben zu dürfen. Er reinigte den Senat von dem Gesindel, das unter den letzten Regierungen Sitz und Stimme in demselben erhalten hatte; doch ein bleibendes Verhältniß zwischen dem Thron und dieser Körperschaft zu stiften, dies vermochte er eben so wenig, als irgend einer seiner Vorgänger: alles blieb, zum Unglück für das römische Reich, persönlich. Rhodus, Samos, Lycien, Achaja, Thracien, Cilicien und Commagene — lauter Staaten, welche bisher unter der Vormundschaft der römischen Imperatoren eine gewisse Unabhängigkeit genossen hatten — wurden von ihm zu Provinzen des Reichs gemacht; un-

unstreitig, um dem Steuersystem Einheit und Vollendung zu geben. Er hatte sich so viel Verdienste um das römische Gemeinwesen erworben und seine Pflicht als Regent in jedem Betrachte so gut erfüllt, daß er berechtigt war, sterbend zu sagen: vae Deus fio! *) Noch mehr! Wie schwierig in dem römischen Reiche auch eine regelmäßige Erbfolge seyn mochte, so konnte er doch mit der Ueberzeugung sterben, daß sein Geschlecht auf dem römischen Thron fortdauern werde.

Sein Sohn und Nachfolger, der berühmte Titus Vespasianus, erwarb sich auf dem römischen Thron die Benennung: das Entzücken des menschlichen Geschlechtes.

Um das Übertriebene in dieser Benennung aufzufinden, braucht man sich nur an den Umfang des römischen Reichs zu erinnern. Doch die Hauptstädte scheinen zu allen Zeiten den Ruf der Fürsten bestimmt zu haben; und was Titus Vespasianus für Rom that, war von einer solchen Beschaffenheit, daß es ihm eine allgemeinere Zuneigung gewinnen mußte. Gegen den Senat machte er sich anheischig, niemals einen Senator hinrichten zu lassen; zugleich lebte er mit dieser Classe so sehr auf dem Fuße der Gleichheit, daß der Fürst in ihm gar nicht zum Vorschein kam. Die Gunst

---

*) Durch diesen Ausdruck verspottete er die seit dem Augustus üblich gewordenen Apotheosen; auch hierin seine gesunde Beurtheilung zeigend.

des großen Haufens gewann er durch Veranstaltung von Lustbarkeiten, wie sie weder vor noch nach ihm gesehen wurden; denn sie dauerten nicht weniger als hundert Tage, und umfaßten alle Arten von Schauspielen. Dies setzt voraus, daß Vespasian einen reichgefüllten Schatz zurückgelassen hatte.

Wie man über die Regierung des Titus geurtheilt haben würde, wenn sie länger als zwei Jahre gedauert hätte, mag dahin gestellt bleiben. Eine kränkliche Empfindsamkeit war der Charakter derselben; und was man mit voller Wahrheit sagen kann, ist, daß wahrhaft große Regenten die Liebe standhaft verschmäht haben, welche der einzige Gegenstand seiner Bestrebungen war: denn wer sich nur auf das Allgemeine bezieht, muß gegen das Einzelne und Besondere unempfindlicher werden. Unfälle, wie der Brand des Vesuv, die Pest, welche sich im Gefolge desselben einstellte, und die Feuersbrunst, welche einen bedeutenden Theil von Rom in Asche legte, trugen nicht wenig zur Verherrlichung des Titus bei, sofern sie die Veranlassung zu Handlungen gaben, die, so lange die Welt steht, gerühmt worden sind. Allein, wenn man auch zugiebt, daß Rom die größte Ursache hatte, sich zu seinem Titus Glück zu wünschen: wer verbürgt die Zufriedenheit der Provinzen bei einer so schlaffen Regierung, als die dieses Imperators nothwendig war?

Man höre also endlich auf, den Titus als ein Muster für Regenten aufzustellen. Selbst wenn man dadurch nicht schadet, verletzt man wenigstens die Wahrheit.

Man könnte in die Versuchung gerathen, die Liebenswürdigkeit des Titus als die Ursache der Hassenswürdigkeit seines Bruders und Nachfolgers, des berüchtigten Domitianus, aufzufassen und darzustellen. In den reinen Monarchieen, d. h. in denjenigen Verfassungen, wo das Princip der Einheit sich nicht mit dem Gegenprincip der Gesellschaftlichkeit verträgt, ist nichts gewöhnlicher, als daß der Nachfolger den Gegensatz von seinem Vorgänger bildet; und dies rührt unstreitig daher, daß, da alle Persönlichkeit ihrer Natur nach die Unvollkommenheit in sich schließt, der Nachfolger die Fehler des Vorgängers vermeiden möchte, aber nur allzu leicht in den entgegengesetzten Fehler verfällt. Nichts ist in jener Art von Verfassung so schwierig, als die richtige Mitte zu halten; und indem man den krummgebogenen Stab gerade ziehen möchte, biegt man ihn in der Regel zu sehr nach der andern Seite.

Der Schatz, durch welchen Vespasian seine Dynastie gegründet hatte, war durch Titus erschöpft worden. Beide hatten, im Vertrauen auf denselben, die judicia majestatis abgeschafft und die geheimen Angeber dadurch außer Nahrung gesetzt; der letztere mit so viel Strenge, daß er sie hatte auspeitschen, oder als Sklaven verkaufen, oder auf entfernte Inseln bringen lassen. Allein, indem die Stellung des Imperators gegen die Masse der Regierten in nichts verändert war, dauerte der alte Gesellschaftszustand fort; und so bedurfte es nur veränderter Umstände, um die früheren Übel zurückzuführen.

Domitian stellte die judicia majestatis wieder her. Weshalb? Weil er weniger gesichert war, als sein Vater und sein Bruder. Einen Schatz gab es nicht mehr; der Sold des Militärs hatte um ein Viertel vermehrt werden müssen; die Kriege gegen die Catten, gegen die Dacier und Britten verschlangen große Summen, und brachten nichts ein; ja, der Krieg mit den Daciern lief so unglücklich ab, daß Domitian den Frieden erkaufen mußte, was vor ihm kein Imperator gethan hatte. Alle diese Umstände, verbunden mit einem von Natur argwöhnischen Temperamente, konnten den Domitianus leicht zu dem machen, was er wirklich wurde. *) Zum wenigsten bewirkte er, daß die Pro-

*) Sueton im Leben des Domitianus (c. 12.) sagt sehr richtig: Exhaustus operum et munerum impensis stipendioque, quod adjecerat, tentavit quidem, ad relevandos castrenses sumtus, militum numerum diminuere; sed cum obnoxium se barbaris per hoc animadvertisset neque eo secius in explicandis oneribus haereret, nihil pensi habuit, quin praedaretur omni modo. Hier haben wir den vollkommensten Aufschluß, der über Domitians Regierung gegeben werden kann.

Um so mehr aber muß hier ein Urtheil des Montesquieu berichtigt werden, das durch seinen Schimmer leicht verführen kann.

„Es ermüdet," sagt dieser Autor, „in der Geschichte „der Imperatoren von so vielen Personen zu lesen, welche „hingerichtet worden, damit man sich ihres Vermögens be„mächtigen möge. In den modernen Geschichten findet man „nichts Aehnliches. Dies muß sanfteren Sitten und einer „gebietenderen Religion beigemessen werden. Außerdem aber

vinzen sich während seiner Regierung wohl befanden. Doch gerade hierdurch verderbte er alle seine Verhältnisse in Rom selbst; und nachdem die Erbitterung auf beiden Seiten den höchsten Grad erreicht hatte, dessen

---

„hat man nicht die Familien jener Senatoren zu plündern, „welche die ganze Welt verheert haben. Von der Mittel„mäßigkeit unseres Vermögens ernten wir wenigstens den „Vortheil, daß unser Eigenthum mehr gesichert ist; wir „sind der Ausplünderung nicht werth."

Es läßt sich hierauf Folgendes erwiedern:

Wenn wir die Sicherheit unseres Eigenthums nur der Mittelmäßigkeit desselben verdankten, so würde diese Sicherheit nicht viel Werth seyn; denn bei Confiscationen kommt es nicht sowohl auf die größeren und kleineren Summen, als auf das Bedürfniß an, das zu Confiscationen treibt. Auch auf sanfteren Sitten und einer gebietenderen Religion beruhet unsere größere Sicherheit nicht; denn es giebt Umstände, welche die Wirksamkeit von beiden verhindern. Sie beruhet vielmehr auf vollkommner entwickelten Begriffen von Eigenthum und Freiheit, als in der früheren Welt zu Hause gehörten; sie beruhet also darauf, daß es, nach und nach, zu Unsinn geworden ist, Capitale und Leben zu vernichten, um sich dadurch zu bereichern und zu sichern. Sie beruht in letzter Instanz auf dem Umstande, daß unsere Regenten erblich sind, daß die Erblichkeit sich nicht mit der Unumschränktheit verträgt, daß diese ein Gegenstand des Abscheues geworden ist, daß die richterliche Gewalt von der vollziehenden sich getrennt hat, und daß ein öffentlicher Glaube Statt findet, der Grausamkeiten erspart. In Frankreich sind alle Vermögens-Confiscationen durch ein Reichsgrundgesetz abgeschafft. Sie werden es in ganz Europa seyn, sobald man sich von der Barbarei der alten römischen Gesetzgebung überzeugt haben wird.

sie fähig war: wie hätte es da fehlen können, daß selbst seine Gemahlin und seine liebsten Freigelassenen der Verschwörung beitraten, die ihm das Leben kostete? Nichts isolirt einen Monarchen mehr, und nichts ist ihm gefährlicher, als Mißtrauen und Argwohn; und es ist nur ein Beweis für die Güte der menschlichen Natur, wenn dadurch gerade das herbeigeführt wird, was man abwenden möchte.

Neuntes Kapitel.

Die Periode von Nerva bis zu Commodus.

(Von 96 bis 192.)

Für Imperatoren, welche mit einigem Erfolge regieren und sich auf dem römischen Thron behaupten wollten, gab es in Ermangelung der künstlichen Mittel, welche eine gute Verfassung darbietet, drei Dinge, die sie nicht aus der Acht lassen durften: gewissenhafte Ökonomie, strenge Disciplin und folgerechte Verachtung der Volks- oder Pöbelgunst. Diese drei Dinge standen in dem engsten Zusammenhange. Nur bei gewissenhafter Ökonomie ist eine strenge Disciplin möglich, indem der regelmäßig besoldete Soldat sich den an ihn gemachten Forderungen bereitwilliger unterwirft, als der nicht regelmäßig besoldete. Wiederum hält die strenge Disciplin die Ökonomie durch die öffentliche Ordnung, deren erste Stütze das Militär ist. Die gefährlichste Klippe für unumschränkte Monarchen ist die Volks- oder Pöbelgunst. Nothwendig durch den Mangel an Haltung, verliert sie allen Werth durch ihre Unbeständigkeit; außerdem aber kann sie immer nur durch weit

getriebenen Aufwand und durch solche Mittel erworben werden, welche mit der Bestimmung des Monarchen in geradem Widerspruch stehen.

Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius bilden eine Reihe von Regenten, welche in der Geschichte des römischen Reichs überrascht, weil man nach Allem, was vorhergegangen ist, annehmen möchte, sie sey in sich selbst unmöglich gewesen. Worauf ihre Möglichkeit beruhete, dies wird aus dem Folgenden klar werden; übrigens waren die eben genannten Imperatoren alles durch den Grundsatz: ein römischer Imperator müsse sparsam, streng gegen das Militär, und unempfindlich gegen die Volksgunst seyn.

Nerva verdankte seine Erhebung den Mördern des Domitian, an deren Spitze ein gewisser Stephanus stand. Die Wahl eines Greises — denn Nerva war siebenzig Jahre alt, als er den römischen Thron bestieg — scheint nach demselben Grundsatze zu Stande gekommen zu seyn, der in späteren Zeiten so viele Pabstwahlen geleitet hat: nämlich nach dem Grundsatze, daß man Zeit gewinnen müsse, eine bessere einzuleiten. Niemand war seiner grossen Bestimmung weniger gewachsen, als Nerva: dies zeigte sich, als er in einem Aufstande der Cohorten, den der Präfectus Prätorio Casperius Älianus angezettelt hatte, die Mörder des Domitian auslieferte und nach deren Hinrichtung den Soldaten in einer öffentlichen Rede dafür dankte, daß sie Rom von den größten Bösewichtern befreiet hätten. Wenn Tacitus in der Einleitung zum Leben des Julius Agricola von ihm rühmt,

daß er zwei fast ganz unverträgliche Dinge, Fürstenherrschaft und Freiheit zu vereinigen gewußt habe: so muß man nicht vergessen, daß dieser große Geschichtschreiber die Erscheinungen nur aus dem Standpunkte eines römischen Patriciers betrachtet, der die Freiheit nur da wiederfindet, wo sie für ihn vorhanden ist. Nerva war allzu alt, um sich mit den römischen Senatoren in irgend einen Kampf einlassen zu können, und die römischen Senatoren hatten unter der Schreckensregierung des Domitian allzu viel gelitten, als daß sie sich nicht hätten glücklich schätzen sollen, einmal wieder freier athmen zu können. Auf diese Weise hat in Despotieen der Charakter der vorhergegangenen Regierungen immer das Urtheil über die nachfolgenden bestimmt. Wie viel Nerva dadurch bewirkte, daß er, um die Industrie zu beleben, Austheilungen von Äckern an die Bedürftigen betrieb, mag dahin gestellt bleiben. Sein größtes Verdienst um den römischen Staat war die Adoption des Ulpianus Trajanus, welcher sein Nachfolger ward.

Ehe wir einstimmen in die Lobeserhebungen, welche dem Ulpianus Trajanus von Berufenen und Unberufenen so viele Jahrhunderte hindurch gemacht worden sind, sey es uns erlaubt, eine Bemerkung vorauszuschicken, welche sein besonderes Verhältniß zu den römischen Senatoren betrifft.

In jeder Classe der Gesellschaft herrscht das Gefühl der Gleichheit vor; und die Folge davon ist, daß ein allgemeiner Unwille entsteht, wenn ein Mitglied dieser

Classe sich zum Gebieter derselben aufwirft. Die bisherigen Imperatoren waren aus der Classe der Patricier und Senatoren hervorgegangen. Kein Wunder also, wenn sie Gegenstände des Abscheues waren. Da war nichts, was mit ihrer Existenz hätte versöhnen können, als die Nothwendigkeit der Unterwerfung; und diese Nothwendigkeit war Etwas, das keinem römischen Patricier oder Senator einleuchtete. Anders aber kamen die Sachen zu stehen, wenn der Fürst nicht aus ihrer Mitte hervorgegangen war; denn alsdann war keine Gleichheit verletzt, kein natürlicher Ehrgeiz gekränkt. Was sich noch jetzt wiederholt, so oft eine Dynastie ausstirbt, nämlich daß man sie weit lieber aus dem Auslande, als durch eine Wahl unter den Vornehmsten des Landes ersetzt, würde im Römerreiche seine volle Anwendung gefunden haben, wenn die Monarchie in demselben nicht neu gewesen wäre, d. h. wenn es nicht erst besonderer Erfahrungen in Hinsicht ihrer bedurft hätte. Lange sperrte sich der römische Stolz gegen den Gedanken, einen Fremdling an die Spitze der Regierung zu bringen, bis endlich die Tyrannei des Domitian mit demselben versöhnte.

In der Natur der Sache lag, daß sich der Senat am höchsten unter einem Fürsten ausbringen konnte, der kein geborner Römer war; denn ein solcher ward durch seine ganze Lage zur Nachgiebigkeit und Menschlichkeit hingezogen. Ob nun gleich die römische Geschichte nichts über die Beweggründe sagt, welche den Nerva zur Adoption des Trajanus bestimmten: so kann man doch annehmen, daß er hierin nicht nach Willkür

handelte; und man kann dies um so mehr, weil nicht unbemerkt geblieben ist, daß Trajanus weder in verwandtschaftlichen, noch in freundschaftlichen Verhältnissen mit Nerva stand, als dieser ihn an Kindes Statt annahm. Unstreitig hatte er sich in dem römischen Heere einen Namen gemacht: allein, wie groß sein Verdienst als General auch seyn mochte, so war der Umstand, daß er ein geborner Spanier war, doch noch weit entscheidender; und zieht man das Alter, welches Trajanus um die Zeit seiner Adoption erreicht hatte, in Erwägung, so macht man leicht die Entdeckung, daß er, mit vielen andern Spaniern, unter der Regierung des Nero zuerst Raum gewonnen hatte, und daß er sein Glück wesentlich dem Seneca verdankte, für welchen er sein ganzes Leben hindurch sehr viel Achtung behielt.

Wenn wir also in dem Trajanus einen Regenten kennen lernen, der sich vor allen seinen Vorgängern auszeichnet: so wissen wir, woran wir uns deshalb zu halten haben; und das ganze Wunder seiner Regierung ist erklärt, wenn man bedenkt, daß, während er es nur darauf anlegen konnte, mit den römischen Senatoren als Fremdling ins Gleiche zu kommen, diese den Fürsten in ihm nie aus der Acht lassen durften. Dies sagt auch eine Stelle in der Lobrede des jüngeren Plinius, wo es heißt: „Wer auf dem Gipfel der Größe ist, kann nur dadurch gewinnen, daß er sich aus Güte herabläßt; für die Majestät des Ranges wird dadurch nichts gewagt, und von allen Gefahren, die einen Suverän umgeben, ist die der Herabwürdigung die geringste.“ In welchem Verhältnisse Trajanus zu den

Vornehmsten Roms stand, darüber giebt es keine besseren Aufschlüsse, als die, welche in seinem Briefwechsel mit dem jüngeren Plinius enthalten sind. Man muß nämlich gar nicht annehmen, daß die darin ausgedrückten Gesinnungen nur persönliche gewesen wären, die sich ausschließend auf den Plinius bezogen hätten. Hätte das Schicksal uns mehrere Briefwechsel dieser Art aufbewahrt, so würde sich dieselbe Gesinnung in jedem einzelnen wiederfinden. Dies brachte Trajan's Stellung in der römischen Regierung mit sich.

Bei solchen Verhältnissen verstand sich die Abschaffung der judicia majestatis ganz von selbst; denn diese bezogen sich nur auf den einem römischen Imperator gefährlichsten Theil der Gesellschaft: die Großen; und ein Fürst, welcher aus Verstand auf Unumschränktheit Verzicht leistete, brauchte nicht fortdauernd für sein Leben zu zittern. Wenn wir nun aber den Trajanus noch weiter gehen, wenn wir ihn, so weit es in seinen Zeiten möglich war, die alte Verfassung Roms wieder herstellen und sich derselben unterwerfen sehen: so läßt sich schwer begreifen, was ihn dazu bewogen habe. Was konnte dabei herauskommen, daß er den römischen Bürgern das Wahlrecht in den Comitien zurückgab? Fühlte er die Nothwendigkeit der Antimonarchie für die Fortdauer der Monarchie: so durfte er sie nicht auf den Umkreis der Stadt Rom beschränken, so mußte er sie vielmehr über das ganze Reich ausdehnen, um alle Theile desselben in die Regierung zu verflechten und zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte hinzuleiten. Indem er dies unterließ, handelte er sogar gegen den

Vortheil des Reichs, der in eben dem Maaße in den Schatten trat, worin Roms besonderer Vortheil hervorgehoben wurde. Was er für seine persönliche Sicherheit durch die Zurückführung der alten republikanischen Formen gewann, war in keinen Anschlag zu bringen; desto auffallender aber war der Widerspruch, in welchen er, als Imperator auf Lebenszeit, mit einer organischen Gesetzgebung trat, die nur in so fern einen Werth hatte, als die Rotation der Ämter unter gewissen Umständen vortheilhaft ist. Er selbst scheint dies empfunden zu haben, und seine langen Abwesenheiten von Rom in den Kriegen gegen die Dacier und gegen die Parther hatten vielleicht keinen anderen Grund, als den, daß er sich in Rom doch nicht wohlbefand.

Die Eroberungssucht, welche man ihm bei seinen großen Eigenschaften zum Vorwurf macht, ist in der That etwas, das mit diesen Eigenschaften in Widerspruch steht; denn, daß er in seinen Kriegen nur der Stimme der Pflicht gefolgt sey, ist eine Voraussetzung, welche man nicht machen kann, sobald man eine klare Umsicht von dem Verhältnisse des römischen Reiches zu einem Lande, wie Dacien, oder zu einem solchen Reiche, wie Parthien oder Persien, hat. Decebalus, der König der Dacier, mußte sehr unsinnig seyn, wenn er nicht friedfertig war; und was den König der Parther betrifft, so hatte er gewiß eben so wenig Ursache einen Krieg mit den Römern zu wollen. Die Schuld dieser Kriege fällt also auf Trajanus zurück. Er eroberte und unterjochte Dacien: mit wie viel Vortheil für das römische Reich, läßt sich nicht sagen, wofern nicht jede

Vergrößerung als eine Wohlthat betrachtet werden muß. Der Krieg mit den Parthern dauerte zwei Jahre; aber auf ihm ruhet ein undurchdringliches Dunkel. Nach der Versicherung römischer Schriftsteller endigte er sich mit der Eroberung von Armenien, Mesopotamien und einem Theile Arabiens; allein diese Provinzen wurden unter der nachfolgenden Regierung zurückgegeben, und die Entfernung, in welcher der Krieg selbst geführt wurde, war viel zu groß, als das in Ansehung des Resultats eine Täuschung nicht ungemein leicht gewesen wäre, vorzüglich wenn der belehrteste Theil der Römer dem Imperator ergeben war.

Was Trajanus im Frieden für die Communication des Reiches durch Land- und Wasserstraßen that, ist vielleicht nur durch seine Bemühungen um die Emporbringung der Künste und Wissenschaften übertroffen worden. Den edlen Geist seiner Regierung lernt man am besten aus seinem Briefwechsel mit dem jüngeren Plinius kennen; doch beweiset eben dieser Briefwechsel die ungemeine Beschränktheit römischer Köpfe in Beurtheilung des Höchsten und Erhabensten, dessen die menschliche Natur fähig ist. Wir beziehen dies besonders auf die Briefe, deren Gegenstand die Anhänger des Christenthums sind. Man hat ihre Echtheit in Zweifel gezogen; aber was am meisten für dieselbe spricht, ist die beinahe absolute Unfähigkeit des Trajanus und des Plinius, sich einen deutlichen Begriff von den religiösen Bedürfnissen ihrer Zeitgenossen zu machen: eine Unfähigkeit, welche mit dem Römerthum in der

engsten Verbindung stand, so daß die Unduldsamkeit demselben weit mehr eigen war, als Viele glauben.

Bei dem Allen war Trajanus einer der vorzüglichsten Imperatoren, die bis dahin regiert hatten. Seit seiner Regierung veränderten sich die Gesinnungen der römischen Großen in so fern sehr bedeutend, als sie durch ihn zuerst mit der Monarchie ausgesöhnt wurden. Als Denkmal dieser Aussöhnung steht die Lobrede da, welche Plinius auf ihn schrieb: es war die erste zur Verherrlichung eines römischen Imperators; sie ist aber nicht die letzte geblieben. Wie viel sie zur Verewigung von Trajan's Ruhme beitrug, läßt sich zwar nicht genau bestimmen; doch würde ohne sie der römische Senat nach zwei hundert und funfzig Jahren bei der Thronbesteigung eines neuen Imperators schwerlich gewünscht haben, daß er den Augustus an Glück, den Trajanus an Tugend übertreffen möge.*)

Zwei Umstände kamen ihm sehr zu Statten: der eine war der Despotismus des Domitian, den man nicht vergessen konnte; der zweite, die Peregrinität, von welcher oben die Rede gewesen ist: eine Eigenschaft, die man seltsam nennen kann, weil sie aus den besondern Verhältnissen hervorging, worin die römischen Provinzen, als eroberte Länder, zur Hauptstadt standen. Mit denselben moralischen Anlagen würde Trajanus zu einem Tiberius geworden seyn, wenn nicht etwas hinzu gekommen wäre, was ihm die Behandlung der römischen Großen erleichtert hätte. Die wahre Harmonie

*) Eutrop. Lib. VIII. c. 5.

geht nie aus der Ähnlichkeit der Charaktere und Interessen hervor: sie ist vielmehr das Resultat der Verschiedenheit von beiden; und in großen und kleinen Verhältnissen kommt alles darauf an, wie gut oder wie schlecht man sich ergänzt: denn hierauf beruhet die Abhängigkeit von einander, diese erste und größte Grundlage für alles gesellschaftliche Leben.

P. Älius Hadrianus, der Vetter und Mündel des Trajanus, wurde durch die List der Gemahlin des Imperators auf den Thron der Cäsarn geführt.

Er verbesserte den von seinem Vorgänger begangenen Fehler, indem er Provinzen, welche dem Reiche mehr kosteten als einbrachten, zurückgab, und die alten Reichsgränzen wieder herstellte. Zwar schrie man zu Rom aus Vorurtheilen, welche sich auf eine Sage von der ersten Erbauung des Capitols gründeten, über Hadrians Politik; doch die Begränzung des Reichs in Osten durch den Euphrat war nur allzu nothwendig, da man keine Aussicht hatte, Kräfte, welche über diese Gränze hinausgetrieben wurden, wieder an sich nehmen zu können; und wenn Hadrian für die Abtretung Armeniens und Mesopotamiens durch Geld entschädigt wurde, so handelte er um so klüger.

Auch im Übrigen erwarb sich Hadrian nicht unbedeutende Verdienste um das Reich. Als Urheber des edicti perpetui verbesserte er die Justizpflege; und indem er die sämmtlichen Provinzen des Reiches durchreisete,

ward

ward er überall der Wiederhersteller der Ordnung durch Unterdrückung des Ministerial-Despotismus, der allen großen Reichen eigen ist und über kurz und lang ihren Untergang herbeiführt.

Obgleich nichts weniger als kriegerisch, fand er dennoch Mittel, die Disciplin aufrecht zu erhalten.

Im Großen genommen war seine Regierung nicht zu tadeln; doch mischte sich nicht selten Laune und Eigensinn in seine Verwaltung, und seine letzte Krankheit machte ihn mürrisch und grausam. So geschah es, daß der Senat nach seinem Hintritt darüber ungewiß war, ob er ihn für einen Gott oder für einen Tyrannen erklären sollte: eine seltsame Verlegenheit, welche beweiset, wie wenig man von dem Wesen der Regierung im Allgemeinen begriffen hatte, und welches ungeschickte Werkzeug der römische Senat war, so oft es auf die Abwendung der Tyrannei ankam. Nur auf die Verwendung des frommen Antoninus wurden die Ehren bewilligt, welche das Andenken an den Hadrianus erhielten.

Es scheint, als habe man seit der Regierung des Trajanus den Grundsatz angenommen: nur ein nicht geborner Römer könne die suveräne Macht ausüben. Wer sich dabei am besten befand, war ganz unstreitig der Senat, der, indem er den Imperator in einen Präsidenten verwandelt sah, einen großen Theil seiner alten Unabhängigkeit und Unumschränktheit wieder gewann. Anders mußten freilich die Imperatoren über

dies Verhältniß urtheilen; und diejenigen von ihnen, welche nicht Gewandtheit genug hatten, um das, was ihre Bestimmung als Depositäre der Machteinheit mit sich brachte, mit den Forderungen des Senats auszugleichen, und ihre Würde selbst in der größten Nachgiebigkeit zu bewahren, mußten sich immer in der Versuchung befinden, zu der alten Tyrannei zurückzukehren. Die Aufgabe, Fürstenmacht und Freiheit zu vereinigen, war im Römerreiche nicht zu lösen; und daher die Erscheinung, daß es auch unter den besten Fürsten nicht an Verschwörungen fehlte, denen nur durch Machtstreiche zu begegnen war.

Nach Trajanus und Hadrian kam die Reihe der Fürstenwürde an einen ursprünglichen Gallier. T. Aurelius Antoninus, nach dem Tode des L. Aurelius Verus, der ein Opfer seiner Ausschweifungen ward, von dem Hadrian adoptirt, stammte aus Nismes. Er hatte ein Alter von mehr als funfzig Jahren erreicht, als er zur Regierung gelangte; und wenn es jemals einen Gallier gab, der den Charakter seiner Nation verleugnete, so war Er es. Fern von aller Eitelkeit, nur mit den Pflichten seines Berufs beschäftigt, über die Würde eines Staatschefs nie den Bürger vergessend, gewissenhaft, menschlich und nur von den Aussprüchen seiner Vernunft abhängig, bildete er ein Muster für alle Regenten der Zukunft. Seine Sparsamkeit hatte die besten Zwecke; denn sie gewährte ihm die Mittel zur Errichtung und Verbesserung nützlicher Anstalten, zur Anstellung und Ausstattung von öffentlichen Lehrern, und zur Aufführung

von vielen Gebäuden. Ohne jemals einen Krieg geführt zu haben, wurde er mehr als Einmal zum Schiedsrichter in den Händeln auswärtiger Völker aufgerufen: so groß war die Meinung, die man von seiner Liebe für den Frieden hatte. Nach Appian, der unter seiner Regierung lebte, bewarben sich sogar einzelne Völkerschaften um die Ehre, in die Zahl der Reichsunterthanen aufgenommen zu werden: eine Bitte, welche Antoninus abschlug, weil er die Kraft des Staats weniger in den Umfang und die Bevölkerung, als in die Betriebsamkeit desselben setzte.

Bei allen diesen Eigenschaften hatte er, wenigstens zu Anfang seiner Regierung, mit Verschwörungen zu kämpfen: ein auffallender Beweis, daß das Verhältniß des Senats zum Throne nicht das rechte war. Die Verbannung der Verschwörer — denn eine Hinrichtung derselben war gegen seine Grundsätze — verschaffte ihm Ruhe. Den großen Geist dieses Mannes findet man zwar in allen seinen Handlungen und Aussprüchen wieder; doch dürfte das, was er seiner Gemahlin Faustina erwiederte, als sie ihm Vorwürfe über seine Freigebigkeit machte, ihn am leichtesten charakterisiren. „Du denkst nicht edel, sagte er; denn du solltest nicht vergessen, daß, seitdem wir auf den Thron gelangt sind, uns nicht länger ein Eigenthumsrecht zusteht, selbst nicht in Hinsicht dessen, was wir sonst besaßen.“ Wirklich vermachte er dem Staat sein ganzes Besitzthum, indem er sich den bloßen Nießbrauch dessen vorbehielt. Ganz aus demselben Stücke war sein Verfahren, als er den Marcus Aurelius Verus

zu einer Zeit zu seinem Nachfolger bestimmte, wo er selbst noch zwei Söhne hatte, welche ihm folgen konnten.

Unter allen Zügen, welche von ihm angeführt werden, ist kein einziger, der nicht eine große Seele ankündigt. Gleichwohl läßt sich nicht leugnen, daß durch seine zwanzigjährige Regierung der Maaßstab verändert wurde, den man sonst für die Römergröße gehabt hatte. Die Macht, welche das Wunderbare ausübt, hatte ihn gebildet, und diese Macht fing an zu schwinden. Schaffen und Zerstören bringen, als Handlungen, ganz entgegengesetzte Wirkungen in den Gemüthern hervor. Je langsamer das erstere von Statten geht, desto weniger erregt es das Erstaunen; je reißender und geräuschvoller das letztere ist, desto mehr tritt es in die Reihe des Wunderbaren. Die Folge davon ist, daß alle Eroberer bei weitem mehr in der Phantasie der Menschen leben, als die wahrhaft menschlichen Genien, deren einziges Ziel die Beglükkung ist. Man fürchtet lieber, als man verehrt; und weil dies der Fall ist, so fängt man an zu verachten, sobald man zu fürchten aufgehört hat. Als ein Antoninus an der Spitze des Römerreichs gestanden hatte, war es aus mit der Furcht vor dem Römerthume; und wahrlich, nichts konnte mit diesem in einem stärkeren Widerspruch stehen, als die Denkungsart dieses Imperators.

Die Regierungen der beiden letztern Imperatoren hatten allzu lange gedauert und waren allzu fried-

fertig gewesen, als daß sie den Deutschen und den übrigen Barbaren, von welchen das Römerreich umgeben war, nicht hätten den Muth einflößen sollen, etwas gegen dasselbe zu unternehmen. Die Regierung des Marcus Aurelius Antoninus, dieses Adoptiv-Sohnes des letzten Imperators, konnte also nicht länger friedlich seyn; die äußeren Umstände hatten eine Macht gewonnen, der man widerstehen mußte, wenn man ihr nicht unterliegen wollte. Welches immerhin die Gesinnung des Imperators seyn mochte: Bestimmung und Pflicht ließen ihm keine andere Wahl, als zu kämpfen; und was man ehemals aus Lust gethan hatte, mußte jetzt aus Nothwendigkeit geschehen.

Über den inneren Werth des Marcus Aurelius wird man getheilt bleiben, so lange es keinen sicheren Maaßstab für Regententugend giebt; was Gelehrte ihm zugestehen, werden Staatsmänner ihm streitig machen. Ist der Werth des Einzelnen nur ein gesellschaftlicher, und wird dieser zuletzt durch den Erfolg bestimmt, womit man in einem gegebenen Wirkungskreise thätig gewesen ist: so läßt sich schwerlich leugnen, daß Marcus Aurelius, indem er mehr zur Selbstbeschauung hinneigte, als sich mit seinen großen Pflichten vertrug, durchaus nicht als ein Muster für Regenten aufgestellt werden kann. Man möchte sagen: er habe sich aus Verzweiflung in die Philosophie gestürzt, um sich mit seiner Bestimmung in irgend ein Gleichgewicht zu setzen. Ein frischeres Gemüth und weniger Vorliebe für gelehrte Beschäftigungen wären

dem römischen Reiche nützlicher geworden; und man kann zuletzt nicht anders, als die unselige Neigung bedauern, welche er hatte, sich etwas aneignen zu wollen, was ihm fremd bleiben mußte. Auf diesem Wege wurde das Schicksal beschleunigt, dem das Reich freilich nicht entgehen konnte, dem es aber später unterlegen haben würde, wenn sich die Lehren der Stoa des Marcus Aurelius weniger bemächtigt gehabt hätten.

Gleich nach seiner Thronbesteigung brachen die Catten am Rhein, die Parther in Asien los; von noch größerer Bedeutung aber waren die Kriege mit den Marcomannen und ihren Verbündeten (den Quaden, Jazygern und Vandalen) an den Ufern der Donau. Zwar behaupteten die Römer noch die alten Gränzen; doch, um einen dauerhaften Frieden zu erhalten, sah Marcus Aurelius sich genöthigt, den Barbaren eine Ansiedelung innerhalb dieser Gränzen zu gestatten. So wurde das Signal zu den Völkerwanderungen gegeben, welche im Laufe der nächsten Jahrhunderte das Römerreich vernichten sollten. Von den Gothen gedrängt, warfen sich die Bastarner, Alanen u. s. w. auf Dacien, das Trajanus erobert hatte, und verheerten diese Provinz. Konnte es hierbei bleiben? Marcus Aurelius hatte von den Stoikern gelernt, daß der Körper der Seele, die Leidenschaften der Vernunft gehorchen müßten, daß die Tugend das einzige Gut, das Laster das einzige Übel sey, und daß man alle äußerlichen Dinge als gleichgültig betrachten müsse. Diese Lehren übend, fand er Bewun-

derer unter seinen Zeitgenossen und in der Nachwelt. Was die Stoa ihm nicht geben konnte und was deswegen auch nie von ihm geübt wurde, war die große Kunst, dem Römerreiche die Verfassung zu geben, bei welcher es fortdauern konnte: eine Kunst, welche Marcus Aurelius, der überall mit seiner Person bezahlen wollte, gar nicht geahnet zu haben scheint. Er starb in dem zweiten Kriege gegen die Marcomannen, in einem Alter von funfzig Jahren; und sein Nachfolger war, mit Abweichung von dem bisherigen Adoptions-Gesetze, sein Sohn T. Commodus Antoninus.

Commodus gab den Beweis, daß die Abstammung von einem tugendhaften Vater nicht die Tugend giebt. Seine ganze Regierung ist eine Reihe von Schandthaten. Anstatt den Frieden zu erkämpfen, erkaufte er ihn, bloß um früher nach Rom zu kommen; kaum aber war er daselbst angelangt, so durchbrach er alle Schranken, welche seine Vorgänger seit Nerva sich gesetzt hatten.

Nur den Freuden des Amphitheaters lebend, und in Genüssen aller Art schwelgend, überließ er das Regieren dem Präfectus Prätorio Perennius; und als dieser, wegen seiner Strenge, von den Soldaten ermordet wurde, folgte ihm der Freigelassene Kleander, der durch seinen Geldgeiz und seine Feilheit Alles verdarb. Die auswärtigen Kriege führte Commodus durch Legaten. Er selbst fühlte das Würdige in sei-

ner Bestimmung so wenig, daß er in den Fechterspielen als Herkules auftrat.

Dieser Unsinn dauerte beinahe dreizehn Jahr; und während dieses Zeitraums wüthete Commodus, wortbrüchig und keines Menschen aufrichtiger Freund, am meisten gegen Die, welche er erhoben hatte, bis es endlich seiner Beischläferin Marcia gelang, ihn unter dem Beistande des Präfectus Prätorio Lätus aus dem Wege zu räumen.

Indem Commodus der Nachfolger des Marcus Aurelius wurde, verschwand das Adoptiv-System. Achtzig Jahre hatte es vorgehalten; und was sich nicht läugnen läßt, ist, daß es eine Reihe von Regenten gegeben hatte, wie sie nicht leicht einem Reiche zu Theil wird.

Gleichwohl würde man nicht die Wahrheit auf seiner Seite haben, wenn man diesem System einen Werth beilegen wollte, durch welchen es den Vorzug vor dem Erblichkeits-System gewönne. Welche Idee ihm zum Grunde lag, ist oben angegeben worden. In den Wirkungen nun, die es hervorbrachte, war viel Zufälliges. Trajan und Hadrian entgingen den Kämpfen mit dem Senat nur durch ihre langen Abwesenheiten von Rom; und das Betragen des Letzteren beweiset, daß ein wenig Charakter mehr den wahren Zweck des Adoptiv-Systems gänzlich aufhob. Was aus dem Verhältnisse des römischen Staatschef zu dem Senat geworden wäre, wenn L. Aurelius Verus,

wie es Anfangs der Plan war, die Stelle des Hadrian eingenommen hätte: dies läßt sich nur in so fern beurtheilen, als man weiß, daß dieser Adoptiv-Sohn Hadrians die Ausschweifung liebte und nur durch den Tod an Despotismus und Tyrannei verhindert wurde. Es bedurfte der Mäßigung des Antoninus Pius, um das Adoptiv-System zu rechtfertigen; aber diese Mäßigung war nicht eine Wirkung des Adoptiv-Systems. Eben so war durch dasselbe nichts von dem gegeben, was den Charakter des Marcus Aurelius ausmachte; ein gutes politisches System aber muß die Kraft haben, der Persönlichkeit des Regenten solche Richtungen zu geben, wodurch sie für das Gemeinwesen wohlthätig wird, wenn sie es auch nicht von Natur seyn sollte.

Streng genommen sind Adoption und Erblichkeit bloße Elemente des politischen Systems, welche an und für sich sehr wenig entscheiden. Was dem Römer die Erblichkeit so anstößig machte, war der aristokratische Geist, der aus der Gleichheit des Patriciats hervorgegangenen Regenten-Familien: ein Geist, welcher immer nur beleidigte und selbst dann verletzte, wenn er anziehen und gewinnen wollte. Ursache und Wirkung wurden dabei verwechselt; und wenn es den römischen Imperatoren möglich gewesen wäre, die Stellung zu gewinnen, welche wir alle Staatschefs der gegenwärtigen Zeit einnehmen sehen: so würde die Erblichkeit ihrer Würde sich dem allgemeinen Gefühl als wohlthätig aufgedrungen haben. Die Erblichkeit will beschützt seyn; sie kann aber nur durch solche Ge-

setze beschützt werden, welche Despotismus und Tyrannei verhindern: denn, wenn sie die Grundlage für den einen oder für die andere abgeben soll, so tritt sie mit sich selbst in einen Widerspruch, dessen Folge ihre eigene Zerstörung ist.

Woran fehlte es also den Römern?

Offenbar an der Fähigkeit, das politische System zu schaffen, dessen sie bedurften. Man erwäge das Einzige, daß Freigelassene die ersten Werkzeuge der Imperatoren auch in der Periode blieben, von welcher hier die Rede gewesen ist; und man muß sogleich gestehen, daß ein solches Ministerium weder den Imperator, noch den Senat beschützen konnte.

Hiermit stand der zunehmende Verfall des Staats in der engsten Verbindung.

Zehntes Kapitel.

Von den wahren Ursachen des Verfalls im Römerreiche.

Die wahren Ursachen des Verfalls in diesem Reiche gehen weit über die Periode hinaus, von welcher so eben die Rede gewesen ist.

Aller Verfall setzt eine Ordnung voraus, welche aufgelöst werden kann.

War eine solche Ordnung jemals im Römerreiche vorhanden?

Diese Frage muß mit Nein! beantwortet werden, wenn man auf jene Zeiten hinblickt, wo der römischen Regierung die antimonarchische Form eigen war: denn während dieser Zeit kam es nur auf ein Erobern und Benutzen an; und genau genommen gab es in derselben kein Römerreich, vorausgesetzt nämlich, daß ein Reich nur da Statt findet, wo Regierung und Regierte durch gleichen Vortheil vereinigt sind. Erst mit dem Eintritt der Monarchie bildeten sich die verschiedenen Bestandtheile der Römerherrschaft zu einem Ganzen; erst von diesem Zeitpunkt an konnte eine Ordnung beginnen, deren allmählige Auflösung durch Verfall bezeichnet werden kann.

Was hatte es aber auf sich mit dieser Ordnung?

Die Monarchie, als solche, kann nur delegiren. Alles Delegiren aber ist in sich selbst nichts weiter, als ein Aufstellen von Kräften, die, wenn sie nicht auf eine unwiderstehliche Weise zum Mittelpunkt zurückgerufen werden, sich allmählig von demselben trennen. Dieser Erfolg ist um so nothwendiger, je größer das Reich ist, und je mehr man sich folglich genöthigt sieht, große Departements zu bilden, um eine Übersicht von dem Ganzen zu behalten. Jedes dieser Departements bildet alsdann ein besonderes Königreich; und wer an die Spitze desselben gestellt ist, verliert den Charakter der Abhängigkeit, und wird aus einem Delegirten zu einem Suverän, den der Staatschef mit Vorsicht behandeln muß, wenn er dessen Treue sichern will. Auf diese Weise trägt jede Monarchie den Keim ihrer Auflösung in sich; und zwar um so mehr, je größer ihr Spielraum ist. Sie bildet in einem Staate die Centrifugal-Kraft; und da diese nur unter der Bedingung bestehen kann, daß sie von einer Centripetal-Kraft unterstützt wird: so begreift man leicht, wie sie an und für sich keine Haltung hat. Was nicht getragen wird, das trägt auch nicht. Die Ordnung also, welche die Monarchie stiften mochte, kann immer nur vorübergehend seyn.

Kommt es aber auf die Anlegung einer Centripetal-Kraft in einem Staate an: so entscheidet über den Erfolg nichts so sehr, als der Umfang dieses Staats. Obgleich die Peripherie vom Mittelpunkte nicht weiter entfernt ist, als der Mittelpunkt von der Peripherie: so hat es doch große Schwierigkeiten, Kräfte, welche der

letzteren angehören, zu dem ersteren hinzuziehen; und dies wird durch die Größe der Entfernung bewirkt, worin sich die Peripherie vom Mittelpunkte befindet. Müssen Hunderte von Meilen zurückgelegt werden, ehe Deputirte in der Hauptstadt anlangen können, um Theil zu nehmen an der Gesetzgebung und um den nöthigen Zusammenhang zwischen den Regierten und der Regierung zu erhalten: so ist dies mit Unbequemlichkeiten aller Art verbunden, deren Ertragung nicht die darauf gewendete Mühe belohnt. Abhängig von Naturgesetzen, kann der Mensch nur das wollen, was diesen entspricht. Das Jahr hat nur 365 Tage; und wenn ein halber Erd-Diameter zurückgelegt werden muß, ehe man an Ort und Stelle einen nützlichen Gedanken zur Sprache bringen kann: so läßt sich darauf rechnen, daß das Interesse für diesen Gedanken über die Länge des Weges verschwunden ist. Es kommen noch andere Hindernisse hinzu: Hindernisse der Sprache, der Sitten und anderer Eigenthümlichkeiten, welche die Anlegung einer Centripetal-Kraft in großen Reichen verhindern. Diese werden also ihrer Natur nach despotisch regiert; und es ist daher an und für sich thöricht, in ihnen noch andere Erscheinungen zu erwarten, als solche, die mit dem Despotismus zusammenhangen.

Zugegeben demnach, daß durch den Octavius Augustus eine Ordnung im Römerreiche geschaffen sey: so muß man doch gestehen, daß diese Ordnung nur eine halbe war. Der römischen Regierung fehlte der vollständige Organismus, welcher nur durch die Vereinigung der Centripetal-Kraft mit der Centrifugal-Kraft

bewirkt werden kann; und weil ihr dieser Organismus wegen der Größe des Reiches fehlen mußte: so konnte das durch die Antimonarchie eroberte Reich nicht durch die Monarchie behauptet werden.

Ein besonderer Umstand kam hinzu, der, als dem Römerreiche ausschließlich eigen, nicht übersehen werden darf. Sehr große Reiche können sich nur durch den Krieg zum Gefühl der Einheit erheben; und in dieser Hinsicht ist ihnen der Krieg für ihre Fortdauer sogar nothwendig. Hierbei kommt es aber auf nichts so sehr an, als auf das Interesse, welches sie für den Krieg haben. Dies ist groß, wenn durch den Krieg viel zu gewinnen ist; klein und gleich Null hingegen, wenn sich durch den Krieg nichts gewinnen läßt. Nun haben wir aber gezeigt, daß das Römerreich zusammengesetzt war aus den Bestandtheilen der am meisten cultivirten Erde, und daß es sich nicht vergrößern konnte, ohne sich zu schwächen. Sein Interesse für den Krieg war also gleich Null; und indem es sich so verhielt, fehlte ihm das einzig übrige Mittel, zum Gefühl seiner Einheit zu gelangen: ein Mittel, das ihm auf die Dauer nicht fehlen konnte, wenn die Einheit selbst nicht zu Grunde gehen sollte. Es war in dieser Hinsicht das Umgekehrte von Dem, was ein großes Reich der neueren Zeit ist, welches von Einem Kriege zu dem andern übergeht, um sich in seiner Größe zu erhalten, dabei aber durch nichts so sehr unterstützt wird, als durch die Vortheile, die es in der Aneignung einer ihm fremden Cultur gewinnt.

Die, welche den Verfall des Römerreichs auf das Verschwinden der Vaterlandsliebe aus demselben bezie-

hen, ohne auf das bisher Gesagte Rücksicht zu nehmen, vergessen, daß nichts unmöglicher ist, als „Trauben zu lesen von den Dornen, und Feigen von den Disteln.“ Man kann ohne alle Übertreibung und folglich mit voller Wahrheit behaupten, daß es in dem durch die Monarchie gebildeten Römerreiche nie irgend eine Vaterlandsliebe gegeben habe. Sie war da, so lange die Bestandtheile desselben unabhängig und selbstständig waren; sie verschwand, sobald diese Unabhängigkeit und Selbstständigkeit vernichtet war, und jeder Bürger sich auf ein großes Ganze beziehen sollte, welches allzu ungeheuer war, als daß man sich mit ihm hätte identificiren können. Die Regierungsart aber trug nicht wenig dazu bei, sie gänzlich zu verbannen. In einer reinen Monarchie gedeiht keine Vaterlandsliebe; und was man in ihr so zu nennen pflegt, beruhet auf lauter Täuschungen, welche man sich macht, um auf ein so erhabenes Gefühl nicht verzichten zu müssen. Auch die Vaterlandsliebe will durch etwas bedingt seyn; diese Bedingung fehlt aber da, wo dem Bürger keine politischen Rechte gestattet sind, wo es nur Pflichten für ihn giebt, wo alles, was Gegenseitigkeit genannt zu werden verdient, für ihn aufgehoben ist, und wo er nur als ein Geldthier dasteht, dessen Bestimmung mehr auf Andere, als auf ihn selbst geht. Will man Vaterlandsliebe erzeugen oder unterhalten, so kann es nicht dadurch geschehen, daß man die Zahl der Opfer ins Unendliche vermehrt, die Last des gesellschaftlichen Lebens erschwert, und es nach und nach dahin bringt, daß die Bürger nicht mehr arbeiten, um zu leben, sondern nur leben, um zu arbeiten. Selbstheit und Liebe

sind in dem Menschen zwei so verschiedene Triebfedern, und hangen unter sich selbst doch so eng zusammen, daß das, was die eine verstärkt, die andere nur schwächen kann; und wo in dem Regierungs-System selbst alles darauf abzweckt, die Liebe zu unterdrücken, da muß man sich nicht darüber wundern, daß die Selbstheit zum Vorschein kommt und alles noch mehr vereinzelt. Selbst die Vaterlandsliebe der Römer, d. h. der eigentlichen Bewohner Roms, war mit der Antimonarchie ausgestorben. So lange diese dauerte, konnten sie sich bereden, daß eine Verfassung, welche so ungemeine Wirkungen hervorbrachte, vortrefflich sey; und sie beredeten sich dazu unstreitig um so leichter, je größer die Betäubung war, welche durch anhaltende Kriege bewirkt wurde. Seit der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie, veränderte sich die Ansicht der Römer so sehr, daß an die Stelle des heftigsten Patriotismus die vollendetste Apathie trat: man ließ den Imperator walten, schätzte sich glücklich, wenn man nur geschoren, nicht geschunden wurde, und gab sich einem Fatalismus hin, der sich da ganz von selbst einstellt, wo es keine Öffentlichkeit giebt und sich nichts vorhersehen läßt, weil nicht das Gesetz, sondern nur die Willkür, herrscht.

Noch Eine Seite will berührt seyn; es ist die des Militärs.

Aus den Bürgerheeren, durch welche die Welt erobert wurde, waren durch die Monarchie stehende Heere geworden, die, an den Gränzen aufgestellt, als vom Vaterlande geschieden betrachtet werden konnten. Die lange Dauer des Dienstes trug nicht wenig dazu bei,

daß

daß der römische Soldat in der Welt, der er angehörte, nichts weiter sah, als seinen Anführer, und das Vaterland ganz aus den Augen verlor; eine Wirkung, welche wiederum nicht wenig dazu beitragen mußte, sein ursprüngliches Wesen im Kerne zu verändern. Es ist daher kein Wunder, wenn jener Geist, welcher die römischen Heere in einer früheren Periode so furchtbar gemacht hatte, so sehr von denselben wich, daß sie nicht einmal zur Vertheidigung des Reichs benutzt werden konnten, und daß die Regierung sich so bald genöthigt sah, ihre Zuflucht zu Ausländern zu nehmen, um durch diese zu beschützen, was der Patriotismus erworben hatte; denn in den Barbaren fand man, wo nicht das frische Gemüth, doch wenigstens eine Unbefangenheit, welche dem römischen Bürger fehlte.

Barbarische Völker, welche auf Eroberungen ausgehen, suchen Köpfe, die sie nur da finden können, wo es wissenschaftliche Bildung giebt. Polizirte Nationen kommen nach und nach dahin, daß sie zum Felddienst ganz unfähig werden, und ihn Denjenigen überlassen müssen, denen es nicht an Abhärtung fehlt. Man glaube aber nicht, daß hierdurch alles ausgeglichen werde. Der Vortheil bleibt auf Seiten der Barbaren, weil einzelne Köpfe leichter zu haben sind, als ganze Armeen. Ist man daher genöthigt, sich gegen Barbaren zu vertheidigen, so bleibt nichts Anderes übrig, als den kriegerischen Geist durch alle die Mittel zu beleben, durch welche er von Anbeginn der Welt bestanden hat. Das sicherste ist eine Nationalbewaffnung. Zu ihr hätten also die römischen Imperatoren ihre Zuflucht nehmen

sollen. Auch würden sie dies gethan haben, wenn sie in der Gesellschaft so dagestanden hätten, wie die Monarchen der gegenwärtigen Zeit. Allein nie konnte es ihnen in den Sinn kommen, Bürgerthum und Soldatenwesen mit einander zu verschmelzen, weil sie auf diesem Wege sich selbst aufzuopfern geglaubt hätten. Einer von den Nachfolgern des Commodus gab seinem Sohne den Rath, den Soldatenstand zu bereichern, und sich um das Schicksal der übrigen Stände gar nicht zu bekümmern. Dies ward nur allzu bald Maxime; die Folge davon aber war, daß alles, was nicht zum Soldatenstande gehörte, wie auf der Schlachtbank lag, in Friedenszeiten den Quälereien der kaiserlichen Procuratoren, in Kriegeszeiten der Plünderung und der Ermordung des Militärs ausgesetzt. Daß hierüber alle Moralität verloren ging, versteht sich wohl von selbst. Nur allzu bald kam es dahin, daß Wohlhabenheit zu einem Verbrechen wurde; und wie hätte es fehlen können, daß unter solchen Umständen die Forderungen der Regierung und die Zahlungsfähigkeit der Unterthanen in umgekehrtem Verhältnisse standen?

So viel vorläufig über den Verfall im Römerreiche.

Eilftes Kapitel.

Die Periode von Pertinax bis auf Decius.

(Von 193 bis 252.)

Was könnte nach solchen Aufschlüssen, als wir im vorhergehenden Abschnitte gegeben haben, noch auffallen!

Wenn sich also die Geschichte der römischen Imperatoren in ein Schlachtgemälde verwandelt, wo Ein Imperator neben dem andern liegt, und der Sieger den einzigen Trost hat, daß er Denjenigen nicht kennt, der ihn am nächsten Tage ermorden wird: so ist dabei nichts zu bewundern, als der Leichtsinn, womit man sich einer Verrichtung unterzieht, die, indem sie mit einem Verbrechen anhebt, die Ungestraftheit durch die Größe desselben zu erringen wähnt. Übrigens ist von den Geschlechtern, welche die Republik verherrlicht haben, oder durch dieselbe verherrlicht worden sind, nicht länger die Rede; sie sind entweder ganz verschwunden, oder so in die Dunkelheit zurückgetreten, daß sie nicht mehr erkannt werden. Ganz neue, zum Theil barbarische Namen treten hervor, um die Ehr-

furcht der Welt in Anspruch zu nehmen und Verachtung zu finden. Hat Rom in einer früheren Periode vernichtend auf das menschliche Geschlecht eingewirkt, so wirkt nunmehr dieses vernichtend auf Rom zurück. Westen und Osten, Süden und Norden bekämpfen sich, und verschwunden ist der ordnende Gott, der den Dingen ihr Maaß und ihre Gränze anweiset.

Die Mörder des Commodus wählten den Stadt-Präfecten Helvius Pertinax in eben dem Augenblick zum Imperator, wo er von ihnen umgebracht zu werden fürchtete. Er war der Sohn eines Freigelassenen, der zu Alba Pompeja, einer kleinen Stadt in Ligurien, so viel Vermögen erworben hatte, daß er seinen Kindern eine anständige Erziehung geben konnte. Unter ihnen hatte Helvius sich den schönen Wissenschaften gewidmet, als er durch den Schutz des Lollianus Avitus eine Anstellung im Militär fand. Die neue Laufbahn führte zu Ehrenstellen; und nachdem Pertinax mehrere Glückswechsel erlebt hatte, wurde er von dem Marcus Aurelius in den Senat eingeführt und mit dem Commando einer Legion beauftragt. Marcus Aurelius, der ihn Anfangs verkannt, dann aber um so lebhafter geschätzt hatte, würde ihn zu einem Präfectus Prätorio gemacht haben, wenn dieser Posten, der im zweiten Jahrhunderte der Monarchie die größte Ähnlichkeit mit dem eines Großveziers hatte, nicht, einem alten Herkommen gemäß, mit einem römischen Ritter hätte besetzt werden müssen. Nach dem

Tode des Marcus Aurelius fürchtete der Präfectus Prätorio Perennis durch den Pertinax verdunkelt zu werden. Dies hatte die Entfernung des Letzteren zur Folge. Er lebte eine Zeit lang in Ligurien auf dem Landgute seines Vaters; sobald aber Perennis gestürzt war, wurde er zurückberufen, und erst zum Anführer der Legionen in Britannien, dann zum ersten Polizei-Minister in Rom, dann zum Proconsul von Africa, und endlich zum Consul und Gouvernör von Rom ernannt. Auf diesem Posten wurde ihm das Reich angetragen. Er weigerte sich, es anzunehmen; da er aber, wie es scheint, nur die Wahl hatte zwischen Annahme und Tod: so ließ er sich, trotz seinen sechs und sechzig Jahren bewegen, in dem Lager der Prätorianer zu erscheinen, die ihn, auf den Antrag des Lätus, und gegen das Versprechen von zwölftausend Sestertien für den Mann, zum Imperator ausriefen. Der Senat bestätigte die Wahl, bei welcher ihm unstreitig nichts so angenehm war, als das hohe Alter des Pertinax; der neue Imperator selbst nahm außer dem Titel eines Augustus den eines Senats-Präsidenten (princeps senatus) an, um die Liebe dieser Körperschaft noch mehr zu gewinnen.

Es fehlte dem Pertinax nicht an großen Eigenschaften. Sein erster Wunsch war, die Wunden zu heilen, welche Commodus durch Verschwendung dem Reiche geschlagen hatte. Aus dem Verkaufe des prachtvollen Mobiliars seines Vorgängers bestritt er die Kosten seiner Wahl; und nachdem er das den Prätorianern gegebene Versprechen erfüllt hatte, drang

er auf Mannszucht und Ordnung. Er selbst beschränkte sich auf das Nothwendigste; und, damit seine Gemahlin und seine Kinder ihn nicht in seinen Entwürfen stören möchten, versagte er Jener den Titel einer Augusta, Diesen den Titel der Cäsarn, sogar gegen den Willen des Senats. Einfacher hatte nie ein Imperator gelebt; gerechter, billiger und menschlicher war keiner seiner Vorgänger gewesen. Gleichwohl dauerte die Regierung des Pertinax nur drei Monate.

Zwei Classen waren seine entschiedenen Feinde: der alte Hof, und die Prätorianer. Jener fühlte sich zurückgesetzt; diese klagten über Mangel an Freiheit. Pertinax selbst hatte nicht in Anschlag gebracht, daß eine Erhebung, die von einem Verbrechen herrührt, gefährlich bleibt, auch wenn Andere dies Verbrechen begangen haben. Zu den Mißvergnügten gehörte auch Lätus. Da er nicht nach Verdienst belohnt zu seyn glaubte, so wendete er dieselben Mittel, durch welche er den Commodus gestürzt hatte, auch gegen den Pertinax. Dreihundert Prätorianer, von ihm angereizt, dringen gegen den Pallast des Imperators an; die Wache macht ihnen Platz. Vergeblich redet Pertinax zu ihnen, um seine Unschuld darzuthun; das Wort eines Tongriers reicht hin, jede Reue zu verdrängen. Der Imperator fällt, indem er sein Haupt in die Toga hüllt und den Jupiter als Rächer anruft; und eben dies Haupt wird auf einer Stange durch die Stadt getragen.

Der Thron war wieder leer. Ihn zu besetzen, gerieth man auf den heillosen Gedanken, daß man ihn versteigern wollte; und ein reicher Schwelger, Namens M. Didius Julianus fand es vortheilhaft, ihn meistbietend zu erstehen. Seitdem es ein Adoptions-System gab, war er verkauft worden; denn in diesem Lichte müssen die großen Summen betrachtet werden, welche, nach jeder Adoption, als Geschenke an die prätorischen Cohorten bezahlt wurden. Der Übermuth dieser Cohorten hatte jetzt einen Schritt weiter geführt; und in einem Reiche, wie das römische nun einmal war, mochte dadurch nicht viel versehen seyn. Dennoch hatte die Versteigerung die wichtigsten Folgen. Was alle rechtlichen Leute zum Unwillen bestimmte, dasselbe erregte den Neid der Legionen an den Gränzen. Überzeugt, daß sie ebensowohl Imperatoren machen könnten, als die Leibwache, wählten sie ihre Anführer dazu: die Armee in Illyrien den Septimius Severus, die in Syrien den Pescennius Niger, die in Britannien den Albin.

Es gab also zu gleicher Zeit vier Imperatoren, die um den Vorzug stritten, und aus den schlechten Einrichtungen, welche der römischen Monarchie zur Grundlage dienten, war ein Bürgerkrieg erwachsen. Da Septimius Severus der Hauptstadt am nächsten war, so fand er die wenigsten Schwierigkeiten, sich derselben zu bemächtigen; und sobald er den Didius Julianus hatte hinrichten lassen, sah er sich von dem Senate anerkannt. Nun aber mußten noch

seine übrigen Nebenbuhler besiegt werden. Sich festzusetzen, schaffte er die bisherigen Cohorten ab, und brachte an die Stelle derselben eine vierfach größere Anzahl aus seiner Armee. Sein nächster Schritt war, sich mit dem Albinus zu verbinden, den er zum Cäsar ernannte. Jetzt zog er gegen den Pescennius Niger zu Felde. Die Überlegenheit occidentalischer Truppen über Truppen des Orients bewährte sich auch in diesem Kriege; und, nach mehreren Gefechten am Issus geschlagen, blieb Pescennius Niger, nachdem der Orient ihn bereits als Herrn anerkannt hatte. Noch war die Idee einer Theilung des Reiches den Geistern fremd, und, um Alleinherrscher zu werden, mußte Septimius Severus den letzten Nebenbuhler entfernen. Er versuchte es durch Meuchelmord; als dieser aber fehlschlug, kam es zwischen ihm und dem Albinus zu einem förmlichen Kriege. Die Schlacht bei Lyon entschied um so sicherer, weil Albinus sich unmittelbar nach dem Verlust derselben entleibte.

Vierzig Senatoren, welche sich das Mißfallen des Alleinherrschers zugezogen (denn er hatte sie in dem Verdacht, ihm, dem gebornen Afrikaner, den Claudius Albinus vorgezogen zu haben), fielen mit Weibern und Kindern, als ein Opfer seiner Rache. Dann wendete sich Septimius Severus gegen die Parther, die auf der Seite des Pescennius gewesen waren, und bestrafte sie durch eine Einäscherung ihrer Hauptstädte. Sein Präfectus Prätorio war Plautianus, und mit ihm stand er in demselben Verhältnisse, wie Tiber mit dem Sejanus, bis Jener, auf Anstiften des Caracalla,

hingerichtet wurde. Ein Krieg in Britannien hatte schwerlich einen andern Zweck, als Beschäftigung der Legionen. Die Gränzen wurden erweitert; aber Septimius starb bald darauf zu Eboracum (York), und sein Nachfolger war sein Sohn Caracalla.

Hatte Septimius Severus, um zu seinem Zwecke zu gelangen, den Soldaten Alles aufgeopfert: so trat sein Sohn und Nachfolger M. Aurelius Antoninus, mit dem Beinamen Caracalla, gewissenhaft in seine Fußstapfen, sobald er sich seines Bruders Geta entledigt hatte, der in einem Alter von ein und zwanzig Jahren in den Armen seiner Mutter ermordet wurde. Beide Brüder waren zu Augustis ernannt worden, weil das Militär sich davon doppelten Vortheil versprach. Diese Maaßregel war offenbar unsinnig, wofern es nicht zu einer Theilung des Reiches kommen sollte. Wirklich wurde eine solche von Caracalla vorgeschlagen; da aber die Unterhandlung nicht von der Stelle rückte, so eilte er nach Rom, und ein Brudermord bahnte ihm den Weg zur Alleinherrschaft.

Nach einem solchen Anfange war nichts natürlicher, als die Befolgung der von Septimius Severus aufgestellten Maxime: „die Soldaten zu bereichern, alle Übrigen aber für nichts zu achten.“ Könnte diese Maxime nur vorhalten! Man entzieht den Soldaten ihre Subsistenz nicht sicherer, als wenn man Denen, die es nicht sind, kein Eigenthum gestattet; und ein

Staat, worin so etwas geschieht, gleicht einem Obstgarten, dessen gesundeste Stämme zu einem Zaun verwendet werden, der den Einbruch verhindern soll. Das Lächerlichste in dem Verfahren des Caracalla war, daß er, um Geld zu bekommen, allen Provinzialen das römische Bürgerrecht ertheilte: denn, welchen großen Werth dieses Recht auch in einer früheren Zeit gehabt haben mochte, so war es doch jetzt ganz werthlos, nachdem die Dinge einmal dahin gediehen waren, daß überhaupt kein Recht geachtet wurde. Nur allzu oft ist es der Fall gewesen, daß Fürsten, um ihren Geldbedürfnissen abzuhelfen, Wohlthaten bewilligt haben, welche aus ganz andern Beweggründen hätten ertheilt werden sollen; doch nie auf eine nichtswürdigere Weise, als es von Caracalla geschah, indem er die sämmtlichen Bewohner des Reiches zu römischen Bürgern machte, um sie der Abgabe von einem Zwanzigsten aller Erbschaften und Freilassungen unterwerfen zu können.

Und hier muß man den Unterschied der Zeiten bewundern. Nach der Schlacht bei Cannä ward im römischen Senate die Frage aufgeworfen: ob es, um die Treue der Bundesgenossen zu sichern, nicht wohlgethan sey, die Vornehmsten der Lateiner in den Stand der Patricier aufzunehmen. Die Berathung war in vollem Gange, als Manlius Torquatus, der Sohn Desjenigen, der die Lateiner geschlagen hatte, mit lauter Stimme erklärte: „er werde ohne allen Unterschied jeden Bundesgenossen ermorden, welcher es

wage, in dem römischen Senat mit zu stimmen. *)“ Diese Drohung brachte die versammelten Väter plötzlich zur Besinnung über ihr Interesse. Wie wenig aber mochte Manlius Torquatus ahnen, was einst ein Caracalla thun werde! Wie noch weit weniger mochte er ahnen, daß die Ertheilung des römischen Bürgerrechts in ein Mittel der Unterdrückung und Tyrannei ausarten könne!

Eine Regierung, wie die des Caracalla, konnte weder Achtung noch Liebe wecken. Verfolgt von dem blutigen Schatten seines Bruders, und gepeinigt von dem Bewußtseyn der Grausamkeit, womit er zwanzig tausend Unschuldige hatte hinrichten lassen, welche kein anderer Vorwurf traf, als daß sie mit Jenem in Verbindung gestanden hatten — verbannte er selbst sich aus Rom, und trieb sich mit seinen Soldaten in den Provinzen umher, nicht ohne dieselben zu erdrücken durch die Last der Einquartierungen und der Auflagen. Sechs Jahre hatte dieses Nomaden-Leben gedauert, als das Schicksal ihn auf eine bewundernswürdige Weise ereilte.

Die Präfectur des Prätoriums war, zur größeren Sicherheit, zwischen zwei Ministern getheilt, von welchen der eine die Militär-, der andere die Civil-Angelegenheiten besorgte. Ein gewisser Adventus stand an der Spitze der ersteren, Opilius Macrinus an der Spitze der letzteren. Macrinus galt für einen rechtschaffenen Mann, und war es unstreitig; dennoch

*) Valerius Maximus Lib. VI. c. 4.

machten dringende Umstände ihn zum Mörder des Augustus. In Unglückszeiten hat es nie an Propheten gefehlt; und in denen des Caracalla sagte ein Afrikaner vorher, daß Macrinus und dessen Sohn das Reich zu beherrschen bestimmt wären. In Ketten führte man den Propheten nach Rom, um daselbst über seine Aussage vernommen zu werden; und als er in Gegenwart des Stadt-Präfecten bei seiner Prophezeiung blieb, erforderte die Pflicht, über den ganzen Vorfall an den Imperator zu berichten. Caracalla residirte gerade zu Edessa, und war mit einem Wagenrennen beschäftiget, als die Botschaft, von welcher die Erhaltung seines Lebens abhing, mit mehreren andern anlangte. Sämmtliche Schreiben wurden dem Macrinus mit dem Befehl übergeben, die minder wichtigen auf der Stelle zu beantworten, über die wichtigeren aber Vortrag zu halten. So las Macrinus, was ihm bevorstand; denn er kannte Caracalla's Charakter allzu gut, um nicht zu wissen, wie leicht und wie gefährlich es war, ihm verdächtig zu werden. Fest entschlossen, das Verderben von sich abzuwenden, beredete er einen gewissen Martialis, dem der Rang eines Centurio versagt worden war, zur Ermordung des Imperators; und als dieser sich bald darauf von Edessa nach dem berühmten Tempel des Mondes zu Carrhä begab, erlauerte Martialis die Gelegenheit, ihn zu erdolchen, was kaum geschehen war, als der Mörder selbst von einem scythischen Bogenschützen, der zur Leibwache des Kaisers gehörte, getödtet wurde. So starb Caracalla im 29sten Jahre seines Alters, von

den Soldaten geliebt, von den Bürgern verflucht, ein Affe Alexanders des Großen, den er sich zum Muster gewählt hatte, ohne ihn in irgend einer Eigenschaft erreichen zu können.

Auf diese Weise endigte das Geschlecht des Septimius Severus. Drei Tage blieb der römische Thron unbesetzt. Adventus, obgleich den Soldaten bekannter, als Macrinus, machte keine Ansprüche auf denselben, weil er sich seines hohen Alters und seiner Gebrechen bewußt war; er überließ diese gefahrvolle Ehre dem Macrinus, der durch eine erkünstelte Trauer über Caracalla's Tod jeden Verdacht von sich zu entfernen verstand. Die Truppen achteten ihn zwar nicht; da aber kein Anderer da war, und da Macrinus große Summen versprach, wenn man ihn wählen wollte, so erreichte er seinen Zweck für sich und seinen Sohn Diadumenianus, den er zum Cäsar ernannte. Die Bestätigung des Senats fand einige Schwierigkeiten, da Macrinus von niedriger Abkunft war und niemals die Senatorwürde bekleidet hatte; doch schätzte man sich glücklich, den Caracalla aus dem Wege geräumt zu sehen, und versagte eben deswegen die Bestätigung nicht. Macrinus, um sich auf dem Throne der Cäsarn zu halten, faßte bald den kühnen Gedanken einer Wiederherstellung der Mannszucht; da er aber nicht selbst Soldat war, so versah er es am meisten darin, daß er die Truppen in Syrien beisammen hielt, wo-

durch er die Veranlassung zu Meutereien gab, von welchen er nur allzu bald das Opfer werden sollte.

In der Person des Septimius Severus war das römische Reich von einem Afrikaner beherrscht worden. Ein merkwürdiger Zufall wollte, daß die zweite Gemahlin dieses Imperators aus Syrien gebürtig war; und dieser Umstand bewirkte, daß der nächste Throninhaber ein geborner Syrer war.

Dies seltsame Schicksal entwickelte sich auf folgende Weise.

Dem astrologischen Aberglauben, wie alle seine Landsleute, ergeben, hatte sich Septimius Severus mit der Julia Domna verbunden, weil man ihm gesagt hatte, die Sterne bestimmten ihr einen Thron. Was er durch seine Tapferkeit erwerben sollte, das wollte der Ehrgeizige dem Glücke seiner Gemahlin verdanken. Diese besaß Eigenschaften, die, wenn sie den Thron auch nur selten geben, ihn desto sicherer verherrlichen. Mit einer ungemeinen Schönheit, welche den Jahren trotzte, verband sie eine lebhafte Einbildungskraft, Festigkeit des Charakters, und Sicherheit des Urtheils; und so verschönerte sie, bei den langen Abwesenheiten ihres Gemahls, ihre Tage durch den Umgang mit geistreichen und liebenswürdigen Personen beiderlei Geschlechts. Als Wittwe würde sie glücklich gewesen seyn, hätte sie nicht das traurige Schicksal gehabt, ihren jüngsten Sohn in ihren Armen ermordet zu sehen. Von diesem Augenblick an beweinte sie Geta's Tod eben so sehr, wie Caracalla's Leben; und ob sie gleich nicht aufhörte, die Wildheit

des Letzteren, so weit es in ihren Kräften stand, zu mäßigen, so kam es doch sehr bald dahin, daß sie, um den neuen Kränkungen zu entgehen, welche ihr von Seiten des Macrinus bevorstanden, freiwillig ihrem Leben ein Ende machte.

Bei ihrer Vermählung mit dem Severus hatte sie in Syrien eine Schwester, Namens Mäsa, zurückgelassen, welche, mit dem Sonnenpriester (Heliogabalus) Bassianus verheirathet, Mutter zweier Töchter geworden war, die Soämias und Mamäa hießen. Mäsa lebte noch; und Caracalla's Aufenthalt in Syrien hatte, wie es scheint, die ganze Familie in Antiochien vereinigt. Hier befanden sich die beiden Töchter der Mäsa mit ihren Söhnen (von welchen der Sohn der Soämias Bassianus, der Sohn der Mamäa Alexander Severus genannt wurde), als Caracalla starb, und Macrinus die ganze Familie nach Emesa verwies. Mit welchen Gefühlen sie sich dahin begab, ist leicht zu erachten. Das Einzige, was sie zu trösten vermochte, war ein großes Vermögen, die Frucht einer zwanzigjährigen Glücksgunst. Der junge Bassianus war zu einem Sonnenpriester bestimmt, und übte sich in den Verrichtungen seines Berufs, als es der Mäsa gelang, das unzufriedene Militär zu gewinnen, welches in der Nähe von Emesa lagerte. Der ehrgeizigen Frau kostete eine Lüge nichts, wenn es einen großen Vortheil galt. Um ihren Enkel Bassianus auf den Thron der Cäsarn zu erheben, gab sie den Ruf ihrer Tochter Preis, indem sie ausstreuen ließ, Bassianus sey der natürliche Sohn

des ermordeten Caracalla; Geschenke, mit verschwenderischer Hand vertheilt, verschafften der Behauptung Eingang in die Gemüther des Militärs.

Bald sah sich der junge Bassianus von der Besatzung Emesa's zum Imperator ausgerufen; und indem er selbst von Erbrechten sprach, zog er ohne Mühe den größten Theil der syrischen Legionen auf seine Seite. Dem Macrinus blieb unter diesen Umständen nichts anders übrig, als sein Schicksal dem ungewissen Ausgange einer Schlacht zu überlassen, welche sich zum Vortheil des jungen Bassianus endigte. Da Macrinus, wie sein Sohn Diadumenianus, wenige Tage darauf sein Leben einbüßte, so ward der Syrer Bassianus, als vorgeblicher Sohn des Caracalla, allgemein als Imperator anerkannt; und was Weiber und Verschnittene begonnen hatten, endigte damit, daß er die Billigung eines Senats erhielt, welcher noch immer in dem stolzen Wahn lebte, daß die Welt durch ihn regiert werde. Bassianus nahm die Benennung des Antoninus an, verkündigte dem römischen Senate seinen Sieg, versprach, in dem Geiste des Octavius und des Marcus Aurelius zu regieren, und stützte sich vorläufig auf das Beispiel von Jenem, der in einem Alter, wie das seinige, die Ermordung seines Vaters durch einen erfolgreichen Krieg gerächt habe. Der Senat seiner Seits schätzte sich glücklich, zu erfahren, daß der junge Imperator nicht die Absicht habe, irgend etwas zu rächen, nachdem der Hauptfeind besiegt war; zugleich traf er Anstalten zum Empfang desselben. Durch eine solche Verket-

tung

tung von Umständen gelangte ein Syrer auf den römischen Thron.

Der Mangel an guten Gesetzen für die Thronfolge hatte seit zwei Jahrhunderten das römische Reich mehr als Einmal in Gefahr gebracht; jetzt aber sollte durch ihn bewiesen werden, welchen furchtbaren Mißgriffen ein Staat ausgesetzt ist, der sich genöthigt sieht, dem Militär die Wahl seiner Regenten zu überlassen.

Vierzehn Jahre zählte der junge Bassianus, als er durch eine bewundernswürdige Gunst des Schicksals auf den römischen Thron gelangte; und nichts entsprach seiner Bestimmung weniger, als die Erziehung, welche er bisher bekommen hatte. Freilich war die Welt, in welcher er die Rolle eines Imperators spielen sollte, nur allzu sehr entartet; aber in ihr blieb noch immer eine Zurückerinnerung an ihre früheren Tugenden zurück, und diese war es hauptsächlich, was der junge Sonnenpriester zu bekämpfen hatte. Es ließ sich vorher sehen, daß er eben so wenig zu den Römern, wie die Römer zu ihm, passen werde; allein, was aus dieser Entgegensetzung hervorgehen würde, lag außer aller Berechnung.

Der Sonnenpriester von Emesa eilte nicht, nach Rom zu kommen: er brachte den nächsten Winter in Nikomedien zu, und verschob seinen Einzug in die Hauptstadt des Reichs bis zum folgenden Sommer. Inzwischen beschenkte er den römischen Senat mit seinem Bilde, das er in der Curie über dem Altar des Sieges aufzustellen befahl; und dieses Bild enthielt

die erste Ankündigung der großen Verwandlung, welche dem römischen Reiche bevorstand, nämlich in einen Staat, der nach Jahrhunderten zur Ausstattung eines Hohenpriesters dienen sollte. Da sah man einen Regenten in Priesterschmuck: schwarz waren seine Augenbraunen gefärbt, gemalt seine Wangen; auf seinem Haupte ruhete, als Sinnbild seiner Gottheit (eines kegelförmigen Steins, von welchem die Sage ging, daß er aus der Sonne herstamme), die hohe Tiara; seinen Leib umflossen Priestergewänder von Gold und Seide, nach Sitte der Meder und Phönizier; seine Arme waren mit kostbaren Spangen bedeckt. So schaueten die Römer den neuen Imperator zuerst an.

Es scheint, daß dieser, um wenigstens Etwas zu seyn, die Priesterwürde beizubehalten entschlossen war und von seinen Rathgebern in diesem Vorsatze bestärkt wurde. Sein Einzug in Rom war der eines Hohenpriesters. Am Tage desselben waren die Straßen von Rom mit Goldstaub bestreuet. Auf einem, von sechs milchweißen Rossen gezogenen Wagen befand sich der schwarze kegelförmige Stein, der den Gott von Emesa darstellte. Der fromme Imperator selbst führte die Rosse, und ihn unterstützte ein Schwarm von Dienern. So ging der Zug nach dem palatinischen Berge, wo für den syrischen Gott ein prächtiger Tempel errichtet war. Hier wurde sein Dienst gefeiert durch verschwenderische Opfer von Wein und Wohlgerüchen, während ein Chor von syrischen Mädchen wollüstige Tänze um den Altar aufführte. In langen phönizischen Gewändern standen die Vornehmsten Roms da,

und die Umstände ließen ihnen keine andere Wahl, als die Feierlichkeit zu unterstützen.

Heliogabal's größte Angelegenheit war von jetzt an, den syrischen Gottesdienst nach Rom zu verpflanzen. Zu diesem Endzweck wurde jeder andere Gottesdienst ihm untergeordnet; und so geschah es, daß die Ancilien, das Palladium und alle heiligen Unterpfänder des Glaubens von Numa, in den Tempel der syrischen Gottheit versetzt wurden. Bald mischte sich jugendlicher Muthwille ins Spiel. Der unbärtige Imperator wollte seinen Gott vermählen; und da die ernste Pallas nicht zu syrischen Sitten paßte, so fand man den Ausweg, das Bild der Astarte von Karthago, wo man in demselben den Mond verehrte, nach Rom zu versetzen. Diese mystische Vermählung wurde nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch durch das ganze Reich gefeiert; und diese Feier diente zur Huldigung des Monarchen.

Einer großen Bestimmung nicht gewachsen seyn, ist um so gefährlicher, wenn die Ausübung der Gewalt mit derselben verbunden ist; und Heliogabalus fühlte nur allzu bald den Beruf, den Widerspruch, in welchen er mit dem Römerthum gerathen war, so weit als immer möglich zu treiben. Hingerissen von seiner Jugend, ergab er sich den schändlichsten Lüsten, und, unterstützt von schändlichen Rathgebern, brachte er es sehr bald dahin, daß er sein größtes Vergnügen in der Gewalt fand, welche er auf der einen Seite der Natur, auf der andern der gesellschaftlichen Ordnung anthat. Wie hätte er sich die Genugthuung versagen

kömen, unter dem Schwarm seiner Beischläferinnen auch eine vestalische Jungfrau zu haben, welche ihrer Zelle mit Gewalt entführt war! Der Gebieter der römischen Welt trieb den Unsinn so weit, daß er sich in weibliche Kleider hüllte, den Spinnrocken dem Scepter vorzog, und die ersten Würden des Reichs unter seine Liebhaber vertheilte, von welchen einer, mit Namen Hierokles, den Titel eines Imperators oder eines Gemahls der Kaiserin erhielt.

In der Begleitung seiner nächsten Verwandten war Heliogabal nach Rom gekommen; selbst seine Großmutter Mäsa lebte noch. Die kluge Frau begriff sehr leicht, daß so viel Wahnsinn sich nur mit dem Untergange ihrer Familie endigen könnte. Um einem solchen Schicksal zuvorzukommen, beredete sie ihren Enkel, seinen Vetter, den Sohn der Mammäa, an Kindes Statt anzunehmen. Alexander Severus selbst nahm aus dem Beispiele, das ihm täglich gegeben wurde, ab, was er am Sorgfältigsten zu vermeiden hätte. Die römische Sitte in eben dem Maaße ehrend, in welchem sie von dem Heliogabal unter die Füße getreten wurde, bildete er leicht den Gegensatz des priesterlichen Imperators, der, hierdurch in Schatten gestellt, Anfangs alles aufbot, was den jungen Alexander verführen konnte, und, als er damit nichts ausrichtete, ihn aus dem Wege zu räumen beschloß. Dies Unternehmen mißlang durch die Wachsamkeit der Mutter des tugendhaften Jünglings, und eine Empörung der Leibwache war die Folge des Mißlingens. Noch einmal rettete Heliogabal sein Leben, indem er

die Soldaten um Verzeihung bat. Doch seine Stunde hatte geschlagen; und er selbst beschleunigte seinen Tod durch den Muthwillen, womit er, um die Leibwache auf die Probe zu bringen, das Gerücht von Alexanders Tode ausprengen ließ. Die Verachtung des Imperators war zu einem Gefühle geworden, welches die Prätorianer nicht länger beherrschen konnten. Die zweite Empörung der Leibwache kostete ihm und seiner Mutter das Leben; sein Leichnam ward durch die Straßen Roms geschleppt und in den Tiberstrom geworfen, und der Senat brandmarkte sein Andenken mit ewiger Schande, nachdem er drei Jahre hindurch der stille Zeuge großer Missethaten gewesen war.

Dieselbe Leibwache, welche den Heliogabal gestürzt hatte, erhob seinen Vetter Alexander Severus auf den Thron der Cäsarn.

Alexander befand sich in einem Alter von siebzehn Jahren, als ihm dies widerfuhr. Er war ein Jüngling, der sich durch nichts so sehr auszeichnete, als durch Gehorsam gegen seine Mutter. Diese scheint eine Frau von großem Verstande gewesen zu seyn. Während ihre Schwester Soämis sich hatte gefallen lassen, in der Liste der Senatoren eine Stelle einzunehmen, hatte sie die Sitte der Römer, welche das weibliche Geschlecht von allen öffentlichen Ämtern und Verrichtungen ausschloß, geehrt und sich auf die Erziehung ihres Sohnes beschränkt. Jetzt, nach dem Tode des Heliogabal und der Erhebung ihres Sohnes,

blieb sie der früheren Rolle wenigstens in so fern treu, als sie sich mit dem Einflusse begnügte, den ihr die Gemüthsart ihres Sohnes versprach; sie betrieb sogar ein Gesetz, wodurch die Weiber für immer von dem Senate ausgeschlossen und das Haupt des Verletzers dieses Gesetzes den unterirdischen Göttern geweihet wurde. Nicht, daß es der Mammäa an Ehrgeiz gefehlt hätte; sie war hierin der Mutter des Nero nur allzu gleich. Doch, klug genug, um den Schein von dem Wesen zu unterscheiden, kümmerte sie sich wenig um Ehrenbezeugungen und Huldigungen, wofern sie nur das Bewußtseyn der unumschränkten Macht über ihren Sohn in sich trug. Da sie die Nachgiebigkeit ihres Sohnes gegen fremde Autorität kannte, so sorgte sie gewissenhaft dafür, daß die ihrige allen übrigen vorstand; und die Ehe des jungen Imperators mit der Tochter eines Patriciers wurde von ihr aus keinem andern Grunde aufgehoben, als damit die Gemahlin nicht die Mutter verdrängen möchte.

Außer diesem Ehrgeize war Mammäa nicht frei von allem Geldgeize. Doch ließ sie sich von ihren Leidenschaften nie so beherrschen, daß ihr Verstand darüber unwirksam geworden wäre. Mit Genehmigung des Senats wählte sie einen Staatsrath von sechszehn ausgezeichneten Patriciern, in welchem jedes öffentliche Geschäft von Wichtigkeit besprochen und entschieden wurde. An der Spitze desselben stand der berühmte Ulpianus, welcher sich eben so sehr durch seine Achtung für das römische Gesetz, als durch seine Verehrung der Mammäa auszeichnete. Auf seinen Vor-

schlag, oder mit seiner Genehmigung, wurden alle die Maaßregeln durchgeführt, welche die Erhaltung des Reichs zu fordern schien; und Mammäa gestattete nicht bloß, daß Rom von jenem Aberglauben und jener Schwelgerei, welche der kindische Eigensinn Heliogabal's eingeführt hatte, gereinigt wurde, sondern sie unterstützte sogar die Besetzung der öffentlichen Ämter mit Männern, deren Tugend und Geschicklichkeit außer allem Zweifel lag.

Die wichtigste Angelegenheit Mammäa's aber war, den Charakter ihres Sohnes so auszubilden, daß er in einem vorgerückten Alter selbstständig wirken könnte. Noch immer schwebte Antoninus Pius als Urbild vor. Diesen Namen nahm Alexander vor allen übrigen an; und um zu beweisen, daß es ihm mit der Nacheiferung ein Ernst sey, brachte er in seine Lebensweise dieselbe Regelmäßigkeit, welche seinem Vorbilde in einem mehr vorgerückten Alter eigen gewesen war. Er stand früh auf; und die ersten Augenblicke des Tages waren der Achtung für fremdes Verdienst in einer Capelle geweiht, welche mit den Bildnissen von Heroen ausgeschmückt war. Der größte Theil des Vormittags verfloß im Staatsrath. Was davon übrig blieb, wurde auf die Lesung von Dichtern, Geschichtschreibern und Philosophen verwendet. Den Übungen des Geistes folgten die des Körpers, und Alexander übertraf die Jünglinge seines Alters in den gymnastischen Künsten. Ein Bad und ein leichtes Frühstück erfrischten die Kräfte, und gaben den Muth zur Fortsetzung der Geschäfte bis zur Cöna, der Hauptmahlzeit der Römer.

Diese war nichts weniger, als prächtig; auserlesene Freunde theilten dieselbe, und anstatt der Tänzer, Possenreißer und Gladiatoren, welche so häufig zu den Mahlen der schwelgenden Römer gezogen wurden, waren freundschaftliche Gespräche über ernste Gegenstände oder Vorlesungen die einzige Unterhaltung. Alexanders Pallast stand Jedem offen; nur wurde den Eintretenden, wie bei den Eleusinischen Geheimnissen, zugerufen: „Niemand tritt in diese heiligen Mauern, der sich nicht eines reinen und schuldlosen Herzens bewußt ist.“

Die Wirkungen einer solchen Regierung konnten nicht anders als heilbringend seyn. Zertretene Provinzen erholten sich wieder; sie erholten sich um so nothwendiger, da unter einer guten Regierung die Verwaltungsbehörden den Grundsatz anzunehmen pflegen, daß die Liebe der Unterthanen der sicherste Anspruch auf die Gunst des Suveräns ist. Lange verbannt und beinahe vernichtet, kehrte das öffentliche Vertrauen zurück; der Zinsfuß wurde niedriger; die Theurung hörte auf; der Überfluß stellte sich wieder ein. Noch einmal waltete die Vernunft über dem Römerreiche, wenn gleich nur für eine kurze Zeit.

Was den übrigen Classen Gedeihen gab, waren die stolzen Prätorianer gewohnt als ihr Verderben zu betrachten. Zwar bot Alexander seine ganze Klugheit auf, diese Verwöhnten zu seinen Zwecken hinzuleiten; und er meinte es mit ihnen um so besser, weil er nicht undankbar seyn konnte. Doch je weniger Er ihnen irgend eine Ursache zu Klage gab, desto sicherer richtete sich

ihr Haß gegen den Ulpianus, in welchem sie den Urheber ihrer angeblichen Zurücksetzung zu sehen glaubten. Der lange zurückgehaltene Unwille gegen diesen Staatsmann brach endlich in eine offene Rebellion aus, die sein Blut forderte. Mehrere Tage hindurch vertheidigten Roms Bürger den Minister gegen die Angriffe der Leibwache; doch als sie Häuser in Flammen aufgehen sahen, gaben sie den Unglücklichen auf, und Ulpianus, für den es von jetzt an keine andere Rettung gab, als den Pallast des Kaisers, und der sich wirklich dahin flüchtete, wurde im Angesichte seines Herrn ermordet, ohne daß die Bitten desselben das Mindeste vermochten. Nicht einmal den Tod des Freundes zu rächen, wagte Alexander: so groß war die beklagenswerthe Schwäche der Regierung, der Leibwache gegenüber! Epagathus, der Anführer der Rebellion, mußte, gleichsam zur Belohnung für sein Verbrechen, erst zur Präfektur von Ägypten, und dann zur Statthalterschaft von Creta befördert werden, ehe Alexander sich getrauete, die wohlverdiente Strafe gegen ihn auszusprechen. *)

*) Einen ähnlichen Zug bietet die Geschichte des Dio Cassius dar. Er hatte, als Befehlshaber der pannonischen Legionen, sich einige Mühe gegeben, Ordnung und Mannszucht in das Militär zu bringen. Dafür verlangten die Prätorianer in Rom seinen Kopf. Ihn zu retten, ernannte ihn Alexander zu seinem Collegen im Consulat. Doch da dies Mittel unwirksam zu bleiben schien, so begab sich Dio Cassius, auf den Rath des Imperators, nach Campanien, wo er auf seinen Landhäusern lebte und seine Einsamkeit zur Geschichtschreibung benutzte.

Mit einem so verzärtelten und anspruchsvollen Heere einen Krieg beginnen, war ein gewagtes Unternehmen. Gleichwohl blieb dem jungen Imperator keine andere Wahl, wenn er die östlichen Gränzen des Reiches nicht aufopfern wollte. In Parthien war eine Umwälzung geschehen, von welcher das römische Reich nur allzu sehr bedrohet war. Arsaces der Neunundzwanzigste hatte seinen Bruder Tiridates zum König von Armenien erhoben, als der Perser Artaxerxes einen Aufstand erregte, der sich, nach mehreren Schlachten, mit dem Untergange des Hauses der Arsaciden endigte, die Sassaniden emporbrachte, und, wie es zu geschehen pflegt, die auswärtigen Verhältnisse von Grund aus veränderte. Artaxerxes, der Gründer einer neuen Dynastie, nicht damit zufrieden, den Widerstand seiner Vasallen besiegt zu haben, bedrohete seine Nachbarn. Ihm schwebte das Reich des Cyrus vor, welches, den schönsten Theil von Asien umfassend, bis an Propontis und das Ägäische Meer reichte und selbst Ägypten in sich schloß. Was unter den Arsaciden und in einer noch früheren Periode davon verloren gegangen war, betrachtete er als durch Usurpation entrissen; und indem er es für seine Pflicht hielt, einen Versuch zur Wiederherstellung der alten Gränzen zu machen, ließ er dem römischen Imperator durch vierhundert ausgesuchte Reiter ankündigen, daß er sich mit dem ungestörten Besitze von Europa begnügen und den Persern Asien überlassen müsse. Eine solche Kriegserklärung mußte selbst den friedfertigsten Monarchen beleidigen; und was Alexander Severus auch von dem rebellischen Geiste seiner Soldaten zu befürchten ha-

ben mochte, so war ihm doch eine Herausforderung zu Theil geworden, die sich nicht ablehnen ließ.

Vier Jahre waren verflossen, seitdem er im Besitz des römischen Thrones war. Auf allen Punkten des Reichs herrschte im Militär derselbe Geist des Aufruhrs. Gab es noch irgend ein Mittel, demselben eine Gränze zu setzen, so war es ein Krieg. In diesem Betracht konnte dem jungen Imperator, welcher bisher vergeblich gegen das Verderben seines Zeitalters angekämpft hatte, der Übermuth des Artaxerxes sogar willkommen seyn. Seine Rüstungen waren so beschaffen, daß sie den Erfolg sicherten. Volle Magazine, auf den Hauptstraßen angelegt, erleichterten den Marsch, indem sie zugleich die Mannszucht befestigten; und für den schnelleren Fortgang des Heeres war durch eine Unzahl von Maulthieren und Kameelen gesorgt. So näherte sich Alexander Severus den Gränzen Persiens, nicht ohne auf dem Marsche die mannichfaltigsten Beweise von Entschlossenheit, Theilnahme an dem Schicksal des einzelnen Soldaten, und Geduld in Ertragung von Beschwerden gegeben zu haben.

Über dem Ausgange dieses Krieges waltet ein undurchdringliches Dunkel. Strategisch scheint er wohlgeordnet gewesen zu seyn. Drei römische Armeen waren bestimmt, Persien auf verschiedenen Wegen gleichzeitig anzugreifen; allein die Ausführung blieb hinter dem Entwurfe zurück, unstreitig weil es unmöglich war, die Bewegungen harmonisch zu leiten. Kaum war die erste dieser Armeen bis zu den sumpfigen Gegenden von Babylon vorgedrungen, so sah sie sich von einem zahlrei-

cheren Feind eingeschlossen, dessen Pfeile sie zu Grunde richteten. Vermöge eines Bündnisses mit Chosroes, König von Armenien, und vermöge einer Gebirgsgegend, in welcher die persische Reiterei sich nicht mit Freiheit bewegen konnte, drang die zweite Armee bis ins Innere von Medien vor; und diese tapferen Truppen verwüsteten die benachbarten Provinzen, und machten dem Artaxerxes viel zu schaffen. Der Gedanke war, daß, während diese beiden Armeen auf den entgegengesetzten Seiten in Persien eindrangen, Alexander an der Spitze der dritten ihre Angriffe durch kühnes Vordringen gegen den Mittelpunkt des Reiches unterstützen sollte. Doch da der eine Flügel bereits vernichtet war, so blieb er, auf den Rath seiner Mutter und seiner übrigen Freunde, zurück, verlebte einen unrühmlichen Sommer in Mesopotamien, und führte darauf die Überreste des Heeres nach Antiochien. Zum Glück war die Macht des Artaxerxes so geschwächt, daß er seine ehrgeizigen Entwürfe aufgeben mußte; und nur so konnte es geschehen, daß feile Lobredner wegen des Ausganges, den dieser Krieg gewann, den Sohn der Mammäa mit dem Sohne Philipps von Macedonien vergleichen konnten.

Kaum war Alexander Severus in Antiochien angelangt, als er die Nachricht erhielt, daß die unruhigen Germanen Gallien und Italien bedroheten. Wie mißvergnügt die Armee auch seyn mochte, so blieb dem Imperator doch nichts anders übrig, als sie nach den Ufern des Rheins zu führen. Unwillig gehorchte jene; und kaum hatte sie ihre Bestimmung erreicht, als ihr Anführer das Opfer eines Unmuths wurde, den ein

thracischer Bauer benutzte, um sich auf den Thron der Cäsarn zu schwingen.

Wo die Erbfolge nicht durch Gesetze geregelt ist, welche dem Ehrgeize unüberwindliche Schranken entgegenstellen, da geschieht es nicht selten, daß die suveräne Macht auf Personen übergeht, die nicht bloß zu den niedrigsten Classen der Gesellschaft gehören, sondern auch nichts in sich tragen, wodurch sie zur Ausübung derselben berechtigt wären. Verdienst und Geburt sind unstreitig Dinge, welche an und für sich nichts mit einander gemein haben; gleichwohl ist die menschliche Gesellschaft so angethan, daß, wenn sie nicht ein gährendes Chaos bleiben soll, die Nützlichkeit von jenem durch etwas bestimmt werden muß, das wesentlich von ihm verschieden ist; und nach allem, was die Erfahrung darüber seit Jahrtausenden gelehrt hat, ist dieses Etwas die Abstammung, die Geburt. Nur weil den Römern diese Ansicht fehlte, ist die Geschichte ihres Staates das, was sie ist.

Als Septimius Severus nach der Schlacht bei Issus nach dem Westen zurückkehrte und in Thracien Halt machte, um den Geburtstag seines jüngsten Sohnes zu feiern, fand sich unter dem übrigen Landvolk, welches den Kriegsspielen zuzusehen wünschte, auch ein junger Barbar ein, der durch seine riesenhafte Gestalt die Blicke Aller auf sich zog. Der Jüngling bat um die Erlaubniß, sich um den Preis des Ringens bewerben zu dürfen; und da sich das nicht wohl abschlagen

ließ, so stellten sich die stärksten Männer vom römischen Lager als seine Gegner dar. Von diesen streckte er sechzehn hinter einander zu Boden, und nach ihnen wagte Niemand mehr, ihm den Preis des Sieges streitig zu machen. Unbedeutende Geschenke und die Erlaubniß, sich im römischen Heere anwerben zu lassen, waren seine Belohnung. Am folgenden Tage zeichnete sich der glückliche Barbar durch kühne Sprünge aus; und als er bemerkt hatte, daß der Imperator selbst dadurch belustigt wurde, lief er auf ihn zu und forderte ihn zu einem Wettlauf heraus, in welchem er sich anheischig machte, neben dem Pferde des Imperators auszuhalten. Auch hierin hielt er Wort. „Thracier, sagte Severus voll Erstaunens, wolltest du auch nach diesem Laufe ringen?“ Warum nicht? erwiederte der Starke, und in Einem Athem streckte er noch sieben von den stärksten Kriegern zu Boden. Ein goldener Halsschmuck war der Dank für so viele Anstrengung, und zugleich erfolgte die Aufnahme in die Reiterei der Leibwache.

Von diesem Augenblick an führte der Barbar den Namen Maximinus. Obgleich im Reiche geboren, war er der Sohn eines Gothen und einer Alanin. Durch seine Tapferkeit erhob er sich unter Caracalla's Regierung zu dem Range eines Centurio. Während Macrinus seine kurze Rolle spielte, zog er sich zurück, und so lange Heliogabalus schwelgte, wollte er keine Schande theilen. Beim Regierungsantritt Alexanders erschien er wieder am Hofe, und durfte auf eine neue Anstellung nicht lange warten. Die vierte Legion, bei welcher man ihn als Obersten anstellte, zeichnete sich bald durch ihre

Mannszucht aus. So stieg er allmählig immer höher; und hätte er von seinem barbarischen Ursprunge nicht allzu viel beibehalten, so würde es dem Imperator nicht schwer geworden seyn, seine eigene Schwester mit dem Sohne Maximins zu vermählen.

Im römischen Heere war Maximin allgemein unter der Benennung des Herkules bekannt, und in der Natur der Sache lag, daß die Soldaten ihn achteten. Die Gunst des Imperators, welche seine Treue hätte sichern sollen, diente aber nur den Ehrgeiz des Thraciers zu entflammen; und sobald Alexander in dem Feldzuge gegen Artaxerxes das Vertrauen der Armee verloren hatte, fehlte es dem rohen Maximin weder an Verstand noch an Entschlossenheit, den allgemeinen Unmuth zu seinem Vortheil zu benutzen, was ihm um so leichter werden mußte, da kein Gegensatz auffallender seyn konnte, als der, worin er zu Alexander stand. Freudig vernahmen die Truppen, daß Maximin ihr Feldherr werden wollte; und kaum war er zum Imperator ausgerufen, als er im Gefolge von einem Obersten und wenigen Hauptleuten in das Gezelt Alexanders trat und das Zeichen zu dessen Ermordung gab. Bei dieser Gelegenheit fand auch Mammäa ihren Tod, und außer ihr mußten alle Diejenigen sterben, welche für Anhänger des Imperators galten; nur sehr wenige wurden durch Entfernung aus dem Heere und vom Hofe bestraft. So endigte sich die Vorliebe, welche Septimius Severus für einen Barbaren gefaßt hatte, und der römische Thron wurde mit einem Thracier besetzt, nachdem er erst einem africanischen und dann einem syrischen Geschlechte angehört hatte.

Aus Furcht vor Verachtung vernachlässigte Maximin, die Bestätigung seiner Wahl bei dem römischen Senat nachzusuchen; und indem, auf diese Weise, ein bisher unerhörter Zwiespalt in der Regierung entstand, war wohl nichts natürlicher, als daß viele achtbare Personen das Opfer desselben wurden. Ohne nach Rom zu gehen, verlegte der neue Imperator sein Lager vom Rhein nach der Donau, und von der Donau nach dem Rhein. Inzwischen ward Italien und das ganze Reich mit Spähern erfüllt, und der leiseste Verdacht einer Untreue war hinreichend, die scheußlichsten Ermordungen zu bewirken. So wurde Magnus, ein Consular, ohne Zeugen und ohne Beweis mit vier tausend seiner angeblichen Anhänger hingerichtet. Das Volk schwieg, so lange Maximin's Grausamkeit sich auf Personen von Rang und Verdienst beschränkte; doch nur allzu bald sah es sich selbst erreicht. Jede Stadt des Reichs besaß ein unabhängiges Einkommen, aus welchem die ärmeren Classen unterhalten und die Kosten für öffentliche Spiele bestritten wurden. Da nun Maximin es wagte, dies ungeheure Vermögen für den kaiserlichen Schatz in Beschlag zu nehmen, und außerdem die Tempel ihrer Kostbarkeiten zu berauben: so brach der Aufruhr von allen Seiten zugleich aus. In Africa wählte man den achtzigjährigen Gordianus, welcher von den Gracchen abstammte, und dessen Sohn zu Imperatoren; und der römische Senat beeilte sich, diese Wahl zu bestätigen. Jetzt blieb dem Maximin nichts anderes übrig, als nach Italien zu gehen, um den Senat zu bestrafen. Dieser gerieth in eine um so größere Verlegenheit, da die beiden

Gor-

Gordiane in Africa von dem Statthalter Mauretaniens Capellianus geschlagen und getödtet wurden. Indeß ernannte er in seiner Angst den Stadt-Präfecten Maximus Pupienus und den Claudius Balbinus zu Augusten; und Beiden wurde auf Verlangen des römischen Volks ein Enkel des Gordianus, der in Africa zurückgeblieben war, zugesellt. Alles war von diesem Augenblick an in Bewegung, und es galt unstreitig nichts Geringeres, als die Erhaltung der Hauptstadt.

Von Sirmium war Maximin aufgebrochen und bis Aquileja vorgerückt. Hier stieß er auf den ersten Widerstand; und da die mit allen Nothwendigkeiten bis zum Überfluß versehene Stadt eben so muthig als geschickt vertheidigt wurde: so gab seine eigene Ungeduld ein Resultat, das auf jedem andern Wege später zum Vorschein gekommen wäre. Indem er nämlich der Feigheit seiner Soldaten beimaß, was nur auf die Rechnung des eigenen Unverstandes gebracht werden konnte, und in seinem Zorne Todesstrafen über Todesstrafen verhängte, brachte er eine Erbitterung hervor, die ihm und seinem Sohne das Leben kostete. Der Senat hatte ihn für vogelfrei erklärt. Ein Theil der Leibwache vollzog den Ausspruch des Senats, indem er in sein Zelt drang und ihn ermordete. Gränzenlos war die Freude über diese That; und als der Kopf Maximins auf einer Stange nach Aquileja gebracht wurde, hatten die Bürger dieser Stadt sich kaum von der Wahrheit des Ereignisses überzeugt, als sie die Thore derselben öffneten, und das Heer des gefallenen Imperators mit Allem, was ihm mangelte, aufs Reichlichste versahen.

Maximus Pupienus und Claudius Balbinus erschienen jetzt als rechtmäßige Imperatoren, und nach langer Zurücksetzung durfte der römische Senat sich noch einmal seines Ansehens freuen.

Doch wie hätte das Einverständniß zwischen dem Senate und der Leibwache von langer Dauer seyn können! Da wo Recht und Gewalt nicht in der Person eines Einzigen concentrirt sind, der, um des eigenen Vortheils willen, die Gewalt nur zur Vollziehung des Rechts benutzt, müssen nothwendig Schwankungen entstehen, welche den Charakter sowohl des Rechts als der Gewalt verfälschen. Der Geist des römischen Militärs, besonders aber der Leibwache, gründete sich wesentlich auf den Geist des römischen Senats; und hätte dieser jemals sein Verhältniß zu den Monarchen feststellen können, so würde der unbedingte Gehorsam der Leibwache sich von selbst verstanden haben. Das Militär ist, seiner Bestimmung zufolge, monarchisch gesinnt; denn nur durch das Einheitsprincip ist es, was es ist. Doch sobald Der, welcher die Seele desselben seyn soll, seinen einzigen Stützpunkt nur in ihm hat, nimmt es einen antimonarchischen Charakter an, der sich in Ungehorsam und Empörung offenbart.*)

---

*) Herr von Montesquieu macht folgende Bemerkung:

„Was man in diesem Zeitalter römisches Reich nannte, war eine unregelmäßige Republik, welche der Aristokratie von Algier gleichkam, wo ein mit Souveränetät ausgestattetes Militär den Dey ein- und absetzt; und es kann vielleicht

Nach dem Tode Maximins erschien der von dem Senat ernannte Imperator Maximus in dem Lager vor Aquileja, wo er den Treuschwur empfing, das Heer durch ein feierliches Opfer entsündigte, und sodann die Legionen nach ihren verschiedenen Provinzen entließ. Mit der Leibwache ging er nach Rom zurück. Sie verherrlichte zwar seinen Einzug; doch bemerkte man leicht, daß sie sich mehr für den Gegenstand des Triumphs, als für einen Theilnehmer an demselben hielt; dies sagte ihre Niedergeschlagenheit. In ihrem Lager vereinigt, brachte sie Befürchtungen zur Sprache, die sie bis dahin unterdrückt hatte. Unerträglich schien ihr der Gedanke, daß die künftigen Imperatoren nicht von ihr, sondern von dem Senate gewählt werden sollten; denn, wenn dies jemals Statt fand, so waren alle die Vortheile verloren, welche die Dankbarkeit abhängiger Chefs zu gewähren versprach. Es kam dazu, daß man, anstatt des Einen Imperators, dem man bisher gehorcht hatte, gegenwärtig zweien gehorchen sollte; den jungen Gordianus, welcher als Cäsar dastand, gar nicht in Anschlag gebracht. Diese Wahl von Zweien deutete auf eine Wiederherstellung der alten Antimonarchie hin, die, wenn sie gelang, nicht verfehlen konnte, den Senat aufs Neue zum Mittelpunkt der Suveränetät zu machen. Fest entschlossen, diesen Zustand der Dinge zu beendigen,

als eine allgemeine Regel gelten, daß die militärische Regierung in manchem Betrachte mehr republikanisch, als monarchisch ist."

Einverstanden mit dem Herrn von Montesquieu über die Erscheinung selbst, trennen wir uns, wie der Leser bemerken wird, von ihm nur in der Beurtheilung der Ursache davon.

warteten die stolzen Prätorianer nur auf eine schickliche Gelegenheit; und diese fand sich noch denselben Sommer.

Die ganze Stadt war mit den capitolinischen Spielen beschäftigt, als eine verabredete Zahl entschlossener Mörder aus dem Lager aufbrach, die Schöpfung des Senats zu zerstören. Beide Imperatoren befanden sich in einem und demselben Pallaste, als sie sich angegriffen sahen. Die Eifersucht, womit sie sich bisher verfolgt hatten, wirkte auch in diesem Augenblick; und indem Jeder von ihnen sich von dem Andern verrathen glaubte, wurde den Abgeordneten der Leibwache das Vorhaben nur allzu sehr erleichtert. Sie bemächtigten sich der beiden Imperatoren, entkleideten dieselben, und führten sie, wie gemeine Verbrecher, durch die Straßen von Rom, mit der unverkennbaren Absicht, sie eines eben so langsamen als grausamen Todes sterben zu lassen. Zwar wurde diese Absicht durch die Furcht vereitelt, daß die getreuen Germanen der Leibwache zur Rettung der Imperatoren herbei eilen könnten: aber die Ermordung erfolgte deswegen nicht minder; und, von tausend Wunden entstellt, blieben Maximus und Balbinus auf der Straße liegen, ein Gegenstand der Verspottung oder des Mitleids. So endigte sich der Versuch, den der Senat gemacht hatte, der Tyrannei eines Einzigen Schranken zu setzen: ein Versuch, wobei er gänzlich vergaß, daß eine große Stadt und ein großes Reich sich nicht mit demselben politischen Systeme vertragen.

Von den Fürsten, welche das Schwert in dem Zeitraum von wenigen Monaten hingerafft hatte, war nur der dritte, Gordianus, noch übrig; und die Leibwache wählte ihn um so lieber, weil seine Jugend eine lange Ungestraftheit verhieß. Seine Regierung dauerte sechs Jahre. Anfangs war der junge Imperator ein Raub der Verschnittenen, welche sich seit den Zeiten des Heliogabalus des kaiserlichen Pallastes bemächtigt hatten und in demselben die Rolle der ehemaligen Freigelassenen fortsetzten; doch scheint es, daß Gordianus über seine Bestimmung nachdachte, sobald er dem Mesitheus sein Vertrauen geschenkt hatte.

Mesitheus war von Profession ein Rhetor; aber als ein Mann von Kopf verband er mit seiner Kunst die seltensten Eigenschaften. Der Posten eines Präfectus Prätorio überstieg nicht seine Fähigkeiten, wie schwierig derselbe auch in jeder Hinsicht seyn mochte; und als Präfectus Prätorio leistete Mesitheus dem jungen Imperator um so treuere Dienste, da dieser kein Bedenken trug, sein Schwiegersohn zu werden. Verbannt vom Hofe wurden die Verschnittenen, die, ein Auswurf des menschlichen Geschlechts und über Ehre und Schande gleich erhaben, bis dahin über alle Staatsämter verfügt hatten. Sogar ein Krieg mit den Persern hatte für den muthigen Mesitheus nichts Abschreckendes.

Jene waren in Syrien eingefallen und hatten sich Antiochiens bemächtigt. Sie wieder zu vertreiben, wurde ein großes Heer in Bewegung gesetzt, welches Mesitheus mit so viel Geschicklichkeit führte, daß die Perser Syrien ohne Schwertstreich verließen. Keinen

Augenblick wankte der Gehorsam des römischen Soldaten, weil für Alles gesorgt war, was denselben aufrecht erhalten konnte. Doch Mesitheus starb im Laufe des Feldzugs, nicht ohne den Verdacht, daß er vergiftet sey; und indem ein Araber, Namens Philippus, als Präfectus Prätorio an seine Stelle trat, ging Gordian's Stern plötzlich unter.

Dieselbe Kühnheit, welche den Araber zu der ersten Würde nächst dem Imperator erhoben hatte, bestimmte ihn auch den Thron zu versuchen. Bald stellte sich in dem Lager ein Mangel ein, welcher der Jugend und Unerfahrenheit Gordian's zur Last gelegt wurde; und die Leibwache war sogleich entschlossen, sich des bisherigen Imperators zu entledigen und den Araber Philipp an seine Stelle zu bringen. Vergeblich betheuerte Gordian seine Unschuld; vergeblich machte er sich anheischig, die Herrschaft mit Philippus zu theilen; vergeblich begnügte er sich mit dem Titel eines Cäsar; vergeblich bat er um sein Leben: er wurde auf Philipps Befehl seiner Zierden beraubt und auf der Stelle ermordet.

Dieser scheußliche Auftritt fiel beim Zusammenfluß des Euphrat mit dem Bache Aboras vor, wo dem unschuldigen Gordian ein Denkmahl errichtet wurde. Wie der Krieg mit den Persern beendigt wurde, ist unbekannt geblieben.

Der Araber Philipp, welcher sich Marcus Julius nannte, feierte, nach seiner Ankunft in Rom, die Säcular-Spiele.

Rom hatte im Jahr 247 der gegenwärtigen Zeitrechnung gerade tausend Jahre bestanden. Welche Entwickelung schloß dieser lange Zeitraum in sich! Aus dem Schlupfwinkel einer Räuberbande war nach und nach die Hauptstadt eines unermeßlichen Reichs geworden. Die ersten vier Jahrhunderte waren unter Anstrengungen und Mühseligkeiten aller Art verstrichen. Die drei nächsten hatten in Europa, Asien und Africa Oberherrschaft gewährt. Aus dieser war eine Alleinherrschaft hervorgegangen, durch welche die verschiedensten Staaten Bestandtheile Eines Reiches, Rom selbst die Hauptstadt desselben geworden war. Mit der Alleinherrschaft hatte der Verfall angehoben. Große Erinnerungen dauerten fort; aber in derselben Stadt, welche in einer früheren Periode so eifersüchtig auf ihre Verfassung gewesen, übte jetzt, nach einem Syrer und Thracier, ein Araber die suveräne Gewalt. Die Gränzen des Reiches erstreckten sich noch von dem westlichen Ocean bis zum Tigris, und von dem Atlas bis zum Rhein und der Donau. Dem gemeinen Auge erschien also Philipp noch immer als der mächtigste Monarch, den es geben konnte. Doch, wie viel fehlte daran, daß er es wirklich gewesen wäre!

Gerade um die Zeit, wo er die Säcular-Spiele feierte, wurde sein Untergang beschlossen. Unter den Legionen Mösiens brach eine Empörung aus, welche einen Officier von niedrigem Range zum Imperator erhob. Philipp, welcher befürchtete, daß sie das Zeichen eines allgemeinen Aufstandes werden könnte, sprach darüber im Senat. Die übrigen Senatoren schwiegen; nur

Decius meinte, daß Philipps Nebenbuhler ein Phantom wäre, welches eben so schnell verschwinden würde, als es entstanden sey. Da der Erfolg diese Vorhersagung rechtfertigte, so faßte Philipp Vertrauen zu dem prophetischen Senator; und als die Empörung unter den mösischen Legionen fortdauerte, erschien ihm Decius als der einzige Mann, welcher im Stande wäre, Frieden und Ordnung wieder herzustellen.

Lange weigerte sich dieser, den ehrenvollen Antrag des Imperators anzunehmen; er stellte sogar die Gefahr vor, welche mit seiner Wahl für den Imperator selbst verbunden sey. Da er nachgeben mußte, so ging er zwar nach Mösien; als ihm aber nach seiner Ankunft daselbst nur die Wahl zwischen dem Purpur und dem Tode gelassen wurde, trug er kein Bedenken, den Imperator aufzuopfern. An der Spitze geübter Truppen ging er nach Italien, und bei Verona kam es zwischen Philipp und ihm zu einem Kampf, in welchem Jener blieb. Philipps Sohn wurde zu Rom von den Prätorianern ermordet; und Decius, der mit Genehmigung des Senats den Thron bestieg, fand bald Gelegenheit, seine kurze Regierung im Kampfe mit den Gothen dem Andenken der Nachwelt zu empfehlen.

Zwölftes Kapitel.

Betrachtungen über die Periode von Pertinax bis auf Decius.

Die neueren Staaten Europa's ziehen von der erblichen Thronfolge den ungemeinen Vortheil, daß die öffentliche Ordnung in ihnen niemals wesentliche Störungen leidet. Für alle gilt das französische: „Der König ist todt, es lebe der König;“ und die glückliche Folge davon ist, daß die oberste Autorität nie zweifelhaft wird und nicht leicht einen gefährlichen Charakter annehmen kann. Wäre das erbliche System erfunden worden, so müßte man es, um seiner Nützlichkeit willen, die erste aller Erfindungen nennen. Es verhält sich mit demselben ungefähr wie mit dem Sonnensystem. So wie nämlich in diesem alles gegen die Evidenz der Sinne ist: eben so ist in jenem alles gegen die Aussprüche des gemeinen Verstandes, der sich nicht darein finden kann, daß die Leitung eines Volkes, gleich dem gemeinsten Eigenthum, von dem Vater auf den Sohn forterben soll. Gleichwohl spricht eine mehr als tausendjährige Erfahrung für die Güte der erblichen Thronfolge; und wer sich die Mühe

geben will, zu untersuchen, worauf diese Güte beruhet, findet leicht, daß das Vorrecht der Geburt, wenn es einmal die Sanction der Zeit und der öffentlichen Meinung erhalten hat, von allen menschlichen Auszeichnungen die einfachste, die am mindesten beneidete, und daß es wenigstens in so fern das menschlichste ist, als es alle Gewaltsamkeit entfernt.

Nimmt man nun alle Diejenigen zusammen, welche in der Periode von Pertinax bis auf Decius den Imperator-Titel führten: so stellen sich sechzehn Namen dar, die, über neun und funfzig Jahre vertheilt, die suveräne Macht nicht viel über drei volle Jahre ein jeder zu behaupten vermögen. In einem Zeitraum von 160 Jahren hatten, nach der Bemerkung des Casaubonus, nicht weniger als 70 Personen den Cäsartitel mit Recht oder mit Unrecht geführt; und nicht ohne Grund macht der Herausgeber der Imperatorengeschichte aufmerksam auf die Thorheit Derer, welche das politische System der Römer bewundern. Dies leuchtet um so mehr ein, wenn man den Inhalt der neueren Geschichte mit dem der alten vergleicht. In einem Zeitraum von nicht weniger als zwölf Jahrhunderten hat Frankreich nicht mehr als vier und sechzig Könige gehabt; und dies ist so wenig ein Zufall, daß man dieselbe Erscheinung in allen den Staaten wiederfindet, welche ihre Entstehung und Fortbildung den Gesetzen verdanken, die, germanischen Ursprungs, aus der Territorial-Herrschaft herstammen. Zwar glaubt man in eine andere Welt versetzt zu seyn, wenn man aus dem Zeitalter des Octavius Augustus auf die Zeiten eines

Maximin, Gordianus und Philippus hinblickt; allein die Welt war vollkommen dieselbe, nur daß die Keime, welche die antimonarchische Verfassung abgesetzt hatte, vollständiger entwickelt waren. Diesen und keinen andern Charakter mußte eine Monarchie haben, die, auf den Trümmern der Antimonarchie errichtet, es nicht dahin bringen konnte, daß sie aus der Usurpation hervortrat und eine rechtmäßige Existenz erhielt. Irgend einen festen Punkt will die Gesellschaft haben; und findet sie denselben nicht in dem Monarchen, so muß sie ihn in irgend einer Körperschaft finden, sollte diese auch nur die Leibwache seyn. Nie würde diese in der Römerwelt den Mittelpunkt der Suveränetät gebildet haben, wäre das Verhältniß des Staatschefs zu dem Senat von einer solchen Beschaffenheit gewesen, daß beide einander hätten unterstützen können.

Daß aus dem fortdauernden Dynastieen-Wechsel für die Bewohner des Römerreichs nichts als Unglück und Elend hervorging, versteht sich wohl von selbst. Die unmittelbare Wirkung desselben war die Unabhängigkeit der Statthalter in den Provinzen. Da das Ganze sich nicht auf irgend einen bleibenden Mittelpunkt beziehen konnte, so mußten die einzelnen Theile aus einander fallen, und die Auflösung mit jedem Jahre sichtbarer werden. Die Erblichkeit der Statthalterschaften, unter diesen Umständen das einzige Linderungsmittel, fand wenig Schwierigkeiten; doch konnte es nicht fehlen, daß sie zur Zerstörung des Reiches, als eines Ganzen, das Ihrige beitrug durch die Vereinzelung der Theile;

gerade so, wie es in Deutschland in einer späteren Periode erlebt worden ist.

Je unglücklicher aber die Menschen in einer gegebenen Periode sind, desto geneigter sind sie zur Annahme solcher Lehren, welche Rettung verheißen; und was Religion genannt wird, findet in den Gemüthern nicht leichter Eingang, als in den bedauernswürdigen Zeiten des öffentlichen Mißtrauens und der allgemeinen Verzweiflung.

Wundern wir uns also nicht darüber, daß das Christenthum gerade in dem Zeitraum, von welchem hier die Rede ist, die meisten Fortschritte machte. Da war auch nichts, was diese Fortschritte nicht begünstigt hätte. Auf der Einen Seite die Schwäche der römischen Regierung, auf der andern der rastlose Eifer der Bischöfe und ihrer Gehülfen in Erwerbung größerer Machtmittel: — wie hätte es fehlen können, daß dieser ungleiche Kampf mit der Aufpflanzung des Kreuzes auf dem Capitol endigte! Es waren aber nicht sowohl die ewig wahren Lehren des Christenthums, wodurch man die Gemüther gewann, als vielmehr die Ausschmückung derselben durch Erzählungen von dem Urheber des Christenthums, und dessen Umgebung. Zugleich ermangelte man nicht, Geheimnißvolles und Unbegreifliches in den Unterricht zu mischen, weil hierin das einzige Mittel lag, eine bleibende Herrschaft auszuüben. Der Polytheismus war vielfältig lächerlich gemacht worden; und mehr bedurfte es nicht, um ihm seinen Werth in einer Welt zu nehmen, für welche er seit dem Untergange aller National-Eigenthümlichkeit

längst seine Bedeutung verloren hatte. Unter diesen Umständen war es besonders das weibliche Geschlecht, das sich der neuen Lehre annahm; und durch nichts wurde es so sehr dazu bewogen, als durch die Stellung, welche es in der früheren Welt gegen das männliche hatte. Geschieden von aller Öffentlichkeit, und durch die Gesetzgebung selbst zu einer ewigen Unmündigkeit verurtheilt, mußte es eine Lehre vortrefflich finden, die seine Einbildungskraft beschäftigte, und ihm zugleich ein höheres Maaß von Freiheit versprach. Es kam dazu, daß die ersten Bekehrer unverheirathete Männer waren, welche die Herzen um so leichter zu gewinnen pflegen, je freier sie dastehn. Glaubte die Mutter, so glaubten auch der Sohn und die Tochter; und wo man die Wurzel der Geschlechter erfaßt hat, da läßt sich der Erfolg um so mehr verbürgen, je nothwendiger er geworden ist. *)

Die reichen Provinzen, welche sich zwischen dem Euphrat und dem jonischen Meere befanden, waren der Hauptschauplatz der ersten Bekehrungen gewesen. Von hier hatten sie sich über Griechenland nach Italien ausgedehnt, und schon in einer sehr frühen Periode war die unmäßig bevölkerte Hauptstadt des Reichs der Aufenthalt von Aposteln geworden. Von Dem, was

*) Es läßt sich glauben, daß Gregor der Siebente die Vortheile des ledigen Standes, und besonders den Einfluß desselben auf das weibliche Geschlecht, nicht übersehen habe, als er mit unerweichlichem Ernst und Eifer auf die Ehelosigkeit des Priesterstandes drang.

aus diesen Bekehrungen im Verlaufe der Zeit hervorging, war unstreitig nichts berechnet; aber die ersten Christen hätten keine abgesonderten Gesellschaften bilden müssen, wenn es nicht hätte erfolgen sollen.

Oben ist die Rede gewesen von der einfachen Form, welche die ersten Regierungen dieser Gesellschaften hatten. Ursprünglich waren die Christen nur durch die Bande des Glaubens und der Liebe vereinigt, und Unabhängigkeit und Gleichheit bildeten die Grundlage ihrer Verfassung. Dies konnte aber nur so lange vorhalten, als die Gesellschaften selbst klein und schwach waren. Mit ihrer allmähligen Vergrößerung stellte sich das Bedürfniß einer strengeren Aufsicht ein. Diesem Bedürfniß verdankten die ersten Bischöfe ihre Existenz. Sie waren die Präsidenten eines Raths, der aus den Ältesten der Gemeinde zusammengesetzt war, und ihre Functionen beschränkten sich auf Sammlung der Stimmen und auf Vollziehung der genommenen Beschlüsse. Nichts war ihnen fremder, als der Pomp, der in der Folge mit ihrem Amte verbunden wurde; demüthig verwalteten sie, noch gegen das Ende des ersten Jahrhunderts die Sacramente und die Disciplin der Kirche, und verbanden damit die Oberaufsicht über religiöse Ceremonien (welche sich nach und nach vermehrten), die Anstellung der Kirchendiener, die Bewirthschaftung des öffentlichen Schatzes, und die Schlichtung solcher Streitigkeiten, welche die Gläubigen nicht vor den gewöhnlichen Richter bringen wollten. Alles dies veränderte sich im zweiten Jahrhunderte. Die Gemeinden waren größer geworden, und man fühlte das Bedürfniß

einer engeren Vereinigung für Angelegenheiten und Entwürfe. So entstanden, nach dem Muster des achäischen Bundes, oder der Versammlungen in den Städten Joniens, in Griechenland und Vorderasien Provincial-Synoden, auf welchen sich die Bischöfe der unabhängigen Kirchen, unter dem Beistande einiger ausgesuchten Ältesten, zu Beschlüssen vereinigten, welche die Benennung „Kanones" erhielten und jeden wichtigern Streit über Gegenstände des Glaubens oder der Disciplin schlichteten. Bald ward die Institution der Provincial-Synoden allgemein; und indem die Correspondenz zwischen den verschiedenen Gemeinden fortdauerte, nahm die Kirche durch jene die Gestalt einer großen Bundesrepublik an.

Während also das Ansehn des Imperators so tief sank, daß er, gleich dem gemeinsten Verbrecher, stündlich für sein Leben zittern mußte, stieg das Ansehn der Bischöfe, je allmähliger, desto sicherer. Gestützt auf Synodal-Beschlüsse, führten sie bald eine Sprache, welche ihre Unabhängigkeit von den einzelnen Gemeinden, an deren Spitze sie standen, sehr deutlich ankündigte. Sie rühmten die Einheit und Macht der Kirche, deren Erhaltung auf der Achtung für die Bischöfe beruhe: Fürsten und Magistratspersonen möchten sich noch so sehr brüsten mit den Ehren, welche die irdische Herrschaft gewähre; das bischöfliche Ansehn sey göttlichen Ursprungs, und dehne sich aus über diese und über eine andere Welt; denn die Bischöfe seyen die Statthalter Christi, die Nachfolger der Apostel, und die mystischen Stellvertreter des hohen Priesters nach dem mosaischen Gesetze.

Diese Sprache wurde in eben dem Maaße unbedingter, in welchem die Synoden die Veranlassung zur Anerkennung eines Vorrangs unter den Bischöfen gaben. Versammlungen wollen geordnet seyn, wenn sie ein Resultat geben sollen; und indem man zu Vorständen nur die Bischöfe der vornehmsten Städte wählte, entwickelte sich nur allzu bald ein Vorzugsrecht, vermöge dessen diese Bischöfe unter dem hohen Titel von Metropolitanen und Primaten über ihre Amtsbrüder dieselbe Autorität ausübten, welche die Letzteren über die Ältesten ausgeübt hatten. So entstand, auf die natürlichste Weise von der Welt, jene Hierarchie, welche in dem engen Zusammenhange, den die verschiedenen Gemeinden gewonnen hatten, die aristokratische Gestalt der Kirche mit der Zeit in eine monarchische verwandeln mußte. Noch sträubte sich alles gegen diese Verwandelung; und obgleich der Bischof von Rom, als Aufseher der zahlreichsten Gemeinde, Ansprüche geltend machte, welche weit und breit geachtet wurden: so fand er doch einen thätigen Widersacher in Cyprian, Bischof von Karthago, der jene Ansprüche mit dem Gemüthe eines Hannibal bekämpfte, und, wie dieser, seine Verbündeten in Asien suchte und fand.

Gleichzeitig mit der Priesterherrschaft, und im engsten Zusammenhange mit derselben, stellte sich der Unterschied zwischen Laien und Geistlichen ein: ein Unterschied, der dem Verhältniß zwischen Unterthanen und Gebietern entsprach und den Vorzug der Christenschaft gewissermaßen in Schatten stellte. Der Lieblingsausdruck für Gemeinde war von diesem Augenblicke an die

Heerde;

Heerde; und wenn man sich vorzugsweise eine Heerde von Schafen dachte, so geschah es, weil man den blinden Gehorsam zu finden wünschte, der diesen Thieren eigen ist; wobei man, wie sich von selbst versteht, gänzlich vergaß, daß, in dem Verhältnisse des Hirten zur Heerde, die Vernunft des Einen über die Unvernunft der andern waltet.

Indeß fehlte es nicht an Mitteln, eine Herrschaft auszuüben. Vor allen Dingen waren die Bischöfe Vermittler des Reichthums und der Armuth. Hätten die ersten Christengemeinden nur aus Bedürftigen bestehen sollen, so würde die Ausbreitung der neuen Lehre unmöglich gewesen seyn. Reiche, vorzüglich reiche Wittwen, mußten gewonnen werden, damit man durch diese erhielte, was nöthig war, um den verlassenen Theil der Gesellschaft an sich zu ziehen und in Abhängigkeit zu erhalten. Indem sich aber die ersten Bekehrer zu einem solchen Geschäfte hergaben, stellten sie für alle ihre Nachfolger ein Beispiel auf, das wenigstens so lange befolgt werden mußte, als die geistliche Herrschaft noch im Wachsen war. Was nun ursprünglich freie Gabe gewesen, das wurde mit der Zeit in einen erzwungenen Tribut verwandelt, wobei man geltend machte, daß das mosaische Gesetz in Ansehung des Zehnten nie aufgehört habe, ein göttliches zu seyn. Es dauerte lange, ehe die kirchliche Regierung das Recht erwerben konnte, ein Eigenthum in Ländereien zu besitzen: doch scheint es, als ob die Hindernisse, welche die römischen Gesetze dieser Erwerbung entgegenstellten, nur bis auf die Zeiten des

Imperators Alexander Severus vorgehalten haben; und da es um diese Zeit schon sehr beträchtliche Gemeinden gab, so ist zu glauben, daß der Schatz der Kirche wirklich nicht unbeträchtlich war. *)

Nächst den Geldmitteln, über welche die Vorsteher christlicher Gemeinden verfügten, kommen die Autoritäts-Mittel in Betrachtung. Da keine Gesellschaft bestehen kann, wofern sie nicht die Übertreter ihrer Gesetze bestraft, so sahen sich auch die christlichen Gesellschaften genöthigt, ihre Zuflucht zu diesem Mittel zu nehmen. Anfangs beschränkte sich alle Strafe auf Entfernung aus der Gemeinde; und diese Strafe bezog sich auf diejenigen Glieder, welche sich grober Vergehungen schuldig gemacht hatten, oder, den Verordnungen des Bischofs entgegen, Schismatikern gefolgt waren. Der, welchen die Excommunication traf, wurde aller Vortheile beraubt, welche die Gesellschaft der Christen gewährte; und es läßt sich glauben, daß man diese Strafe verachtete, so lange man einer größeren Gesellschaft angehören konnte. Als dieser Vortheil nach und nach wegfiel, wurden die Strafen geschärft; und es war im dritten Jahrhun-

*) Es fehlt nicht an einzelnen Zügen, welche dies beweisen. Der Bischof von Karthago sammelte durch einen Aufruf zu milden Beiträgen für Brüder, welche in die Gefangenschaft der Barbaren der Wüste gerathen waren, nicht weniger, als hundert tausend Sesterzen (ungefähr 850 Pf. Sterling); und doch stand die Gemeinde von Karthago, in Ansehung der Zahl und des Vermögens, gewiß hinter der von Rom und Antiochien zurück.

dert nichts ungewöhnliches, daß die Sünder, durch ein öffentliches Bekenntniß gedemüthigt, vor der Thüre des Versammlungsortes mit Thränen in den Augen die Gemeinde um Verzeihung bitten mußten, und daß, wenn er sich des Abfalls schuldig gemacht hatte, Jahre erforderlich waren, ehe er in den Schooß der Kirche wieder aufgenommen werden konnte. Die westlichen Gemeinden übten in dieser Hinsicht eine weit größere Strenge, als die östlichen. Auf dem Concil zu Illiberi (in Spanien) wurde festgesetzt: „daß ein abgefallener Christ keine Verzeihung zu hoffen habe;“ und zu den unversöhnlichen Verbrechen, welche ein Mitglied der Gemeinde begehen konnte, wurde auch die Verleumdung eines Bischofs, Presbyters und Diakonus gerechnet. So früh wurden in diesem Lande die Grundlagen zu einem Aberglauben gelegt, der sich seitdem durch alle Jahrhunderte hin behauptet hat.

Sobald die kirchliche Regierung es dahin gebracht hatte, daß sie belohnen und bestrafen konnte, hatte sie den allgemeinen Charakter einer Regierung angenommen; und als solche konnte sie es nur darauf anlegen, alle ihr entgegenstehende Hindernisse zu beseitigen. Hierbei kam ihr nichts so sehr zu Statten, als der Vortheil, den das Neue hat, wenn es ein verbrauchtes Altes bekämpft. Hätte man in den drei ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung das göttliche Gesetz von dem menschlichen so unterschieden, wie man wohl gesollt hätte: so würde die Verbreitung des Christenthums in der Gestalt, worin es später

zum Vorschein trat, unmöglich gewesen seyn; und sollte seine Bahn erst jetzt begonnen werden, so würde es ganz anderer Mittel bedürfen, um sich in den Gemüthern festzusetzen. Wesentlich zur Verdrängung des Römerthums bestimmt, erfüllte es seine Bestimmung nur zu Hälfte, indem es nicht mit klarem Bewußtseyn zu Werke ging, und da verschonte oder wohl gar sich anschmiegte, wo es unerbittlich hätte zerstören sollen. Doch hiervon wird weiter unten ausführlicher die Rede seyn.

Dreizehntes Kapitel.

Die Periode von Decius bis auf Diocletianus.

(Von 252 bis 284.)

Die Zeit der Zurückwirkung war gekommen. Dieselben Römer, welche so viele Jahrhunderte hindurch das menschliche Geschlecht unterdrückt hatten, sollten nun auch ein Gegenstand der Unterdrückung werden. Hauptsächlich waren es die Völker germanischen Ursprungs, welchen das Schicksal diese Rolle bestimmt hatte. Den Anfang machten die Gothen.

Wenn von Völkern germanischen Ursprungs die Rede ist, so geräth der Geschichtschreiber in eine besondere Verlegenheit durch die Verschiedenheit der Benennungen. Dem Hauptstamm scheint es von je her an einer bestimmten Benennung gefehlt zu haben, wofern es nicht die der Deutschen war, die von Theut abgeleitet worden ist *); denn was die Römer Ger-

*) In diesem Falle haben sich die Deutschen nach der Gottheit benannt, welche der Gegenstand ihrer Verehrung war; was ganz unglaublich ist.

manen nennen, bezeichnet offenbar nur den kriegerischen Theil des Volks, die eigentlichen Wehrmänner. Was gegenwärtig als Eigenname einzelner Zweige dieses weitverbreiteten Volkes erscheint, war in seinem Ursprung nur Charakter-Bezeichnung. So hatten die Sachsen ihre Benennung von den festen Wohnsitzen in dem nordwestlichen Theile des gegenwärtigen Deutschlands; so die Sveven, oder Schwaben, die ihrige von dem Nomadenleben, welches sie führten. Und eine ähnliche Bewandniß scheint es mit der Benennung der Gothen gehabt zu haben, welche wegen des harmlosen Lebens, das ihnen einen längeren Zeitraum eigen war, die Guten genannt wurden.

Könnte man den Nachrichten trauen, welche Pytheas von Marseille giebt: so würde daraus folgen, daß die Gothen schon drei Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung sich über das baltische Meer hin nach Osten gewendet hätten. Wie es sich damit auch verhalten haben mag: die scandinavische Halbinsel war in sehr früher Zeit der Hauptwohnsitz der Gothen; was Cassiodorus und Jornandes darüber ausgesagt haben, verträgt sich mit keinem Zweifel. Selbst die Benennung der Ost- und Westgothen schreibt sich von ihren ursprünglichen Wohnsitzen auf dieser Halbinsel her. Von hier aus ließen sie sich in dem gegenwärtigen Pommern und Preußen nieder, und nur der minder kriegerische Theil des Volkes scheint in dem südlichen Theile von Schweden zurückgeblieben zu seyn, welcher noch gegenwärtig in Ost- und West-Gothland

zerfällt. Die Gothen bewohnten mehrere Jahrhunderte hindurch das rechte und das linke Weichselufer, ohne die Urheber der schönen Handelsstädte zu werden, welche gegenwärtig diese fruchtbaren Gegenden zieren; denn Thorn, Elbing, Königsberg und Danzig wurden erst nach dem zwölften Jahrhunderte gegründet, und ihre Stifter waren die deutschen Ritter, welche dies Land eroberten. Die Nachbarn der Gothen, längs den Ufern der Oder und der Seeküste von Pommern und Mecklenburg, waren die Vandalen: ein Volk, mit welchem sie die größte Ähnlichkeit in Sitten, Aberglauben, Sprache und Gestalt hatten, so daß der gemeinschaftliche Ursprung nicht zu verkennen war. Noch in dem Zeitalter der Antonine waren die Gothen in Preußen ansässig; aber schon während der Regierung des Alexander Severus empfanden die Dacier ihre Nachbarschaft in häufigen Überfällen. In die Periode von siebzig Jahren, welche von den Antoninen bis zu Alexander Severus verflossen war, muß also die zweite Auswanderung der Gothen gesetzt werden, welches auch die Ursachen derselben seyn mochten; denn hierüber schweigt die Geschichte. Ihr Anführer war Amala, der Held dieses Zeitalters. Begleitet von den tapfersten Kriegern der vandalischen Stämme, zogen sie östlich; und indem sie dem Laufe des Borysthenes folgten, nahmen sie die kriegerische Jugend der Bastarner und Veneder in sich auf, von welchen jene ein ursprünglich germanisches, diese ein slavonisches Volk gewesen zu seyn scheinen. So näherten sie sich dem Pontus Euxinus, und nahmen Besitz von der Ukraine, einem

Lande von bedeutender Ausdehnung und seltener Fruchtbarkeit.

Dennoch scheinen sie sich in demselben nicht gefallen zu haben. Östlich vorzugehen, lag nicht in ihrem Geschmack; denn auf dieser Bahn konnten sie nur auf scythische Horden stoßen, welchen nichts abzugewinnen war. Dagegen fühlten sie sich von Dacien angezogen; denn Dacien war ein bebautes Land, dessen reiche Ernten und wohlhabende Bewohner gleich sehr anlockten. Jetzt zeigten sich die Folgen von Trajans Eroberungssucht. Hätte dieser Imperator den Daciern ihre Unabhängigkeit unter eigenen Königen gegönnt: so würden sie sich gegen die Gothen vertheidigt haben. Gegen ihren Willen zu Römern gemacht, leisteten sie gar keinen Widerstand. Als nun die Gothen dies Land erschöpft hatten, wendeten sie sich gegen Mösien mit um so mehr Erfolg, je mehr man in dem Vertrauen auf die fernen Gränzen des Niester die Befestigung der Nieder-Donau vernachlässigt hatte. Ohne auf irgend einen bedeutenden Widerstand zu stoßen, gingen die Gothen über die Donau, und erschienen vor den Mauern von Marcianopolis, einer Stadt, welche Trajan zur Ehre seiner Schwester erbauet hatte. Die Einwohner retteten Leben und Eigenthum durch Erlegung einer starken Kriegessteuer, und die Gothen ließen sich dadurch für den Augenblick bereden, in ihre Wohnsitze zurückzukehren. Doch war ihre Ruhe nicht von langer Dauer. Unter ihrem Könige Kniva kehrten sie nur allzu bald nach Mösien zurück. Schon waren sie mit der Belagerung von

Nikopolis, dem gegenwärtigen Nikopol, beschäftigt, als Decius an der Spitze eines Heeres erschien, das sie zum Rückzug nöthigen sollte. Sie gaben die Belagerung auf; doch nur, um sich nach Thracien zu wenden und in der Eroberung von Philippopolis, am Fuße des Hämus, den reichlichsten Ersatz zu finden. Decius folgte ihnen zwar dahin: allein, indem sich Kniva plötzlich wendete, wurde das römische Lager überfallen und geplündert; und zum ersten Male floh ein römischer Imperator, an der Spitze des aufgelös'ten Heeres, vor halbbewaffneten Barbaren. Philippopolis, von aller Hülfe entblößt, widerstand, so lang' es konnte. Durch Sturm genommen, unterlag es seinem Schicksal, und seine ganze Bevölkerung, welche aus nicht weniger als hunderttausend Individuen jedes Geschlechtes und Alters bestand, wurde, wie man sagt, vernichtet.

So verhielt es sich mit dem ersten gewaltsamen Eindringen der Barbaren in das große Römerreich.

Decius ließ indeß den Muth nicht sinken. Den Flecken, der auf seinem und der römischen Waffen Ruhm haftete, auszutilgen, bot er alle Kräfte seines Geistes auf. Es gelang ihm, mehrere Verstärkungen von Germanen, welche den Sieg ihrer Landsleute zu theilen wünschten, abzuschneiden; es gelang ihm nicht minder, die Festungswerke der Donau zu verstärken; es gelang ihm endlich, die Gothen so zu umringen, daß er ihrer Niederlage gewiß zu seyn glaubte. Doch als bei Forum Terebronii, einer unbedeutenden Stadt Mösiens, der entscheidende Schlag fallen sollte, wen-

dete ihm das Glück den Rücken zu. Schon war das zweite Treffen der Gothen zurückgedrängt, als das römische Heer, im Kampfe mit dem dritten, in einen Morast gerieth, der den Gothen den Sieg verschaffte. Decius selbst gab das Beispiel der Tapferkeit und Ausdauer; allein er blieb, wie sein Sohn vor ihm geblieben war, und nach geendigter Schlacht war es unmöglich, seinen Leichnam zu finden. Er starb in einem Alter von etwa funfzig Jahren, eben so thätig im Kriege, wie im Frieden, und während seiner kurzen Regierung durch nichts so ausgezeichnet, als durch den Versuch, welchen er machte, das Gemüth der Römer noch einmal für die Tugend zu entzünden.

Die Censur war mit der Anti-Monarchie untergegangen, oder vielmehr jene von den Censoren ausgeübte Autorität war zu einem Bestandtheil der Imperatorwürde geworden. Indem nun Decius dem moralischen Verfalle der römischen Staatsbürger abzuhelfen wünschte, gerieth er auf den seltsamen Einfall, dies durch Aufstellung eines Censors zu bewirken; und da er wohl wußte, daß die Gunst eines Suveräns zwar Macht, die Achtung des Volkes aber allein Autorität gewähren kann: so überließ er die Wahl des Censors der freien Stimme des Senats. Dieser wählte einhellig den Valerian, welcher mit Auszeichnung in dem Heere des Decius diente. Sobald nun das Senats-Decret zu dem Imperator gelangt war, veranstaltete er in seinem Lager eine Versammlung, in welcher er den neuen Censor mit der Wichtigkeit seiner Bestimmung bekannt machte. Er pries den

Valerian glücklich, weil er von dem Senat und von der ganzen römischen Republik gewählt worden, und fügte dann hinzu: „Empfange das Censor-Amt des menschlichen Geschlechtes, und richte über unsere Sitten. Dein Werk ist es fortan, zu bestimmen, wer Mitglied des Senats zu bleiben verdient; du sollst dem Ritterstande seinen alten Glanz wiedergeben; du wirst die öffentlichen Einkünfte vermehren, indem du die öffentlichen Lasten verminderst. Alle Classen der Gesellschaft, wie zahlreich sie auch seyn mag, wirst du ordnen, und die kriegerische Stärke, den Reichthum, die Tugend und die Hülfsmittel Roms unter deine Obhut nehmen. Gesetzeskraft werden deine Entscheidungen haben, und das Heer, der Pallast, die Diener der Gerechtigkeit und die großen Beamten des Reiches deinem Richterstuhle unterworfen seyn. Nur die Consuln, der Stadt-Präfect, der Opferkönig und die älteste der Vestalinnen, so lange sie ihre Keuschheit bewahrt, ist davon ausgenommen; und auch diese werden die Achtung des römischen Censors suchen, wenn sie gleich seine Strenge nicht fürchten." So erhielt das römische Reich einen Censor.

Wie Decius an einen Erfolg in Hinsicht dieses Amtes glauben konnte, ist unbegreiflich. Vielleicht war es ihm nur darum zu thun, einen Collegen zu haben, der die Verantwortlichkeit theilte; vielleicht buhlte er auch in der gefährlichen Lage, worin er sich befand, um den Beifall des Senats, der, wie er wußte, die Einheit in der Person des Imperators standhaft verabscheuete, und, um seine Autorität zu

retten, fortdauernd auf die Wiederherstellung der Zweiheit im Consulate bedacht war. Wie es sich auch damit verhalten mochte: sofern es auf eine Wiederanfrischung der alten Sitten ankam, war die Schöpfung des Decius vergeblich; denn, wenn ein Censor auch die Sitten aufrecht zu erhalten vermag, so kann er doch dieselben nicht wieder herstellen, und wo der Sinn für Tugend und Ehre einmal ausgestorben ist in den Gemüthern der Bürger, da ist alle Censur entweder leerer Prunk, oder sie dient zu einem Werkzeuge der Unterdrückung und Quälerei. War es dem Decius ein Ernst mit dem Censor-Amte, so kann man nur bedauern, daß er den Unterschied der Stadt Rom von dem römischen Reiche, und den Geist seiner Zeit so wenig faßte.

Indem die Niederlage bei Forum Terebronii den Übermuth der Legionen verminderte, verstärkte sie zugleich das Ansehn des Senats, der, wie es scheint, dies Mal bei der Ernennung eines Imperators keine Schwierigkeiten zu überwinden hatte. In dankbarer Anerkennung der Verdienste des Decius, wurde dessen einziger Sohn Hostilianus zum Imperator erwählt; da er aber noch allzu jung für die Bürde des römischen Reichs zu seyn schien: so gab man ihm den Gallus, einen erfahrnen General, zum Vormund und Genossen, wobei man noch den Vortheil hatte, der Idee der Zweiheit nicht entsagen zu dürfen. Gallus that, was in seinen Kräften stand, die Gothen

aus den illyrischen Provinzen zu entfernen; doch, da es ihm an einem Heere fehlte, so mußte er nicht bloß gestatten, daß sie eine unermeßliche Beute (mit ihr eine bedeutende Zahl vornehmer Gefangenen) mit sich nahmen, sondern sich auch anheischig machen, ihnen einen jährlichen Tribut zu geben, wofern sie nicht wiederkommen sollten.

Dies war mehr, als irgend ein Imperator vor ihm gethan hatte; und wie groß auch die Ausartung der Römer im Laufe der Jahrhunderte geworden seyn mochte: so waren doch die Zurückerinnerungen an ihre ehemalige Größe und an ihre früheren Verhältnisse mit den Oberhäuptern der größten Völker viel zu bestimmt, als daß das Verfahren des Gallus, wie nothwendig es auch war, sie nicht hätte erbittern sollen. Diese Erbitterung nahm in eben dem Maaße zu, in welchem sie die Entdeckung machten, daß sie ihre Ruhe vergeblich durch Aufopferung ihrer Ehre und ihres Goldes zu sichern suchten. Die Macht der öffentlichen Meinung richtete sich also gegen den Gallus mit so unwiderstehlicher Gewalt, daß er ihr nur unterliegen konnte. Laut sagte man, daß die Niederlage bei Forum Terebronii die Folge seines verbrecherischen Raths gewesen sey; und als der junge Hostilianus während einer ansteckenden Krankheit starb, so machte man ihn zum Mörder dieses jungen Imperators. Ein glücklicher Umstand kam hinzu, um diesen Urtheilen Nachdruck zu geben. Es gelang nämlich dem Statthalter von Mösien und Pannonien, Ämilianus, die zurückgekehrten Barbaren zu schlagen und in ihre Heimath zurück-

zutreiben: eine That, welche gegen das Verfahren des Gallus allzu grell abstach, als daß sie nicht hätte laut gepriesen werden sollen. Ämilianus, von seinen Legionen zum Imperator ausgerufen, wendete sich nach Italien; und kaum war er daselbst erschienen, als die Prätorianer dem Bürgerkriege durch die Ermordung des Gallus und seines Sohnes Volusianus zuvorkamen und sich an das Heer des Ämilianus anschlossen.

Ämilianus versprach, die bürgerliche Verwaltung der Weisheit des Senats zu überlassen und sich mit der Würde eines Oberanführers der Truppen zu begnügen; wobei er sich zugleich anheischig machte, das Reich im Osten und im Norden von den Barbaren zu befreien. Doch ehe er dies doppelte Versprechen erfüllen konnte, wurde er das Opfer einer neuen Umwälzung. Valerian, der Censor, war während der ersten Unruhen, welche Ämilians Erhebung verursachten, von dem Gallus aufgefordert worden, ihm mit den Legionen Galliens und Germaniens zu Hülfe zu eilen, und hatte keinen Augenblick verloren, einen so ehrenvollen Auftrag ins Werk zu richten. Da er zu spät kam, um den Suverän zu retten, so wollte er ihn wenigstens rächen. Ämilians Herrschaft hatte ungefähr vier Monate gedauert, als sich Valerian der Gegend von Spoleto näherte, wo Ämilians Truppen lagerten. Für Jenen sprach die allgemeine Ehrfurcht, die man für seinen Charakter hegte; und da nichts unbeständiger ist, als die Liebe eines entarteten Heeres

für seinen Anführer: so kostete es den Soldaten im Lager von Spoleto keine Überwindung, ihre Hände mit dem Blute eines Fürsten zu beflecken, welcher vor Kurzem der Gegenstand ihrer partheiischen Wahl gewesen war. Was darin Verbrecherisches war, kam auf ihre Rechnung; das Vortheilhafte kam dem Valerian zu Gute, der, in einem Zeitalter von Umwälzungen, den Thron wenigstens in so fern mit dem Gefühl der Unschuld bestieg, als er seinem Vorgänger keine Verbindlichkeiten hatte, welche Dankbarkeit oder Treue forderten.

Von allen bisherigen Regierungen war die des Valerian die allerstürmischte, ohne daß man berechtigt ist, dem Charakter des Imperators die Schuld davon beizumessen. Ein Verfall, den mangelhafte organische Gesetze herbeigeführt hatten, artete immer mehr in Auflösung aus; und wenn die letzten Ereignisse dazu beitrugen, die Völker des Norden und des Osten zu neuen Unternehmungen gegen das Römerreich aufzumuntern: so ist der Zusammenhang, in welchem sie unter einander standen, und die gegenseitige Mittheilung bei dem Abgange der jetzt gebräuchlichen Mittel unstreitig das einzige Bewundernswürdige in dieser Erscheinung.

Valerian hatte ein Alter von sechzig Jahren erreicht, als er den Thron der Cäsarn bestieg. Edle Geburt, milde Denkungsart, Gelehrsamkeit, Klugheit und Erfahrung hatten ihm die öffentliche Meinung zugewendet; und so fern diese die kräftigste Stütze ist, welche ein Monarch finden kann, durfte er auf die glänzendsten

Erfolge rechnen. Doch die öffentliche Meinung ist nur in Reichen von einem gewissen Umfange eine kräftige Stütze; und wer sich den Umfang des Römerreichs vergegenwärtigt, findet leicht die Ursache, weshalb jeder Monarch in demselben mehr oder weniger vereinzelt seyn mußte. Bei Valerian kam noch die Kälte des Temperaments hinzu, welches einerseits das Erzeugniß seiner Bildung, andererseits das seines Alters war: eine Eigenschaft, vermöge deren er mehr zu einem ersten Minister, als zu einem Suverän paßte. Theils um sich den Senat zu verbinden, theils in dem Gefühl seiner eigenen Unzulänglichkeit, nahm er seinen Sohn Gallienus zum Mitregenten an; allein, obgleich Gallienus ein junger Mann von den seltensten Talenten war, so fehlten doch auch ihm alle die Eigenschaften, welche die mißlichen Umstände in Demjenigen forderten, der mit Erfolg regieren wollte: er war ein fertiger Redner, ein zierlicher Dichter, ein geschickter Gärtner, sogar ein vortrefflicher Koch; aber die Lebendigkeit seiner Einbildungskraft vertrug sich nicht mit der Regierungskunst, die ein eben so sicheres als rasches Urtheil voraussetzt.

Vater und Sohn theilten sich in die Verwaltung des Reichs, so fern Jener die Verwaltung der östlichen, Dieser die Verwaltung der westlichen Provinzen übernahm. Beide waren gleich unglücklich: der Vater in seinen Kämpfen mit den Persern, der Sohn in seinen Kämpfen mit den germanischen Völkern. Die Begebenheiten selbst sind so verworren, daß es dem Geschichtschreiber beinahe unmöglich ist, den Faden aufzufinden, an welchen sie sich reihen lassen.

Unter

Unter den germanischen Völkern war eine Conföderation zu Stande gebracht worden, welche sich die der Franken nannte: eine Conföderation, welche im Verlaufe der Zeit mit der Eroberung Galliens endigte. Sie bestand aus Bewohnern des Nieder-Rheins und der Weser; und Chauzen, Cherusker und Catten scheinen die Hauptbestandtheile derselben gewesen zu seyn. So wie die Liebe für Freiheit die herrschende Leidenschaft der Germanen war, so benannten sich die Franken nach ihr, indem sie sich die Bestimmung gaben, sich gegen Angriffe gemeinschaftlich zu vertheidigen. Ursprünglich mochte diese Verbindung einige Ähnlichkeit mit dem Schweizerbunde haben; doch trieb der Hunger nach Beute, eine natürliche Unbeständigkeit und vielleicht auch irgend ein Unfall die Franken sehr bald aus den Gränzen der Vertheidigung in die Bahn des Angriffs. Gallienus hielt seinen Hof zu Trier; und es ist zu glauben, daß das Heer, welches ihn vertheidigte, nicht ganz unbedeutend war. Dennoch wagten es die Franken, über den Rhein zu gehen; und welche Hindernisse ihnen auch Posthumus, der Präfect des Gallienus, entgegen werfen mochte: so durchstreiften sie doch ganz Gallien bis zum Fuße der Pyrenäen, drangen in Spanien ein, zerstörten Tarragona, eine von den blühendsten Küstenstädten, und gingen zuletzt auf spanischen Fahrzeugen nach Afrika über, wo sie sich Mauritaniens bemächtigten.

Ein ähnlicher Bund hatte sich im südlichen Deutschland gebildet, wo er seit den Zeiten des Caracalla die Benennung der Allemannen führte: er bestand größten

Theils aus Sveven. Auch dieser ging nur allzu rasch von der Vertheidigung zum Angriff über; und nachdem die Niederlage bei Forum Terebronii den letzten Schleier von der Majestät Italiens weggezogen hatte, wagte er es, über die Rhätischen Alpen in die Ebenen der Lombardei vorzudringen. Schon hatten die Allemannen Ravenna erreicht, schon herrschte Bestürzung und Schrecken in allen Städten des mittleren Italiens, als der römische Senat sich noch einmal ermannte, und, weil weder von Seiten des Gallienus, noch von Seiten des Valerian, auf irgend einen Beistand zu rechnen war, in aller Eil ein Heer zusammenbrachte, das er den Eroberern entgegenstellen konnte. Die Allemannen hatten zu viel Beute gemacht, als daß sie es auf den ungewissen Ausgang einer Schlacht hätten ankommen lassen sollen. Sie zogen sich also bei der Annäherung des römischen Heeres auf eben dem Wege zurück, auf welchem sie angelangt waren; und die unkriegerischen Römer des dritten Jahrhunderts nannten Sieg, was die Liebe zur Beute ihnen eingeräumt hatte. Den Imperator Gallienus beunruhigte die Rettung Roms bei weitem mehr, als sie ihn erfreuete. Bestürzt über die Entschlossenheit, welche der Senat bei dieser Gelegenheit an den Tag gelegt hatte, erließ er ein Edikt, worin er den Senatoren die Ausübung militärischer Verrichtungen und selbst den Aufenthalt in dem Lager der Legionen verbot: eine ungegründete Furcht, da eben diese Senatoren nur allzu geneigt waren, das Verbot des Imperators für eine Gunstbezeigung zu nehmen, als Solche, welche

den Aufenthalt auf ihren Villen, in den Theatern und Bädern, jeder Beschäftigung vorzogen, und die Sorge für das Reich sehr freudig den Imperatoren und deren Werkzeugen überließen! Die Allemannen zu zügeln, gerieth Gallienus auf den Einfall, sich mit der Tochter des Königs der Marcomannen zu vermählen; und wirklich scheint es, daß dies Mittel nicht ohne Erfolg geblieben sey, wiewohl der römische Stolz die Königstochter immer nur in dem Lichte einer Beischläferin des Imperators betrachtete.

Zurückgeschlagen von den Ufern der Donau, aber deshalb nicht weniger von dem Durst nach Beute gequält, fanden die ukrainischen Gothen bald Auswege, welche noch vortheilhafter waren: sie wurden Küstenräuber. Ihre Niederlassung in der Ukraine hatte sie zu Herren der Nordküste des Pontus Euxinus gemacht; und im Süden dieses Binnenmeeres lagen die reichen Provinzen von Klein-Asien, welche alles enthielten, was Barbaren anziehen konnte, ohne irgend etwas von Dem zu besitzen, wodurch man ihnen widersteht. Zuerst bemächtigten sie sich des taurischen Chersonesus oder der krimischen Halbinsel. Innerliche Zwietracht bahnte ihnen den Weg in das Königreich des Bosporus, und hier fanden sie, außer einem fruchtbaren Boden, auch die nöthige Anzahl von Fahrzeugen, um ihre Heere nach den Küsten Asiens zu versetzen. Zunächst erschienen sie vor Pityus, einer Stadt an der äußersten Gränze der römischen Provinzen, die mit einem Hafen versehen und mit einer starken Mauer befestigt war. Der Widerstand, welchen

ihnen Succeſſianus, ein Officier von großem Verdienſt, entgegenſtellte, ſchreckte ſie Anfangs ab; doch ſobald Succeſſianus von ſeinem Imperator zu einem wichtigeren Poſten befördert war, wiederholten ſie ihren Angriff, dies Mal mit ſo viel Erfolg, daß Pityus zerſtört wurde. Sie wendeten ſich hierauf nach Trapezunt, einer reichen Stadt, die ſeit Hadrian's Zeiten von neuem aufgeblühet war; und ſo groß war die Feigheit der Beſatzung, daß es den Gothen gelang, eine doppelte Mauer zu überſteigen, ſich der Stadt zu bemächtigen, den größten Theil ihrer Bewohner niederzumachen, und mit einer unermeßlichen Beute in ihre Schlupfwinkel zurückzukehren. So endigte ſich ihre erſte Ausrüſtung.

Auf der zweiten Fahrt verſchmäheten ſie die erſchöpften Provinzen vom Pontus, ſchifften vor den Mündungen des Boryſthenes, des Nieſter und der Donau vorbei, und indem ſie ihre Flotte durch viele unterweges angetroffene Fiſcherkähne vermehrten, gingen ſie durch den Kanal, welcher den Pontus Euxinus mit dem mittelländiſchen Meere verbindet und Europa von Aſien trennt. Chalcedon war die erſte Stadt, die von ihnen angegriffen wurde und durch die Feigheit der Beſatzung in ihre Hände gerieth. Sie waren ungewiß darüber, ob ſie ſich lieber nach Europa, oder nach Aſien wenden ſollten, als ein Überläufer ihnen Nikomedien, ehemals die Hauptſtadt der Könige von Bithynien, als eine ſehr reiche und leichte Eroberung bezeichnete. Der Erfolg blieb nicht aus, und nach Nikomedien kam die Reihe der Plünderung

an Nicäa, Prusa, Apamea und Cius; nur Cyzicus blieb allein verschont, weil sich der See Apolloniates, jenes Becken, worein sich alle Strömungen des Olympus ergießen, weit über seine Ufer ausgedehnt hatte.

Auf der dritten Fahrt steuerten sie aus dem cimmerischen nach dem thracischen Bosporus, und kamen nach einigen glücklich überwundenen Schwierigkeiten wohlbehalten in der Propontis an. Cyzicus hatte jetzt das Schicksal, dem es früher entgangen war; und nachdem sie durch den Hellespont gegangen waren, durchfuhren sie den Archipelagus, und brandschatzten die einzelnen Inseln desselben. Auch hier waren Überläufer ihre Führer, und, von diesen geleitet, landeten sie in dem Hafen von Piräus, in geringer Entfernung von Athen. Vergeblich war der Widerstand des Kleodamus: sie kamen in den Besitz von Athen, plünderten diesen alten Wohnsitz der Künste und Wissenschaften, und weil ihre Flotte in dem Hafen von Piräus angegriffen war, rächten sie sich durch die Plünderung der Hauptstädte Griechenlands, und dehnten ihre Zerstörungen von dem sunischen Vorgebirge bis nach der Westküste von Epirus aus. Schon war Italien von ihnen bedrohet, als Gallienus sich endlich entschloß, zu den Waffen zu greifen. Der Abfall eines Anführers der Heruler brachte zuerst Ungewißheit in die Plane der Gothen; der Wunsch, eine große Beute zu sichern, gab den Ausschlag. Des längeren Krieges müde, faßten Mehrere von ihnen den kühnen Entschluß, durch Mösien in ihr Vaterland zurückzukehren: ein Entschluß, der von den römischen Generalen begünstigt wurde. Die

Übrigen gingen an Bord ihrer Schiffe, um durch den Hellespont und Bosporus zurückzukehren, und zerstörten unterweges den Tempel von Ephesus, der sieben Mal aus seinen Trümmern wieder hervorgegangen war.

So verhielt es sich mit den Wunden, welche dem römischen Reiche unter der Regierung des Valerian durch die Gothen geschlagen wurden.

Inzwischen war Valerian selbst das Opfer eines großen Unternehmens geworden, dessen Zweck auf die Beschränkung der Perser innerhalb ihrer alten Gränzen ging. Lange hatte Chosroes, König von Armenien, sein Land gegen die Überfälle der Perser vertheidigt; doch war er endlich unter den Dolchen von Sapors Emissarien gefallen. Sein Erbe und Nachfolger war der junge Tiridates. Doch ehe dieser seinem Vater folgen konnte, hatte sich Sapor Armeniens bemächtigt, die starken Besatzungen von Carrhä und Nisibis zur Übergabe gezwungen, und Schrecken und Verheerung auf beiden Ufern des Euphrat verbreitet. Unter einem so einsichtsvollen Fürsten, wie Valerian, konnte das römische Reich nicht gleichgültig bleiben gegen Fortschritte, welche in einem so hohen Grade gefährlich waren. Valerian faßte also, trotz seinem hohen Alter, den Entschluß, zur Vertheidigung des Euphrat zu marschiren. Während des Fortganges seiner Waffen durch Klein-Asien, wurde dieses von den Verheerungen der Gothen verschont. Valerian drang über den Euphrat vor, und stieß in der Nähe von Edessa auf das persische Heer. Es ist ungewiß, welche Fehler von ihm selbst, oder von dem Präfecten seiner Leibwache, Macrianus,

begangen wurden: genug, das römische Heer gerieth in eine Lage, worin Tapferkeit eben so vergeblich war, als militärische Geschicklichkeit. Von allen Seiten eingeschlossen, hatte es nur die Wahl, ob es sich durchschlagen, oder ergeben wollte. Ein Versuch ersterer Art wurde zwar gemacht, lief aber so unglücklich ab, daß er nicht wiederholt werden konnte. Valerian knüpfte eine Unterhandlung an; da aber Sapor alle Capitulations-Vorschläge verwarf, so blieb nichts anderes übrig, als Ergebung. Auf diese Weise wurde Valerian selbst der Gefangene des Königs von Persien, der, von einem Syrer, Namens Cyriades, geleitet, sich in sehr kurzer Zeit Syriens, Ciliciens und Cappadociens bemächtigte, bis er von dem Beherrscher Palmyra's, dessen Geschenke er übermüthig verworfen hatte, über den Euphrat zurück getrieben wurde. Valerian blieb in persischer Gefangenschaft, bis Gram und Kummer seinem Leben ein Ende machten. Er starb im Jahre 262.

Seit seiner Gefangenschaft war Gallienus Alleinherrscher in dem großen Römerreiche. Gemachte Erfahrungen vermochten nichts über seine ursprünglichen Anlagen. Eine Unterredung mit dem Philosophen Plotinus war ihm lieber, als die glücklichste Begebenheit für das Reich, an dessen Spitze er stand; und wie er überhaupt nur von seiner Einbildungskraft abhing, beschäftigte er sich angenehmer mit einer Einweihung in die griechischen Mysterien, oder mit einer Aufnahme in den Areopagus von Athen, als mit den Angelegen-

heiten des Staats. So groß war seine Gleichgültigkeit bei den niederschlagendsten Nachrichten, daß er, wenn etwa eine Provinz verloren gegangen war, sorglos fragte, was Rom dabei leiden würde, wenn es sein Linnen nicht mehr aus Ägypten, seine Tücher nicht mehr aus Gallien beziehen könnte. Gleich einem Nero spottete er des öffentlichen Elends durch seine Pracht; und erlogene Triumphe machten den Verhaßten zugleich lächerlich. Dem Müßiggange von Natur ergeben, fühlte er sich nur dann aufgeregt, wenn es ihm nicht länger gestattet war, seiner Neigung gemäß zu leben; und solche Augenblicke waren es, wo er sich als unerschrockenen Soldaten, oder als grausamer Tyrann zeigte, bis er in seine angeborne Indolenz zurücksank.

Eine so schlaffe, so launenhafte Regierung, wie die des Gallienus, konnte, bei den Einwirkungen des Auslandes, nicht verfehlen, die traurigsten Erscheinungen im Innern hervorzubringen. Unfähig, den Aufforderungen der Unterthanen, oder auch des Militärs, zu widerstehen, pflanzte eine nicht geringe Anzahl von Statthaltern die Fahne der Empörung auf; denn man sucht sich einzeln zu retten, wenn man sich von allem Beistande verlassen sieht. Die Geschichte hat die Namen von neunzehn solcher Rebellen erhalten, unter welchen Tetricus und Calpurnius Piso die bedeutendsten sind; Jener, als Senator, Dieser, als Abkömmling einer von den ältesten Familien Roms, der die Bildnisse des Crassus und Pompejus in seinem Hause zeigte, und seinen Ursprung von Numa Pompilius

ableitete. Die übrigen waren Glückskinder, welche sich in der Kriegeslaufbahn ausgezeichnet hatten; unter ihnen ein Waffenschmid, Namens Marius. In der Augusten-Geschichte werden sie die dreißig Tyrannen genannt; mit eben so sichtbarer als einfältiger Nachahmung jener Dreißig, welche Athen in einer bestimmten Periode unterdrückten. Abgesehen von der Zahl, welche nicht übereinstimmt: welche Ähnlichkeit konnten die von einander unabhängigen Statthalter des unermeßlichen Römerreichs, indem sie von einem tollen Imperator abfielen, mit einer Versammlung haben, welche sich zur Unterdrückung einer einzelnen Stadt vereinigt hatten! Nur in dem Lichte von Rebellen können diese Unglücklichen betrachtet werden. Ihre Entschuldigung lag in ihrem Verhältnisse zu Dem, welcher den Mittelpunkt im Römerreiche zu bilden bestimmt war, ohne ihn jemals bilden zu können. Nie war der römische Thron unterstützt von dem Princip der Treue und Anhänglichkeit; und der Verrath gegen einen Monarchen, wie Gallienus war, konnte leicht in dem Lichte des Patriotismus erscheinen. Außerdem aber hatte die Furcht an einer solchen Rebellion weit größeren Antheil, als der Ehrgeiz. War ein launenhafter Tyrann, wie Gallienus, furchtbar, so waren es die eigensinnigen Truppen nicht minder. Wie hätte man den von ihnen angebotenen Purpur zurückweisen können, ohne sich der augenscheinlichsten Gefahr bloßzustellen! „Ihr habt — sagte Saturninus, der Statthalter von Pontus, am Tage seiner Erhebung zu seinen Soldaten — ihr habt einen brauchbaren An-

führer verloren, indem ihr einen sehr unglücklichen Imperator gemacht habt.“ So mochten die Meisten von ihnen denken, ohne es in ihrer Gewalt zu haben, ob sie die gefährliche Ehre annehmen oder ausschlagen wollten. Die Mehrheit der Rebellen fand in kurzer Zeit ihren Untergang; denn da, wo der Übergang von der Hütte zum Throne so leicht ist, wie er es im römischen Reiche war, steht neben dem Throne das Grab. Piso's Tod fand das Bedauern Derer, welche mit ihren Erinnerungen an der Vorwelt hingen; er war der letzte seines Geschlechts. Tetricus behauptete sich in Gallien und Spanien. Odenatus, der Statthalter von Palmyra, wurde wegen des Verdienstes, das er sich im letzten Perserkriege erworben hatte, für seinen Abfall sogar belohnt; denn, da man ihn nicht entbehren zu können glaubte, so erhielt er den Titel eines Augustus, und Gallienus vertraute ihm die Verwaltung des Osten, in deren Besitz er war, auf eine so unabhängige Weise, daß er dieselbe, wie ein Erbgut, auf seine Gemahlin, die berühmte Zenobia, übertragen durfte.

Das Reich, welches, gleich einem vom Sturm verfolgten und an die gefährlichsten Klippen geschleuderten Schiffe, aus seinen Fugen zu weichen drohete, rettete noch einmal seine Einheit in dem Untergange der Rebellen; doch ließ der allgemeine Abfall von Gallienus Wirkungen zurück, welche nicht so leicht auszutilgen waren: denn, auf der Einen Seite, konnten die Usurpatoren, welches immerhin ihre Denkungsart seyn mochte, nicht umhin, ihre Stellung durch

Bedrückung und Raub zu sichern; auf der andern sahen sie sich genöthigt, unrühmliche Verträge mit den Feinden des Reiches abzuschließen, die Dienste der Barbaren durch starke Tribute zu erkaufen, und feindselig Gesinnte in das Herz des Römerreichs einzuführen. Und durch dies Alles wurde der Staat dem Abgrunde, in welchen er zu stürzen bestimmt war, immer näher geführt. Es kamen noch andere Ursachen hinzu, welche diesen Sturz beförderten. In Sicilien empörten sich die Sklaven; und diese Empörung hatte die ernsthaftesten Folgen für den Anbau dieser, der Hauptstadt so nothwendigen, Insel. In dem volkreichen Alexandrien brach ein Bürgerkrieg aus, welcher nicht weniger als zwölf Jahre anhielt und nur durch eine wesentliche Verminderung der Einwohner seine Endschaft erreichte. In Klein-Asien bildete sich ein Raubstaat in der kleinen Provinz Isaurien. Hier hatte Trebellianus die Fahne des Aufruhrs aufgepflanzt. Er selbst fiel im Kampf mit einem General des Gallienus; doch seine Anhänger, an Verzeihung verzweifelnd, zogen sich in unzugängliche Felsen zurück, von welchen aus sie mehrere Jahrhunderte hindurch die Umgegend beraubten.

Nur allzu oft ist es im Leben der Fall, daß das Übermaaß des Bösen der Anfang des Guten werden muß; und so wie gestörte Gesundheit des Leibes sich nur durch heftige Krisen wieder herstellen läßt, so können auch geschwächte politische Körper nur durch Krisen zu neuer Stärke gelangen.

Der Unfälle im Römerreiche waren allzu viel, als daß man sich anhaltend gegen die allgemeine Ursache derselben hätte verblenden können. Obgleich der größte Theil der Rebellen niedergeschmettert war: so fuhr man dennoch fort, den Imperator Gallienus als diese Ursache zu bezeichnen; und so allgemein war der Unwille über seine Fahrlässigkeit, daß Aureolus, ein General, welchen die Truppen an der Ober-Donau mit dem Purpur bekleidet hatten, es wagen durfte, einen Versuch zur Entthronung des allgemein Verhaßten zu machen. Er drang über die Rhätischen Alpen nach Italien vor, besetzte Mailand, bedrohete Rom, und forderte den Gallienus zu einem Kampfe um die Oberherrschaft heraus. Dieser stellte sich. An den Ufern der Adda wurde mit so großer Hartnäckigkeit gestritten, daß die Brücke, bei welcher das Hauptgefecht war, durch alle Jahrhunderte hin, die Benennung Pontirolo *) behalten hat. Trotz der kapfersten Gegenwehr, mußte Aureolus weichen. Verwundet, zog er sich nach Mailand zurück. Die Belagerung dieser bedeutenden Stadt wurde ohne Zeitverlust begonnen; doch ehe Gallienus die Eroberung vollenden konnte, fiel er in einen Hinterhalt, den seine eigenen Generale ihm gelegt hatten. Durchbohrt von einem Pfeil, den eine unbekannte Hand auf ihn abschoß, blieb er auf der Stelle; und seine letzte Bitte war, daß der Purpur auf den Claudius übergetragen werden möchte. So sagten wenigstens Die, welche sich gegen

*) Pons Aureoli.

ihn verschworen hatten, vorher unstreitig darüber einverstanden, daß kein Anderer, als Claudius, der Nachfolger seyn sollte.

Aureolus ergab sich zwar an den neuen Imperator, fand aber nicht die Gnade, auf welche er gerechnet haben mochte. In Fällen dieser Art war es seit den Zeiten der Anti-Monarchie hergebracht, den Besiegten mit seinem ganzen Anhange zu vernichten. Wie groß also auch die Vortheile seyn mochten, welche Claudius von der Rebellion des Aureolus zog: so überließ er es doch dem Urtheil des Heeres, zu bestimmen, welche Strafe Aureolus verdient habe; und da das Heer sich für die Todesstrafe erklärte, so wurde der Unglückliche in Stücken gehauen. Ein gleiches Schicksal stand seinen Freunden und Anhängern bevor, und der römische Senat drang sogar auf die Vollziehung desselben, sobald Claudius von ihm anerkannt war. Doch dieser richtete seine Blicke auf die gefahrvolle Lage, worin sich das Reich durch eine neue Invasion der Gothen befand; und um so viele Soldaten als möglich zu erhalten, verwendete er sich für die Unschuldigen, und erhielt ihre Begnadigung.

Unabgeschreckt durch frühere Unfälle, hatten die ukrainischen Gothen Rüstungen von dem bedeutendsten Umfange gemacht. Dies Mal galt es nichts Geringeres, als eine Niederlassung in dem römischen Reiche, wo dieselbe auch erfolgen möchte. Auf nicht weniger als auf sechstausend Fahrzeugen schifften sie sich mit Weibern und Kindern ein. Bei der Durchfahrt durch den Bosporus von Strömungen fortgerissen und gegen

einander getrieben, wurden ihre Fahrzeuge zwar großen Theils beschädigt; allein sie hatten sich allzu weit vorgewagt, als daß sie hätten umkehren können. Sie betraten die Küsten von Europa und Asien; da sie aber das offene Land geplündert fanden, und die Städte ihnen allzu viel Widerstand entgegenstellten: so kehrten sie zum Ufer zurück. Eine Uneinigkeit, welche unter den Anführern entstand, hatte die Folge, daß einige nach Creta und Cypern segelten. Die Hauptmacht verfolgte indeß ihren Lauf, ging am Fuße des Berges Athos vor Anker, betrat das feste Land, und begann mit der Belagerung von Thessalonica, der reichen Hauptstadt Macedoniens.

Dies war die Lage der Dinge, als Claudius sich gegen sie in Bewegung setzte. Sein Entschluß war der eines alten Römers: zu siegen oder zu sterben. „Wisset, schrieb er dem Senate, daß dreimalhundert und zwanzigtausend Gothen den römischen Boden betreten haben. Sollte ich sie besiegen, so wird eure Dankbarkeit meine Dienste belohnen; sollte ich aber besiegt werden, so bedenket, daß ich der Nachfolger des Gallienus bin, und daß die Republik erschöpft ist.“ So wie er näher kam, gaben die Gothen die Belagerung von Thessalonica auf, ließen ihre Flotte am Fuße des Berges Athos, gingen über die Hügel Macedoniens, und brannten vor Begierde, die letzte Schutzwehr Italiens zu vernichten. Die entscheidende Schlacht geschah in der Nähe von Naissus, einer Stadt Dardaniens. Schon wichen die römischen Legionen, als Claudius den Gothen eine zahlreiche Abtheilung in den Rücken sendete, und sie dadurch

in Unordnung brachte. Die Römer erneuerten ihre Angriffe, und nach den Versicherungen der Geschichtschreiber wurden nicht weniger als 50,000 Gothen erschlagen. Ihre gänzliche Niederlage war indeß hierdurch nicht bewirkt. Der Krieg verbreitete sich über die Provinzen von Mösien, Thracien und Macedonien; und indem Claudius alle Kräfte seines Geistes aufbot, ein großes Ergebniß zu gewinnen, drängte er die Gothen zuletzt in einige unzugängliche Theile des Berges Hämus zurück, wo er sie so eng einschloß, daß sie meistens ein Raub des Hungers und der Pest wurden.

Zwei Jahre waren seit der Regierung des Claudius verflossen, als er in einem Alter von sechs und funfzig Jahren zu Sirmium starb. Sein Tod fand allgemeines Bedauern: die Wirkung der Großmuth, womit er sich aufgeopfert hatte. Auch Er war aus dem Staube hervorgegangen, und, als Abkömmling ruhmloser Eltern, der Eingeborne einer von den Provinzen an der Donau. Decius hatte ihn zuerst ausgezeichnet, Valerian aber ihn vom Range eines Tribunen zum Oberbefehlshaber der Truppen von Thracien, Mösien, Dacien, Pannonien und Dalmatien erhoben. Gallienus konnte ihn nur fürchten; und, um seine Treue zu sichern, überhäufte dieser Imperator ihn mit Geschenken. Nichts war in diesen Zeiten üblicher, als Confiscationen; aus diesem unermeßlichen Schatze bestritt Gallienus den Aufwand, den er zu machen hatte, um nicht ganz vereinzelt zu werden. Auch Claudius war auf diese Weise bereichert worden. Kaum aber hatte er den Thron bestiegen, als sich eine Wittwe ihm zu Füßen

warf mit der Klage, daß die Willkühr des Imperators ihr väterliches Erbtheil an einen seiner Generale verschenkt habe. Dieser General war kein anderer, als Claudius. Er erröthete über den Vorwurf, der ihm gemacht wurde; aber er zeigte sich des Vertrauens würdig, das man in ihn setzte: denn er gab das fremde Eigenthum auf der Stelle zurück.

Nach den Anordnungen des Claudius, sollte Aurelianus, der entschlossenste unter seinen Generalen, sein Nachfolger werden. Ehe dies bekannt wurde und die große Donau-Armee ihn anerkannt hatte, wagte ein Bruder des Claudius, Namens Quintilius, den Purpur zu Aquileja anzulegen, wo er ein ansehnliches Truppen-Corps befehligte. Der Senat erkannte ihn an; aber seine Regierung dauerte nur siebzehn Tage: denn, von der Erhebung des Aurelian unterrichtet, ließ er sich die Adern öffnen, und kam so einem Kampfe zuvor, welchem er sich nicht gewachsen fühlte.

Aurelian war der Sohn eines Bauern, der auf dem Gebiet von Sirmium ein kleines Pachtgut verwaltete, dessen Eigenthümer der Senator Aurelius war. Als gemeiner Soldat trat er in Reih' und Glied, und stieg allmählig zu dem Range eines Legions-Präfecten, eines Lager-Aufsehers und eines Gränz-Generals empor. In den gothischen Kriegen befehligte er die gesammte Reiterei; und, als ein Mann, der sich durch Tapferkeit, strenge Disciplin

und

und Glück auszeichnete, wurde er von Valerian mit der Consul-Würde beehrt, und mit den glänzenden Titeln eines Befreiers von Illyricum und eines Nebenbuhlers der Scipionen belegt: Titel, welche in diesen Zeiten statt der jetzt üblichen Ordensbänder galten, und den Senator Ulpius Crinitus bewogen, den Aurelian an Kindes Statt anzunehmen und ihm seine einzige Tochter mit einem unermeßlichen Vermögen zur Gemahlin zu geben, um auf diese Weise seiner ehrenvollen Armuth zu Hülfe zu kommen.

Der Purpur veränderte Aurelians Charakter nicht. Jene strenge Mannszucht, die er als General gehalten hatte, blieb auch dem Imperator eigen, und das Schicksal hat eine seiner Verordnungen auf unsere Zeiten kommen lassen, welche beweiset, daß die entsetzlichsten Strafen nöthig waren, um den Gehorsam der Soldaten zu sichern. *) Glücklicher Weise achteten die Soldaten das Beispiel des Imperators mehr, als sie seine Härte fürchteten; denn das war das Ausgezeichnete in ihm, daß er von Anderen nur Das verlangte, was er selbst zu leisten entschlossen war.

Sein erster Feldzug als Imperator war gegen die ukrainischen Gothen gerichtet, welche auf bekannten Wegen wieder nach den Ufern der Donau vorgedrungen

*) Ein Soldat hatte die Frau seines Wirths geschändet. Dafür wurde der Schuldige an zwei gewaltsam herabgezogene Bäume gebunden, die, im Zurückschnellen, ihm die Glieder aus einander rissen. Die Verordnung Aurelians findet sich in der Histor. August. p. 211.

waren. Er schlug sich bis zur Erschöpfung mit ihnen herum; und als die Gothen hierauf Friedensanträge machten, willigte er in die Abtretung Daciens, das, von Trajan erobert, zu allen Zeiten eine ungewisse Provinz geblieben und seit ungefähr zwanzig Jahren durch wiederholte Kriege erschöpft war.

Doch während er auf diese Weise die illyrische Gränze sicherte, brachen die Allemannen in Italien ein und verheerten dies Land bis an den Po. Schleunige Maaßregeln waren erforderlich, wenn man ihnen die Beute, womit sie sich auf diesem Zuge beladen hatten, wieder abnehmen wollte. Aurelian brach also mit seinen leichten Truppen nach Deutschland auf, und nahm längs einem Walde seine Stellung, während die Allemannen nach der Donau zurückkehrten, ohne zu ahnen, daß auf dem entgegengesetzten Ufer eine römische Armee ihrer harrete, um sie in Empfang zu nehmen. Den Erfolg noch mehr zu sichern, ließ Aurelian die Hälfte ihrer Mannschaft über den Fluß setzen. Als er hierauf angriff, gewährte das Erstaunen der Allemannen ihm einen leichten Sieg. Dann ging er in einem halben Mond gegen das Ufer der Donau vor und schloß die ganze germanische Armee ein. Dieser blieb nichts anderes übrig, als um Frieden zu bitten. Die Unterhandlungen wurden durch einen Aufruhr in Pannonien unterbrochen, der des Imperators schleunige Gegenwart forderte. Hierüber zerschlug sich der Friede; und indem der Imperator seinen Statthaltern die Fortsetzung des Krieges in Deutschland übertrug, gelang es den Allemannen, zum

zweiten Male in Italien einzubrechen. Schon hatten sie eine weite Strecke zurückgelegt, als Aurelian erschien und sie, nach mehreren ernsthaften Scharmützeln, erst bei Fano in Umbrien und dann bei Pavia schlug. Rom, sonst nur durch seine Heere vertheidigt, hatte angefangen, sich zu befestigen; und die Bestürzung verließ diese volkreiche Stadt nicht eher, als bis der Sohn eines sirmischen Bauern den Feind über die Alpen zurückgejagt hatte.

Gesichert gegen die Angriffe der Gothen und Allemannen, dachte Aurelian auf Mittel, dem Reiche die Theile zurückzugeben, welche während der Regierung des Gallienus sich von demselben getrennt hatten. Im Westen bot Tetricus selbst ihm dazu die Hand: der Abhängigkeit, worin er seit mehreren Jahren von seinen Soldaten gestanden hatte, von Herzen überdrüßig, knüpfte er Unterhandlungen an, deren Gegenstand die Zurückgabe von Gallien, Spanien und Britannien war. Nur sein Leben und seine Senator-Würde wollte Tetricus retten. Zu diesem Endzweck führte er sein Heer gegen den Aurelian. Bei Chalons in Champagne stieß man auf einander. Obgleich von ihrem Führer verrathen, fochten die Soldaten des Tetricus mit seltener Unerschrockenheit, bis sie sich vernichtet sahen. Den Franken und Batavern unter ihnen gestattete Aurelian den Rückzug über den Rhein. Tetricus selbst wurde nach Rom gesendet. Die Ruhe war im Westen wieder hergestellt, und Aurelian sah sich von der Mauer des Antoninus bis zu den Säulen des Hercules als Alleinherrscher verehrt.

Um so mehr wünschte er, auch die östlichen Provinzen dem Reiche zurückzugeben.

Odenatus, von Gallienus und dem Senat als Reichsgehülfe und Augustus anerkannt, war nicht mehr; er hatte seinen Tod in einer Verschwörung gefunden, an deren Spitze sein eigener Neffe Mäonius stand. Auch Mäonius war das Opfer der Rache in eben dem Augenblick geworden, wo er den Purpur angenommen hatte. An der Stelle des Odenatus herrschte dessen Gemahlin Zenobia, eine Frau von den seltensten Eigenschaften. Sie war aus Ägypten gebürtig, leitete ihren Ursprung von den macedonischen Königen dieses Landes ab, und durfte für die Kleopatra ihres Zeitalters gelten. Ihre dunkle Farbe, ihre feurigen schwarzen Augen, ihre eben so starke als wohlklingende Stimme, ihre stolze Haltung, ihr ganzes Wesen kündigten die Fürstin an. Nicht unbekannt mit der römischen Sprache und Litteratur, redete sie Griechisch, Syrisch und Ägyptisch mit gleicher Fertigkeit, und die Werke des Homer und Platon bildeten, unter der Leitung des Philosophen Longinus, eine von ihren Lieblingsbeschäftigungen. Fremd war ihr die Üppigkeit der orientalischen Höfe. So lange sie vermählt war, begleitete sie den Odenatus auf allen Jagden, in allen Kriegen, und ihr männlicher Muth war so anerkannt, daß man die Erfolge gegen die Perser mehr ihrer, als ihres Gemahls Standhaftigkeit und Entschlossenheit zuschrieb. Ihr gewöhnlicher Wohnsitz war Palmyra; aber von diesem Mittelpunkte aus herrschte sie, unter dem Beistande ihrer Freunde, zu-

gleich über Syrien und Ägypten (welches letztere sie erobert hatte), und ihr Einfluß erstreckte sich bis nach Klein-Asien. Die benachbarten Staaten von Arabien, Armenien und Persien, fürchteten ihre Feindschaft, und suchten ihr Bündniß.

So stand diese ausgezeichnete Frau da, als Aurelian und der römische Senat die Forderung an sie machten, daß sie zurückgeben sollte, was, wie man sagte, ihrem Gemahl persönlich bewilligt worden sey. Wie hätte sie sich aber dazu entschließen können, sie, die sich die Königin des Osten nannte, in ihrem großen Reiche allgemeine Verehrung fand, und als Mutter nur darauf bedacht war, die glücklich erworbene Herrschaft auf Söhne zu vererben, denen sie eine lateinische Erziehung geben ließ, damit sie, als Fürsten, nicht in die Dumpfheit des Orients versinken möchten! Ihre Weigerung zog einen Krieg nach sich, der mehr, als jeder andere, Aurelians Andenken verewigt hat.

Als dieser Imperator seinen Feldzug gegen die Königin von Palmyra antrat, fand er selbst in Bithynien einen Widerstand, auf welchen er nicht gerechnet haben mochte. Ancyra unterwarf sich; aber Tyana mußte durch Gewalt und List erobert werden. Aus Antiochien entflohen die vornehmsten Bürger; und nur eine sehr milde Behandlung und das Versprechen einer allgemeinen Verzeihung vermochten die Gemüther der Syrer zu gewinnen. Zenobia würde ihres großen Ruhmes unwürdig gewesen seyn, hätte sie ihren Gegner hinter den Mauern von Palmyra erwartet. Sie

ging ihm muthig entgegen. Die erste Schlacht geschah bei Antiochien, die zweite bei Emesa. In beiden durch die geschlossenen Reihen der Römer und durch die Tapferkeit alter Soldaten besiegt, sah Zenobia, weil sie keine dritte Armee vereinigen konnte, sich zu einem Rückzug auf Palmyra genöthigt, wo sie sich hinter festen Mauern zu vertheidigen und Aurelians Standhaftigkeit zu erschöpfen gedachte. Palmyra lag in einer von den syrischen Oasen, welche sich, gleich Inseln, aus einem Ocean von Sand erheben. Es war einer von den Stapelörtern, welche die Waaren aufbewahrten, die aus dem persischen Meerbusen nach dem mittelländischen Meere geführt wurden. Anfangs klein und unbedeutend, war es durch den Handel reich und mächtig geworden; vorzüglich so lange Römer und Perser ihm, der Handelsvortheile wegen, eine einträgliche Neutralität gestatteten. Trajans Siege hatten es zwar dem Römerreiche einverleibt; aber während eines hundert und funfzigjährigen Friedens war es, als römische Colonie, nichts desto weniger zu dem Glanze und der Größe aufgeblüht, die sich noch gegenwärtig in seinen Trümmern zeigt. Seine Benennung hatte es von den vielen Palmen, die es beschatteten. Eine reine Luft und ein fruchtbarer Boden machten diese Stadt zu einem höchst angenehmen Aufenthalte.

Kaum war Zenobia nach Palmyra zurückgekommen, so traf sie Anstalten zu einer hartnäckigen Vertheidigung. Aurelian hatte große Mühe, jene Hindernisse zu überwinden, welche die Wüste zwischen

Emesa und Palmyra seinem Marsche entgegenstellte; nur durch Benutzung der Kräfte Syriens war dies zu bewirken. Als er endlich vor Palmyra's Mauern anlangte, fand er dieselben auf allen Seiten mit Ballisten besetzt; und was sonst noch zur Vertheidigung beitragen konnte, war keinesweges vernachlässigt. Erschüttert von diesem Anblick, machte er vortheilhafte Capitulations-Vorschläge: er versprach der Königin eine glänzende Lage, den Bürgern die Erhaltung ihrer Vorrechte. Doch nichts vermochte, Zenobien zur Annahme dieser Vorschläge zu bewegen; sie rechnete eben so sehr auf den Beistand der Perser, als auf den des Hungers in Aurelians Lager. Unglücklicher Weise wurde diese doppelte Erwartung getäuscht durch den Tod des Königs Sapor, der gerade in dieser Zeit erfolgte, und durch die regelmäßige Zufuhr, welche Aurelian aus Syrien erhielt. Sein Lager verstärkte sich sogar durch die Ankunft des Probus, eines Generals, dem die Eroberung von Ägypten aufgetragen war, und der dies Werk sehr schnell zu Stande gebracht hatte. Bald litt Palmyra selbst durch den Mangel an Zufuhr; und indem die Gefahr für Zenobien mit jedem Tage wuchs, faßte sie den übereilten Entschluß, zu entfliehen. Sie vertraute sich dem schnellsten Dromedar; weil aber ihre Flucht zeitig genug im römischen Lager bekannt wurde, so ward es möglich, sie in eben dem Augenblick einzuholen, wo sie über den Euphrat setzen wollte. Zu eben dieser Zeit ergab sich Palmyra, mit ungemeiner Schonung von Aurelian behandelt, der sich nur die königlichen Schätze an

Waffen, Pferden, Kameelen, Edelgesteinen, Gold und Silber ausliefern ließ. Als Zenobia vor ihn gebracht wurde, fragte er sie: wie sie es habe wagen können, sich gegen einen römischen Imperator zu erheben. Ihre Antwort war: „Weil ich es verschmähete, einen Aureolus oder einen Gallienus als Imperatoren anzuerkennen; dich allein verehr' ich als meinen Besieger und Oberherrn." Gleichwohl verließ sie ihre Standhaftigkeit in dem Augenblick der Gefahr; denn als die römischen Soldaten ihren Tod forderten, war sie feig genug, die Schuld ihres Widerstandes auf ihre Freunde zu wälzen, unter welchen ihr Lehrer Longinus den ersten Rang einnahm. Diese wurden hingerichtet; und die Entschlossenheit, womit Longinus dem Tode entgegen ging, bewies, daß die Lehre vom Erhabenen nicht leere Speculation für ihn war: er tröstete seine niedergeschlagenen Freunde, und bemitleidete seine Gebieterin.

Zenobia war bestimmt, den Triumph des Aurelian zu verherrlichen; als Gefangene begleitete sie ihn. Schon war der Imperator auf dem Rückweg, als er beim Übergang über den Hellespont die Nachricht erhielt, daß die Einwohner von Palmyra sich empört und die von ihm zurückgelassene Besatzung ermordet hätten. Ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, ging er mit dem festen Entschluß nach Syrien zurück, Palmyra zu zerstören; und dieser Entschluß wurde auf das Grausamste ausgeführt. Nur wenige Palmyraner blieben übrig: so rücksichtslos ließ Aurelian Alles über die Klinge springen. Zwar ertheilte

er diesen traurigen Überresten die Erlaubniß, ihre zerstörte Stadt wieder aufzubauen; doch wenn das Werk von Jahrhunderten in einem Augenblick vernichtet wird, so reichen selbst Jahrtausende nicht hin, es wieder herzustellen. Palmyra, der Wohnsitz der Künste, des Handels und der Tapferkeit, sank für ewige Zeiten zu einem elenden Dorfe herab, das, von großen Erinnerungen umgeben, noch gegenwärtig die Blicke des Reisenden fesselt, der Anfangs nicht begreifen kann, wie so viel Größe, als seine Trümmer verrathen, in dieser Oase möglich war.

Mit einer goldenen, von einer Sklavin getragenen Kette um den Hals, und unter der Last ihrer Edelgesteine schier erliegend, wurde Zenobia zu Rom im Triumph aufgeführt, indem sie dem glänzenden Wagen voranschritt, auf welchem sie, wie man behauptete, ihren Einzug in Rom halten wollte, wenn sie Siegerin geblieben wäre. In früheren Zeiten war das Schicksal gefangener Fürsten, daß sie in eben dem Augenblick im Gefängnisse ermordet wurden, wo der Triumphwagen des Imperators das Capitol bestieg. Ein solches Schicksal ersparte Aurelian der unglücklichen Zenobia und ihren Kindern. Er beschenkte sie mit einer zierlichen Villa zu Tibur, oder Tivoli, eine Meile von der Hauptstadt: hier ward die schöne Zenobia zu einer Matrone, welche ihre Töchter mit römischen Senatoren vermählte; und noch im fünften Jahrhunderte unserer Zeitrechnung dauerte ihr Geschlecht fort.

Aurelian, mehr für den Krieg als für den Frieden gesinnt, begann, fünf Monate nach seinem Triumphzug,

einen neuen Feldzug gegen die Perser; doch ehe er den Euphrat erreichte, wurde er zwischen Byzanz und Heraklea von seinen eigenen Generalen erschlagen, welche einer von seinen Geheimschreibern zu einer Verschwörung vereinigt hatte, um der Strafe zu entgehen, womit er selbst von dem Imperator bedrohet war. Aurelian fiel durch die Hand des Mucapor, eines Generals, in welchen er großes Vertrauen setzte.

Die Tapferkeit des letzten Imperators hatte dem römischen Reiche alle verlornen Bestandtheile zurückgegeben und dadurch die Einheit desselben gerettet. Ein so großes Verdienst konnte nicht verkannt werden; und wie auch die römischen Senatoren über den Tod eines Mannes urtheilen mochten, der in seinen Sitten und Gewohnheiten von den ihrigen so auffallend abwich, daß zwischen ihm und ihnen auch nicht die mindeste Ähnlichkeit übrig blieb: so betrauerte doch das Heer eben diesen Tod nur desto aufrichtiger. Kaum war der Betrug des Geheimschreibers entdeckt, als man ihn hinrichtete. Mit großem Pomp wurde Aurelians Leiche bestattet, und die Armee forderte von dem Senat, daß der Imperator unter die Zahl der Götter versetzt werden möchte.

Noch weit auffallender aber war, daß eben diese Armee erklärte: keiner von Aurelians Mördern sollte ihm folgen, und es sey an dem Senat, den Imperator zu ernennen. Hieraus entwickelte sich ein Wettstreit so besonderer Art, daß er nur in dem Römerreiche Statt

finden konnte. Indem nämlich der Senat diese Forderung von sich ablehnte und der Armee zuschob, diese aber standhaft darauf beharrete, daß der Imperator von dem Senat ernannt werden müsse, kam mehr als jemals die Frage in Betrachtung: wer den Mittelpunkt der Autorität bilde.

Acht Monate einer friedlichen Anarchie verstrichen, ehe diese Frage entschieden wurde; und wären die benachbarten Völker nicht unruhig geworden, so würde der einmal begonnene Wettstreit noch länger gedauert haben. Endlich, den 25sten Sept. des Jahres 275, berief der regierende Consul den Senat, und seine Schilderung der Lage, worin das Reich sich befand, ließ keinen Zweifel darüber bestehen, daß die Imperators-Wahl nicht länger zu verschieben sey.

Unter den Senatoren befand sich ein Mann, der sich durch hohes Alter und seltene Glücksgüter gleich sehr auszeichnete. Er hieß Tacitus, und war ein Abkömmling von dem großen Geschichtschreiber gleiches Namens, dessen unsterbliche Werke nach einem Jahrtausend noch mit eben so vielem Vergnügen werden gelesen werden, wie gegenwärtig. Der Senator Tacitus befand sich in einem Alter von 75 Jahren, als er von dem Consul aufgefordert wurde, seine Meinung zu sagen. Nichts war dem edlen Greise fremder, als Ehrgeiz; zufrieden mit den Würden, welche er in einer früheren Periode verwaltet hatte, wünschte er, den Rest seines Lebens gemächlich zuzubringen, und die unschuldigen Schöpfungen, zu welchen ein Vermögen von beinahe achtzehn Millionen Thalern ihn berechtigte, zu

vollenden. *) Kaum aber hatte er zu reden angefangen, als es von allen Seiten her erscholl: „Tacitus, mögen die Götter dich erhalten! Wir wählen Dich zu unserem Oberherrn, und vertrauen deiner Sorge die Republik und die Welt.“ Vergeblich lehnte der Greis eine so gefährliche Ehre von sich ab; vergeblich entschuldigte er sich mit seinem vorgerückten Alter; vergeblich stellte er vor, wie bedenklich es sey, der Nachfolger eines Aurelian zu werden. Fünfhundert Stimmen drangen darauf, daß er den Thron der Cäsarn besteigen sollte; und weil keine Widerrede half, so mußte ein Abkömmling von dem heftigsten Feinde der Despoten sich entschließen, Despot zu werden.

Das Urtheil des Senats wurde von dem römischen Volk und der Leibwache bestätigt; und die Folge davon war eine neue Verfassung, die, wie vorübergehend sie auch seyn mochte, für den Augenblick den Erscheinungen im Römerreiche einen, von dem bisherigen ganz verschiedenen Charakter zu geben versprach. Es wurde nämlich festgesetzt, daß fortan der Senat 1) Einen aus seiner Mitte, unter dem Imperator-Titel, mit dem Oberbefehl über das Heer und mit der Regierung der Gränz-Provinzen bekleiden, 2) die Liste der Consuln anfertigen **), 3) die Proconsuln und Präsidenten der

*) Dahin gehörte auch die Vervielfältigung der Werke des Tacitus, welche ohne ihn schwerlich auf die Nachwelt gekommen seyn würden. Unsere Verbindlichkeit gegen den guten Senator dauert also noch immer fort.

**) Es wurden ihrer in diesen Zeiten jährlich zwölf ernannt,

übrigen Provinzen, so wie alle Civil-Magistrate, anstellen, 4) alle Appellationen aus dem gesammten Reiche annehmen, 5) den Edikten des Imperators durch seine Dekrete Gültigkeit ertheilen, 6) die Oberaufsicht über die Finanzen führen sollte. Auf diese Weise glaubte man, durch Wiederherstellung eines bleibenden Mittelpunktes den Dingen eine größere Stätigkeit zu geben; und indem man das Wesen der Monarchie und ihre Nothwendigkeit für das Römerreich noch immer verkannte, war man im Begriff, die alte Antimonarchie zurückzuführen. Unermeßlich war die Freude des Senats über die Wendung, welche die Dinge genommen hatten; und so wenig unterschied man den Geist verschiedener Jahrhunderte, daß einer von den Senatoren seinem Freunde nach Bajä schrieb: „Dank sey es der römischen Armee, dieser Armee von wahren Römern! endlich haben wir die uns gebührende Autorität wieder erhalten: wir empfangen Appellationen, wir ernennen Proconsuln, wir erwählen Imperatoren, und werden es unstreitig dahin bringen, daß wir sie auch beschränken.“ Durch Hekatomben und öffentliche Freudensbezeigungen wurde diese Restauration gefeiert. *)

Die chimärischen Erwartungen der römischen Senatoren, bei welchen weder auf ihre eigene Verderbtheit, noch auf den Geist der Vergewaltigung in den Heeren

---

von welchen je zwei auf zwei Monate an die Regierung kamen, d. h. das Recht erhielten, den Senat zusammen zu berufen und Vorträge zu halten.

*) S. Vopiscus in Hist. Aug. pag. 216.

Rücksicht genommen war, sollten nur allzu bald in ihr Nichts aufgelöset werden. Ein Imperator von der Denkungsart des Tacitus war kein Mann für eine Armee, welche Aurelians eisernes Scepter in Ordnung gehalten hatte. Zwar wälzte er die Last des Oberbefehls größten Theils von sich auf den Probus ab, den er für alle östlichen Provinzen zum Oberbefehlshaber, mit einem fünffach verstärkten Gehalte, bestellte; allein, je mehr er sich dem Heere für seine Person entzog, desto größer waren die Forderungen, welche man an ihn machte und um so mehr übertrieb, weil man seinen Reichthum kannte.

Noch immer war ein Krieg gegen die Perser im Werke; doch ehe man ihn beginnen konnte, sah man sich genöthigt, die Alanen zu vertreiben, welche Aurelian für den persischen Krieg in Beschlag genommen hatte, und welche, um sich für ihren vergeblichen Marsch zu entschädigen, in den Provinzen Pontus, Cappadocien, Cilicien und Galatia die furchtbarsten Bedrückungen verübten. Jenseits des Bosporus sahen die römischen Legionen den Brand von Städten und Dörfern, welche von den Kosaken dieser Zeit in Aschenhaufen verwandelt wurden; und täglich verlangten sie, gegen diese Barbaren geführt zu werden. Tacitus, ohne ihren Wunsch auf der Stelle zu befriedigen, erfüllte die Bedingungen, welche Aurelian gegen die Alanen übernommen hatte; als aber der größte Theil von ihnen seine Forderungen noch weiter trieb, setzte er seine Armee in Bewegung, und verjagte diese scythischen Horden aus den Provinzen Asiens.

Kaum war das Werk zu Stande gebracht, als theils das rauhe Klima des Kaukasus, theils Verdruß über die Anmaßungen der Soldaten, die ihn sogar in seinem Zelte beunruhigten, seinem Leben ein Ende machte. Er starb, nach einer zweijährigen Regierung, zu Tyana in Cappadocien, nach der Versicherung einiger Geschichtschreiber *) sogar eines gewaltsamen Todes von der Hand seiner Soldaten.

Kaum hatte Tacitus die Augen geschlossen, als der Traum von Suveränetät, welchem der römische Senat sich so unbefangen hingegeben hatte, ausgeträumt war. Florianus, ein Bruder des letzten Imperators, glaubte zur Nachfolge um so mehr berechtigt zu seyn, da Tacitus sein großes Vermögen dem Staate aufgeopfert hatte. Ohne die Zustimmung des Senats nahm er den Purpur an; seine einzige Stütze waren die Truppen, mit welchen er die illyrischen Provinzen vertheidigte. Die Unzufriedenheit, welche dies Verfahren nach sich zog, würde ohne Erfolg geblieben seyn, hätte sich nicht Probus, der Eroberer Ägyptens, für den Senat erklärt. Als es nun zwischen beiden Nebenbuhlern zur Entscheidung kommen sollte, fühlten sich die Soldaten mehr von dem General, als von dem Senator angezogen. Ohne Reue opferten sie einen Fürsten auf, den sie verachteten; und so fremd waren diesem Zeitalter alle Be-

*) Zosimus und Zonaras sagen es ausdrücklich.

griffe von Erblichkeit, daß man es nicht einmal der Mühe werth hielt, das Geschlecht des Tacitus und Florianus zu verfolgen. Es sank, nach einem Augenblick von Größe, in den Privatstand zurück, begleitet von der Prophezeiung, daß, nach einem Jahrtausend, ein Fürst vom Stamme des Tacitus den Senat beschützen, Rom wieder herstellen, und die ganze Welt erobern werde.

Probus, mit dem Purpur bekleidet, erhielt die Zustimmung des Senats um so leichter, je weniger er es an den Schmeicheleien fehlen ließ, welche diese, nur den Freuden des Theaters, der warmen Bäder von Bajä, und der üppigsten Gastmähler lebende Classe bestechen konnten. Er hatte sich nach dem Aurelian gebildet, dessen Landsmann er war; und ob er gleich nicht die Härte seines Vorgängers hatte, so fehlte es ihm doch nicht an Verachtung gegen Senatoren, welche Macht üben wollten, ohne Gefahren zu theilen. Ausgestattet mit den Benennungen von Cäsar und Augustus, mit dem Titel eines Vaters des Vaterlandes, mit dem Vorrechte, drei Vorschläge an Einem Tage im Senate zu machen, mit der Würde eines Pontifex Maximus, mit der tribunizischen Gewalt und dem Proconsular-Befehl, überließ er die bürgerliche Verwaltung dem Senat, und richtete seine ganze Sorge auf die Befreiung des Reiches von den Barbaren, die es aufs Neue angefallen hatten.

Nachdem er die Isaurier in ihren Gebirgen bekämpft, und in Ägypten die rebellischen Städte Ptolemais und Koptos bestraft hatte, wendete er sich nach

Gallien,

Gallien, aus dessen Provinzen er nach einander die Franken, die Burgunder und Lygier (ein Volk aus der Gegend von Vorpolen und Schlesien) verjagte. Überzeugt, daß die Völker germanischen Ursprungs mit Erfolg nur in ihrem eigenen Lande zu besiegen wären, trug er seine Waffen nach Deutschland; und indem er bis zu den Ufern der Elbe vorrückte, verbreitete er so viel Schrecken, daß neun deutsche Fürsten in seinem Lager erschienen, sich ihm zu Füßen warfen, und alle Bedingungen eingingen, welche er ihnen vorzuschreiben für gut befand; sogar Tribute von Pferden, Getreide und Rindvieh, diesem einzigen Reichthum der Barbaren.

Er war es, der den Gedanken faßte, die Gränzen des römischen Reiches nach Deutschland zu durch eine steinerne Mauer von beträchtlicher Höhe zu sichern, welche sich von Neustadt und Regensburg an der Donau bis nach Wimpfen am Neckar erstreckte: ein Werk, an welchem nichts so sehr zu bewundern ist, als die Kürze der Zeit, in welcher es zu Stande gebracht wurde. Außerdem glaubte er das Reich durch die Niederlassungen zu beschützen, welche er den Barbaren in demselben gestattete: Niederlassungen, durch welche hunderttausend Bastarner ihre Wohnsitze in Thracien, und eine große Zahl von Franken und Gepiden die ihrigen an den Ufern der Donau fanden. Sogar nach dem pontischen Königreiche wurden Franken versetzt, um dasselbe gegen die Überfälle der Alanen zu beschützen; doch diese Franken, voll Freiheitssinn, sehnten sich nach ihrem Vaterlande zurück, und,

um den Weg von dem Phasis nach dem Rhein zu finden, schifften sie sich ein, durchschwammen den Bosporus und Hellespont, landeten an den Küsten Asiens und Griechenlands, plünderten Syrakus, steuerten bis zu den Säulen des Herkules, umschifften Spanien und Gallien, und kamen durch den brittischen Kanal glücklich an den friesischen und batavischen Ufern an, wo man sie freudig bewillkommte.

Welche Maaßregeln ein Mann von Kopf auch nehmen mochte: vollkommene Ruhe ließ sich im Römerreiche nicht mehr erhalten. Im Osten steckte Saturninus, von den Soldaten und den Bürgern Alexandriens gezwungen, die Fahne der Empörung auf; in Gallien thaten Bonoses und Proculus dasselbe, wenn gleich aus schlechteren Beweggründen. Probus besiegte seine Feinde im Osten, wie im Westen, und triumphirte, nach dem Beispiel des Aurelian, im Jahre 281. Dennoch war seine letzte Stunde näher, als er selbst glauben mochte.

Er wurde das Opfer der Mannszucht, welche er übte. Um die Kräfte seiner Soldaten nicht rosten zu lassen, beschäftigte er sie mit nützlichen Verrichtungen; nämlich mit Anpflanzungen von Weinbergen, Anlegungen von Landstraßen, und Austrocknung von Morästen. Auf diese Weise wurde durch ihn der Weinstock nach Gallien und Pannonien verpflanzt, zum größten Ärger der Italier, welche ein Wein-Monopol üben wollten. Seine Armee war in der Nähe von Sirmium mit der Austrocknung eines Morastes beschäftigt, als die beschwerliche Arbeit sie zur Empörung

fortriß; und da Probus sich ganz in der Nähe befand, so erstieg man den Thurm, auf welchem der Imperator dem Fortgange der Arbeit zusah, und tausend Degenspitzen durchbohrten die Brust eines Helden, der nur für das allgemeine Beste athmete, und keinen anderen Lieblingsgedanken hatte, als den, die stehende Armee, deren Schlechtheit er verabscheute, durch Krieger zu ersetzen, welche das Vaterland nicht um des Soldes willen vertheidigten. Die Soldaten bereueten ihre Unthat, sobald sie vollbracht war; aber die Reue kam zu spät, und das römische Reich hatte einen seiner größten Regenten verloren.

Carus, der Präfect der Leibwache, wurde an die Stelle des Erschlagenen gesetzt; und, uneingedenk der Verfassung, welche Tacitus dem römischen Reiche gegeben hatte, übte das Heer die Wahl. Der neue Imperator war ein Mann von sechzig Jahren, als er an die Spitze des römischen Staates trat. Er war stolz auf den Titel eines römischen Bürgers; und das ist vielleicht der beste Beweis, daß er nicht als ein solcher geboren war, wiewohl es niemals möglich gewesen ist, über seine Abstammung ins Reine zu kommen, welche bald eine gallische, bald eine illyrische, bald eine afrikanische genannt worden ist. In kalten Ausdrücken meldete er dem Senate seine Erhebung; dann bestrafte er die Mörder des Probus, und als ein Mann, der im Feldlager ergrauet war und die Gemächlichkeit des Bürgerlebens haßte, traf er, auf-

gemuntert von seinen Soldaten, sogleich Anstalten zu einem Feldzug nach Persien.

Von seinen beiden Söhnen Carinus und Numerianus, die er zu Reichsgehülfen annahm, übertrug er Jenem den Westen, mit dem Befehl, seinen Aufenthalt in Rom zu nehmen; Diesen nahm er mit sich, um ihn zum Feldherrn zu erziehen. Nachdem nun Illyricums Sicherheit durch einen blutigen Sieg über sarmatische Völker befestigt war, ging Carus an der Spitze seines Heeres mitten im Winter durch Thracien und Klein-Asien, und langte nach und nach an der Gränze des persischen Reiches an, dessen Reichthümer er seinen Soldaten von der Spitze eines Berges zeigte. Vergeblich knüpfte Varanes oder Bahram, der Nachfolger des Artaxerxes, Unterhandlungen mit ihm an, welche auf Frieden lauteten: der römische Imperator verlangte Anerkennung der römischen Oberherrlichkeit, welche nicht versagt werden dürfe, wenn der persische Boden nicht eben so kahl werden sollte, wie sein eigener Schedel. Die Drohung blieb nicht ohne Erfolg. Was die Perser am Widerstand verhinderte, wofern es nicht ein Krieg an den indischen Gränzen war, ist ungewiß: genug, Carus verwüstete, trotz dem größten Barbaren, Mesopotamien, schlug die kleinen Heere, die sich ihm entgegenstellten, bemächtigte sich der beiden Städte Ktesiphon und Seleucia, und trug seine siegreichen Waffen bis jenseit des Tigris. Schon hegte man zu Rom die größten Erwartungen, als Carus den 25sten Dec. 283 auf eine auffallende Weise endigte. Er lag krank im Bette, als ein schreckliches

Ungewitter über dem Lager losbrach. So groß war, nach der Aussage seines Geheimschreibers, die Dunkelheit, daß man nichts von einander unterscheiden konnte. Ein heftiger Schlag erfolgte, und unmittelbar darauf entstand das Geschrei, der Imperator sey getödtet. Niedergebrannt war sein Zelt, und ausgemittelt wurde, daß seine Kämmerlinge, außer sich vor Kummer, es in Brand gesteckt hätten. Dennoch dauerte im Heere der Wahn fort, daß Carus vom Blitze erschlagen sey, und hierin fand dasselbe Heer eine göttliche Anzeige, daß es nicht vorrücken sollte.

Numerianus folgte seinem Vater in dem Oberbefehl über die Armee; doch blieb ihm nichts anderes übrig, als dieselbe nach Europa zurückzuführen. Acht Monate dauerte der Rückzug von dem Ufer des Tigris bis zu dem thracischen Bosporus. In Chalcedon machte die Armee Halt, während der Hof nach Heraklea auf der europäischen Seite der Propontis überging. Numerian's Gesundheit hatte durch den Aufenthalt in Persien gelitten, und das Verhältniß, worin er zu dem Befehlshaber der Leibwache stand, war um so gefährlicher, da er keine Eigenschaften besaß, welche die Achtung eines Soldaten fesseln konnten. Plötzlich verbreitete sich in dem Heere das Gerücht, Numerianus sey todt. Die Ungeduld der Soldaten vertrug sich nicht mit einer langen Ungewißheit. Der Verdacht seines Mordes fiel um so mehr auf den Befehlshaber der Leibwache, je mehr Mühe dieser sich gab, die Wahl eines neuen Imperators auf sich hin zu leiten. Was so vielen Seinesgleichen gelungen

war, das sollte ihm mißlingen. Anstatt ihm zu huldigen, schlugen die Soldaten ihn in Banden; und nachdem sie den Diocletian zu ihrem Oberfeldherrn ernannt hatten, gaben sie diesem den Auftrag, über den Mörder zu richten. Diocletian veranstaltete eine feierliche Versammlung, sprach einige Worte über seine eigene Unschuld, nannte dann den Aper — dies war der Name des Präfecten der Leibwache — den Mörder des Numerian, und stieß darauf sein Schwert in dessen Brust, ohne ihm Zeit zur Rechtfertigung zu lassen.

Inzwischen hatte Carinus seit zwei Jahren seine Rolle halb in dem Geiste des Nero, halb in dem des Domitian gespielt. Verachtet von den Senatoren, hatte er sich an das Volk gewendet, und, um sich an dem Senat zu rächen, auf der Einen Seite die Gunst des großen Haufens durch prächtige Schauspiele zu gewinnen gesucht, auf der andern den Vornehmen alle nur ersinnliche Kränkungen zugefügt. Aus der niedrigsten Classe hatte er seine Minister gewählt, und die Fahrlässigkeit so weit getrieben, selbst die Unterzeichnung seines Namens einem Geheimschreiber zu überlassen, der die Züge nachzumachen verstand. Zugleich hatte er sich in allen Lüsten gewälzt, in dem Zeitraume von wenigen Monaten neun Weiber genommen und wieder verstoßen, und auf diese Weise Schande über die edelsten Häuser gebracht. So viel Unsinn machte es dem Diocletian, nach der Ermordung des letzten Imperators, nur allzu leicht, die Oberherrschaft zu gewinnen.

Vierzehntes Kapitel.

C. Valerius Diocletianus.

(Von 284 bis 305.)

Die Bemerkung eines Alten, „daß ein tüchtiger Mann im Kampf mit einem widrigen Geschick ein der Götter würdiges Schauspiel sey," drängt sich, Ein Mal über das andere, Demjenigen auf, der die Erscheinungen der Römerwelt nicht bloß mit dem Auge des Verstandes, sondern auch mit einem gefühlvollen Herzen auffaßt: denn Männer, wie die Imperatoren Aurelian, Tacitus, Probus und Carus, untergehen zu sehen, ist für Menschen selbst dann noch schmerzhaft, wenn man vollkommen begriffen hat, was ihren Untergang unvermeidlich machte. Dafür aber ist auch nichts erfreulicher, als auf einen Charakter zu stoßen, der, von dem Schicksal auf den Gipfel irdischer Hoheit geführt, den Vorsatz faßt, sein Geschick zu beherrschen; seine Rettungsmittel nicht bloß in seinem Muthe, sondern auch in seinem Verstande zu suchen; die Beziehung, in welcher er zu einem großen, ungeschlachten Reiche steht, aufs Schärfste aufzufassen; und seine Stellung so zu nehmen,

daß Das, was seine Vorgänger zu Boden geworfen hat, ihn durchaus nicht erreichen kann.

Ein solcher Charakter war Diocletianus *): einer der größten Menschen, welche die Erde je getragen hat.

Kennte man alles, was zur Ausbildung dieses Mannes beigetragen hat, so würde man den Stoff zu einer höchst anziehenden Lebensbeschreibung haben. Zwar fehlt es dazu nicht ganz an Materialien; allein sie liegen da, wie die Trümmer eines Riesenbildes, das sich nicht vollständig wieder herstellen läßt, weil es an dem einen oder dem anderen Gliede fehlt. Beinahe gänzliche Dunkelheit ruhet auf der ersten Ausbildung dieses ausgezeichneten Imperators, welcher, eben deswegen, wie die Pallas aus Jupiters Kopfe, in die Geschichte des römischen Reiches eintritt: ein vollendeter Mann, der vollkommen weiß, was er will und kann, alle seine Mittel in Bereitschaft hat, und mit einer Feinheit zu Werke geht, worin er den Octavius übertrifft, ohne daß sich begreifen läßt, wie sein Zeitalter dazu mitgewirkt habe. Er, der Sohn eines Dalmatiers, der in dem Hause des Senators Anulinus Sklavendienste verrichtete; Er, an dessen Bildung nie etwas gewendet ist; Er, der sich, wie so viele seines Standes, in die militärische Laufbahn geworfen hat, weil sie allein zu Auszeichnung führte; Er, der so glücklich gewesen ist, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen, und von ihnen in einem Alter, wo

*) Seines Vaters Name war Doctes oder Diocles, dem er die römische Endung Diocletian gab.

Andere aus Mangel an Verdienst unbemerkt bleiben, zur Statthalterschaft von Mösien, zu den Ehren des Consulats und zu dem wichtigen Oberbefehl über die Wachen des Pallastes befördert zu werden: — Er muß allerdings Eigenschaften besessen haben, welche die Natur nur ihren Lieblingen gewährt: Eigenschaften, welche selbst die Achtung Derer gebieten, die, weil sie nur mit sich beschäftigt sind, über alle Achtung hinaus seyn möchten. Wäre er nichts weiter gewesen, als ein Aurelian, ein Probus, ein Carus, so würde er die Imperator-Bahn beschrieben haben, wie Diese: allein da er mit der Entschlossenheit eines Soldaten die Umsicht eines Staatsmanns verband, so fand er nichts Reizendes in dem Sbirren-Geschäft, das seine Vorgänger geübt hatten; und nur darauf bedacht, wie er die Ruhe des Reiches im Äußern, wie im Innern, sichern möchte, schuf er sich seine Werkzeuge gerade so, wie er sie für seinen Zweck bedurfte.

Das Bewundernswürdigste an Diocletianus war die Wahl seines Collegen. Sie hing ganz von ihm ab. Indem er es nun in seiner Gewalt hatte, unter den Führern des römischen Heeres Jeden zu wählen, der ihm der Brauchbarste schien, traf seine Wahl nicht Den, der die meiste Ähnlichkeit mit ihm hatte, sondern gerade Den, der als sein Gegensatz betrachtet werden konnte. Dies war Maximian, ein roher Krieger, der sich von einem illyrischen Bauer durch seine persönliche Tapferkeit zu den ersten Militär-Ämtern empor geschwungen hatte, den Krieg als

Handwerk trieb, vor keinen Folgen erschrak, und jedem Mitleid unzugänglich war. Ein solcher Mann mochte unter denen Umständen, worin das Römerreich sich befand, sogar nothwendig seyn: aber seinen größten Werth erhielt er immer durch das Verhältniß, worein er zu dem Diocletian trat, dessen Ergänzung er war. Dies wurde selbst von den Zeitgenossen so lebhaft empfunden, daß die Benennungen von Jovius und Herkulius, womit sie die beiden Imperatoren beehrten, ihren Ursprung nur der Anschauung verdanken konnten, die man von dem Ergänzenden in den Charakteren Beider hatte. *) Daß dabei jeder Vortheil auf Seiten des Diocletianus war, versteht sich wohl von selbst; denn, wenn die gebildete Geisteskraft sich auch eben so von der rohen Gemüthskraft angezogen fühlt, wie diese von jener: so liegt es doch in der Natur des Menschen, daß jene das leitende Princip bleibt, indem dies ihre ursprüngliche Bestimmung ist.

Diocletian scheint sogar nach einer Theorie zu Werke gegangen zu seyn, welche seinen übrigen Mitbürgern vollkommen fremd war. Als ihm nämlich das Bedürfniß des Reichs die Anstellung von zwei Cäsarn zu erfordern schien, und er mit seinem

*) Kirchenschriftsteller haben dem Diocletianus zwar sehr häufig den persönlichen Muth abgesprochen; aber auf eine solche Beschuldigung einzugehen bei einem Manne, der seine Erhebung dem Soldaten-Handwerk verdankte, fällt schwer. Unstreitig besaß er nicht die wilde Tapferkeit des Maximian. Dafür aber hatte er desto mehr Geistesmuth.

Collegen über die Idee selbst einig geworden war, traf er seine Maaßregeln so, daß der rohere Galerius, der seines Ursprungs ein Viehhirt war, ihm selbst, der gebildetere Constantius Chlorus hingegen, welcher aus einer angesehenen Familie abstammte, dem Maximian untergeordnet wurde. Man sieht hieraus, wie sehr es ihm darauf ankam, die wilde Gemüthskraft seines Collegen in die engsten Schranken einzuschließen, welche zu ersinnen waren. Seltsam mochte diese Organisation seyn; aber sie war zugleich nothwendig, und die einzig mögliche in einem Reiche, das vermöge seiner weiten Ausdehnung sich durchaus nicht mit guten organischen Gesetzen vertrug. Eine Theilung desselben aber folgte daraus eben so wenig, als eine Ablagerung der Suveränetät. Diese war und blieb in dem Diocletian centralisirt; und so sehr war Er der lebendige Geist der ganzen Regierung, daß ohne seinen Befehl nichts unternommen werden durfte. Das Reich war wesentlich in das östliche und das westliche getheilt. Dort waltete Diocletian von Nikomedien aus, welches als der Mittelpunkt von Thracien, Ägypten und den reichen Provinzen Asiens betrachtet wurde. Hier führte Maximian das Regiment von Mailand aus in dem Umkreise von Italien und Afrika. Die Vertheidigung Galliens, Spaniens und Britanniens war dem Constantius Chlorus, die der illyrischen Provinzen dem Galerius anvertraut. Welche strenge Unterordnung Diocletian forderte, darüber werden sich weiter unten die Belege finden lassen.

Voll von der Überzeugung, daß ein unumschränkter Staatschef, der für sein Geschäft die nothwendige Sicherheit finden will, gegen beschützende Formen nicht gleichgültig seyn dürfe, war Er es, der zuerst das Ceremoniel der asiatischen Höfe in Europa einführte. Alle seine Vorgänger hatten sich als Imperatoren mit dem Purpurmantel begnügt, der sie hinlänglich von den Senatoren unterschied, als welche sich auf einen Streifen von Purpur beschränkten, womit ihr Kleid besetzt war. Er hingegen wagte es, das Diadem der persischen Könige aufzusetzen: ein breites Band mit Perlen besetzt, welches das Haupt des Monarchen umgab. Außerdem kleidete er sich in Seide und Gold; und nicht ohne Unwillen bemerkte man, daß selbst seine Schuhe mit den kostbarsten Edelsteinen geziert waren. Ein Staatschef, der durch einen solchen Anzug zu gebieten gedachte, konnte nicht so zugänglich seyn, wie seine Vorgänger es gewesen waren. Mit sogenannten Schulen von Hausbeamten waren die Zugänge zu dem Pallaste bewacht, und das Innere desselben der ängstlichen Wachsamkeit Verschnittener anvertraut. Schwer war es, Zutritt zu gewinnen; wer aber hinzugelassen wurde, mußte, nach der Sitte des Osten, die Göttlichkeit seines Herrn und Meisters fußfällig anbeten. Nicht daß eine kindische Eitelkeit den Diocletian zu dieser Einrichtung vermocht hätte; er war davon frei. Aber er konnte aus tausend Erfahrungen wissen, daß, wer als unumschränkter Suverän mit einiger Sicherheit dastehen will, sich den Blicken der großen Menge entziehen und der Einbildungskraft derselben durch ungewöhnlichen

Glanz gebieten muß. Der Despotismus hatte sich auf diese Weise mit den Formen vermählt, die ihn allein beschützen konnten; aber man darf auch nicht vergessen, daß er aus sich selbst nicht länger ein Geheimniß machen konnte. Unstreitig hatte Octavius durch seine Bescheidenheit und Herablassung dieselbe Sicherheit gefunden; allein, indem sein Betragen zuletzt nur von Heuchelei und Verstellung ausging, war Diocletian nur um so mehr entschuldigt, wenn er die unbegränzte Macht römischer Imperatoren öffentlich zur Schau trug; denn die Zeiten republikanischer Sitte waren dahin bis auf die schwächste Erinnerung. Wie Diocletian selbst, so mußten auch seine Gehülfen, Maximian sowohl, als die beiden Cäsarn Galerius und Constantius Chlorus, förmlich Hof halten. Daß dadurch die Last der öffentlichen Auflagen nicht wenig vermehrt wurde, ist leicht zu begreifen. Inzwischen erscheinen die Klagen, welche hierüber geführt wurden, sehr übertrieben.

So verhielt es sich mit den Veränderungen, welche Diocletian in das Wesen der römischen Regierung brachte. Im Ganzen blieb ihr Charakter, was er immer gewesen war. Nicht sowohl die Ausbildung des inneren Reiches, als die Beschützung desselben wider die Angriffe der Ausländer, war der Gegenstand ihrer Sorge und ihrer Anstrengungen. Wie es scheint, leitete Diocletian mehr, als daß er selbst unmittelbaren Antheil an den Begebenheiten genommen hätte. Maximian war am anhaltendsten in Afrika beschäftigt, wo er maurische Nationen bekriegte, die, nach dem Beispiel der Germanen, die römischen Provinzen im äußersten

Westen angefallen hatten. Vorher hatte er in Gallien die Bagauden*) zur Ruhe gebracht: ein Heer von leibeigenen Bauern, welche sich gegen ihre tyrannischen Herren empört hatten. Seine Mittel waren überall dieselben: unerbittliche Strenge und furchtbare Todesstrafen. Je mehr Diocletian ihn von dieser Seite kannte, desto mehr eilte er, den sanften Constantius Chlorus an seine Stelle zu bringen, und diesem gelang es, Britannien, welches durch Maximians Schuld für das Römerreich verloren war, wieder zu erobern. Die Umstände, unter welchen dies geschah, waren von so außerordentlicher Art, daß es die Mühe belohnt, sie ins Gedächtniß zurückzurufen, geschähe es auch nur, um zu zeigen, wie am Schlusse des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung Britannien von einem außerordentlichen Manne aufgefaßt und benutzt wurde.

Durch die Entschlossenheit des Probus in ihre alten Wohnsitze zurückgeschleudert, hatten sich die Franken in die Seeräuberei geworfen. Auf leichten Fahrzeugen beunruhigten sie, von der nordwestlichen Küste Deutschlands aus, die ihnen zunächst gelegenen Bestandtheile des Römerreichs; am meisten Gallien. Ihren Zerstörungen Einhalt zu thun, schien es nöthig, eine Flotte zu bauen. Sie wurde in dem Hafen von

*) Dies Wort, in der Bedeutung von Rebellen, war in Frankreich bis zum 15ten Jahrhundert gäng und gebe. Man hat es abgeleitet von Bagad, einem Keltischen Worte, das so viel bedeutet, als tumultuirende Versammlung.

Gessoriacum, dem gegenwärtigen Boulogne, versammelt, und Maximian übertrug den Oberbefehl über dieselbe einem see-erfahrenen Batavier, welchen die römischen Geschichtschreiber Karausius nennen. *) Karausius erfüllte seine Bestimmung; doch nur zu seinem Vortheil, indem er die räuberischen Franken ungestört durch den Canal gehen ließ, und sie nur dann angriff, wenn sie mit Beute beladen zurückkehrten. Anstößig, gefährlich sogar durch seinen Reichthum, sollte er zur Verantwortung gezogen werden, als er den raschen Entschluß faßte, mit seinen Schätzen nach Britannien überzugehen. Durch Aufopferung eines Theils seiner Reichthümer wurde es ihm leicht, die auf dieser Insel befindlichen Legionen und Hülfstruppen für sich zu gewinnen; und von ihnen zum Imperator ausgerufen, nahm er mit dem Purpur den Titel eines Augustus an, und bildete auf diese Weise den Nebenbuhler und Gegner von Diocletian und Maximian. Geschützt durch Britanniens Lage, trat er, als Seeräuber, an die Stelle der Franken mit um so größerer Sicherheit, da er im Besitz von Gessoriacum geblieben war. Seine Flotten verbreiteten in kurzer Zeit den Schrecken seines Namens bis jenseits der Säulen des Herkules; und von den Franken unter-

*) Da Karausius unstreitig zu den Völkern deutschen Stammes gehörte, bei welchen alle Namen Charakterbezeichnungen waren: so ist nicht unwahrscheinlich, daß sein wahrer Name Garaus oder Kehraus war. Daraus ist wahrscheinlich Krause entstanden.

stützt, deren Feind er zu seyn aufgehört hatte, würde es ihm um so leichter, im Inneren seines Reiches solche Anstalten zu treffen, daß er die Aussicht auf eine lange und glückliche Regierung gewann.

Dies dauerte bereits ins siebente Jahr, als Constantius Chlorus den Auftrag erhielt, Britannien wieder zu erobern. Mit nicht geringem Aufwande von Kräften wurde der Widerstand überwunden, welchen Gessoriacum leistete. Von jetzt an im Besitz eines Hafens und einer Flotte, traf Constantius Chlorus Anstalten zu einer Landung. Doch ehe er damit zu Stande kommen konnte, wurde Karausius von seinem ersten Minister Alectus ermordet, der sogleich an seine Stelle trat. Durch dies Ereigniß war der Kampf seinem Ziele näher geführt. Alectus besaß nicht die Charakterstärke seines Vorgängers. Zwar stellte er der gallischen Flotte eine andere entgegen, welche ihre Station bei der Insel Wight erhielt; allein, indem die Gallier einen starken Nebel benutzten, segelten sie von der Mündung der Seine neben der brittischen Flotte vorbei, und landeten glücklich an Britanniens Westküste, wo ihr Anführer Asklepiodatus sogleich seine Schiffe verbrennen ließ. Alectus, welcher in der Nähe von London den Angriff des Constantius erwartete, sah sich zu einem Marsch nach der Westküste genöthigt. Er trat denselben zahlreich genug an, um die Gelandeten ins Meer stürzen zu können; doch, indem er ihn übereilte, verlor er den besten Theil seiner Kräfte. Asklepiodatus trug kein Bedenken, ihm eine Schlacht zu liefern; und diese ward entscheidend

durch

durch den Tod des Alectus. Schon war Jener auf dem Marsch nach London, als Constantius an der Küste von Kent landete und auf lauter gehorsame Unterthanen stieß, welche sich glücklich schätzten, mit dem Reiche aufs Neue vereinigt zu werden. So wurde Britannien wieder gewonnen; und so zeigte sich, daß dessen Insular-Lage, wie vortheilhaft sie auch seyn möge, nur in Verbindung mit anderen Umständen eine beschützende Kraft ausübt.

Fortdauernd mit der Vertheidigung des Reiches beschäftigt, unterließ Diocletian nichts von Dem, was einen so großen Zweck befördern konnte. Im Osten wurde von Ägypten bis nach der Gränze des persischen Reiches eine zusammenhangende Kette von Lagern errichtet, welche leicht zu vereinigen waren, und die Städte Antiochien, Emesa und Damascus bildeten für diese Truppen die Waffenplätze. Von der Mündung des Rheins bis zu den Ausflüssen der Donau wurden die alten Lager und Festungswerke von Neuem errichtet. Hiermit nicht zufrieden, bot Diocletian alle Künste der Politik auf, Barbaren, welche nicht durch die Waffen besiegt werden konnten, unter sich zu entzweien; und dies gelang so gut, daß Gothen, Vandalen, Burgundier, Gepiden und Alemannen sich unter einander zerstörten. Wurden die Gränzen des Reiches dennoch angefallen, so sparte Diocletian sein Ansehn für die Gelegenheiten auf, wo es Entscheidung brachte. Auf den Schultern der beiden Cäsarn lag die Hauptlast. Galerius, welcher höchst wachsam war, vertheidigte die Ufer der Donau ohne große Mühe.

Schwerere Kämpfe hatte dagegen Constantius mit den Alemannen und den Franken zu bestehen, welche mehr als Einmal die Gränze überschritten. So verflossen die ersten zehn Jahre von Diocletians Regierung.

Nichts lag dem Imperator mehr am Herzen, als Rache an den Persern zu nehmen, deren Betragen gegen den Valerian noch immer im Angedenken war. Um den Erfolg eines so gefährlichen Feldzugs zu sichern, gab er schon im dritten Jahre seiner Regierung Armenien an den jungen Tiridates, den Sohn des ermordeten Chosroes, zurück. Zwar befanden sich die Perser noch im Besitze von Armenien; aber die Umstände hatten sich seit der ersten Wiedereroberung wesentlich verändert. Auf der einen Seite stritten Sapors Nachkommen um den Thron, so, daß Persien in einem Bürgerkriege befangen war; auf der andern hatten Sapors Statthalter in Armenien die Bewohner dieses Landes durch Auflagen und Frohnen erschöpft. Kaum hatte sich also Tiridates an den Gränzen des väterlichen Reiches gezeigt, als ihm Alles zufiel. Doch der Krieg zwischen Sapors Söhnen hatte nur allzu bald seine Endschaft erreicht; und indem Narses, zu dessen Vortheil der Streit ausgefallen war, die ganze Kraft seines Königreiches gegen Armenien richtete, ward Tiridates aufs Neue vertrieben.

So standen die Sachen, als Diocletian, um die in Ägypten ausgebrochenen Unruhen beizulegen, gegen Alexandrien marschirte, wo ein gewisser Achilleus die Fahne der Empörung aufgepflanzt hatte. Die Eroberung dieser Stadt kostete nicht weniger, als acht Mo-

nate; und als sie endlich erfolgt war, starben mehrere Tausend Einwohner unter dem Schwerte der Sieger. Ein noch schrecklicheres Schicksal hatten die Städte Busiris und Koptos, die, weil sie an der Empörung Alexandriens Theil genommen hatten, dem Erdboden gleich gemacht wurden. Auf keine andere Weise glaubte Diocletian, wie menschlich er auch sonst zu fühlen pflegte, gegen ein Volk verfahren zu dürfen, das, unempfindlich gegen Güte, nur für die Furcht empfänglich war.

Gleich nach Beendigung des ägyptischen Krieges, wurde der Feldzug gegen die Perser eröffnet, indem weder Klugheit, noch Ehre, dem römischen Imperator gestattete, die Sache des armenischen Königs aufzugeben. Den Oberbefehl vertraute Diocletian seinem Schwiegersohn Galerius, der von den Ufern der Donau nach denen des Euphrat versetzt wurde. Vereinigt mit Tiridates, drang Galerius in Persien ein. In den Ebenen Mesopotamiens wurde mit wechselndem Erfolge gestritten, bis in der dritten Schlacht der römische Feldherr auf eben dem Boden, wo Crassus gefallen war, die vollständigste Niederlage erlitt: eine Niederlage, die ihm keine andere Wahl ließ, als mit Lebensgefahr über den Euphrat nach Antiochien zurückzugehen, wo Diocletian, umgeben von einem zahlreichen Heere, seinen Hof hielt. Wie Diocletian die Nachricht von der Niederlage empfing, läßt sich nicht sagen; aber zuverlässig ist, daß er, sobald der Feldzug von ihm selbst angetreten werden mußte, kein Bedenken trug, seinen eigenen Schwiegersohn zu

beschimpfen. Eine längere Strecke Weges mußte dieser, von Antiochien aus, den Wagen des Kaisers zu Fuße begleiten. Jetzt erst erfolgte die Aussöhnung vor den Augen des Publikums. Galerius erhielt den Befehl über 25,000 Mann auserlesener Truppen, welche entweder Illyrier, oder in Sold genommene Gothen waren; und während Diocletian an den Gränzen Syriens zurückblieb, drang sein Schwiegersohn aufs Neue über den Euphrat vor, wiewohl er dies Mal Armeniens Gebirge den Ebenen Mesopotamiens vorzog. Der Erfolg war so glänzend, daß er alle Erwartungen übertraf; denn, zur Nachtzeit überfallen, litten die sorglosen Perser eine der furchtbarsten Niederlagen, die, nachdem ihr ganzes Lager mit den Weibern des Königs in die Hände des Siegers gefallen war, nichts anderes übrig ließ, als eine Friedensunterhandlung. Bald erschien ein persischer Gesandter in dem Lager des Galerius, der ihn mit harten Worten an den Diocletian verwies. Ein gewisser Sicorius Probus erhielt den Auftrag, mit dem Könige von Persien abzuschließen; und nach kurzen Zögerungen bewilligten die Perser: 1) den Aboras oder Araxes (einen Fluß, der sich unter den Mauern von Singara hin bei Circesium in den Euphrat ergießt) als Gränze zwischen den beiden Reichen, so daß Mesopotamien eine römische Provinz ward; 2) die Abtretung von fünf Provinzen jenseits des Tigris an die Römer; 3) Armenien für den Tiridates; 4) die Abtretung Iberia's, eines zwar unfruchtbaren, aber wegen der engen Pässe des Berges Caucasus für die Vertheidigung des Reichs

gegen die Sarmaten vortrefflich gelegenen Landes, an die Römer. Dies war der Inhalt des Friedensvertrags, in welchem die Perser die Überlegenheit der Römer anerkannten, und welchen sie bis zum Tode des Tiridates hielten.

Nach dem Abschluß dieses Friedens glaubte Diocletian auf einen anhaltenden Ruhestand rechnen zu können. Vergnügt kehrte er nach Nikomedien, seinem Lieblingsaufenthalt, zurück. Der längeren Anstrengung überdrüssig, hatte er zwar schon jetzt den Gedanken an eine feierliche Entsagung gefaßt, und Anstalten zur Errichtung eines glänzenden Landsitzes in seinem Geburtslande getroffen; da aber der Bau seiner Villa noch wenig vorgerückt war, so verflossen noch mehrere Jahre bis zur Ausführung seines Vorhabens. Er selbst mochte es merkwürdig finden, daß er, während einer achtzehnjährigen Regierung, die Hauptstadt seines Reiches nie gesehen hatte *); und so kam ihm der Gedanke, nach dem Beispiele Aurelians und anderer Imperatoren, einen Triumphzug in Rom zu halten, an welchem sein College Maximian Theil nehmen sollte. Wirklich erfolgte derselbe im Jahre 303: nicht so merkwürdig durch Pracht und Glanz, als durch den Umstand, daß er der letzte war, der zu Rom gehalten wurde, theils weil die Imperatoren nicht länger siegten, theils weil Rom selbst aufhörte, die Hauptstadt des Reiches zu seyn.

---

*) Es ist sogar zweifelhaft, ob Diocletian Rom jemals vor seinem Triumphzuge gesehen habe.

Zwei Monate verweilte Diocletian in Rom. Er, der in der Römerwelt gleich einem Zauberer dastand, konnte sich nicht wohl befinden in einer Stadt, wo ein frecher Pöbel ihm eben so anstößig war, als ein stolzer, von den Verdiensten der Vorfahren berauschter, Adel; an den Sklavensinn des Orients gewöhnt, fühlte er sich versetzt in eine Welt, die nur seine Galle reizte. Unstreitig schätzte er sich glücklich, seine Maaßregeln von je her so genommen zu haben, daß er die Achtung des römischen Pöbels eben so gut entbehren konnte, als die Liebe des römischen Senats. Verabredet wurde, daß er an einem bestimmten Tage, bekleidet mit den Auszeichnungen der Consul-Würde, in dem Senat erscheinen sollte; doch schon dreizehn Tage vorher verließ er die Hauptstadt des Reiches, um nach Nikomedien zurückzukehren, sehr richtig fühlend, daß es zwischen ihm und dem römischen Senat kein Verhältniß gab, das einen Werth gehabt hätte. Durch ihn war es dahin gekommen, daß das Wort Imperator in einem ganz andern Sinne genommen werden mußte, als bisher. Es bezeichnete nämlich nicht länger den Oberfeldherrn, der, welche Macht er auch ausüben mochte, niemals aufhörte, ein römischer Bürger zu seyn; es bezeichnete vielmehr den Suverän, und der Nebenbegriff eines Herrn (ein Nebenbegriff, welchen die ersten Imperatoren aufs Sorgfältigste entfernt hatten) klebte so sehr daran, daß er sich nicht davon trennen ließ. Standhaft hatten alle bisherigen Imperatoren den Königstitel von sich gewiesen, weil er sie als Nachfolger des Romulus oder des Tarquinius

dargestellt haben würde; bei dem allen war der Imperatortitel bis auf Diocletians Zeiten unbestimmt geblieben, und nur die Einführung des am persischen Hofe hergebrachten Ceremoniels hatte eine Auszeichnung bewirken können, die, indem sie den Staatschef zu einer unerreichbaren Höhe erhob, alle seine Mitbürger zu seinen Unterthanen machte, und selbst dem üblichen Beiworte der Göttlichkeit das Lächerliche nahm. Wie hätte nun der Schöpfer dieser neuen Ordnung der Dinge sich durch die Annahme der Consul-Würde nicht zu beschimpfen glauben sollen! Er konnte die Römer eben so wenig verstehen, als von ihnen verstanden werden; und vielleicht war das, was nach Aurelians Ermordung für den Senat geschah, noch in allzu frischem Andenken, als daß es nicht zur Vernichtung des Zaubers hätte hinwirken sollen, den Diocletian zu verbreiten liebte.

Indem Diocletian die illyrischen Provinzen bereisete, wurde er von einer Krankheit befallen, welche seinem Leben ein schnelles Ende zu machen drohete. So abgeschwächt war er, daß er in einer Sänfte nach Nikomedien getragen werden mußte. Selbst nach seiner Ankunft an diesem gesunden Orte dauerte die Krankheit fort. Den ganzen nächsten Winter war er unzugänglich und unsichtbar; und als sich während dieser Zeit die Nachricht von seinem Tode verbreitete, war die Bestürzung darüber so groß, daß am meisten aus ihr hervorging, welchen Werth man auf seine Persönlichkeit legte, sobald von der Erhaltung der öffentlichen Ruhe die Rede war. Zwar wurde er von seiner

Krankheit befreiet; als er sich aber am 1sten März des Jahres 305 den Blicken des Volkes zeigte, erschien er so blaß und abgemattet, daß man Mühe hatte, ihn wieder zu erkennen. Länger als ein Jahr zwischen der Sorge für die Wiederherstellung seiner Gesundheit, und der für die Erhaltung seiner Würde getheilt, hielt er den Augenblick für gekommen, wo er diesen beschwerlichen Kampf beendigen müsse. Das römische Reich ließ sich nicht von dem Siechbette aus regieren. Dazu kam unstreitig jener Überdruß, welcher eine Folge allzu großer Zurückgezogenheit und Vereinzelung ist: ein Überdruß, der sich am leichtesten bei solchen Monarchen einstellt, die, wie Diocletian, um volle Sicherheit zu finden, auf die Liebe verzichten und sich mit langweiliger Bewunderung begnügen müssen. Fest stand also sein Vorsatz, die längst beabsichtigte Entsagung nicht länger zu verschieben, den Überrest seiner Tage in einer ehrenvollen Ruhe zu verleben, und seinen jüngeren Gehülfen die Bühne der Welt zu überlassen.

Eine halbe deutsche Meile von Nikomedien, in einer geräumigen Ebene, geschah die Abdankung auf einem hohen Throne, von welchem aus Diocletian, in einer Rede voll Verstand und Würde, dem Volke und dem Heere seinen Entschluß mittheilte. Der Imperator legte vor den Augen der erstaunten Zuschauer den Purpur ab; und während diese noch gafften, fuhr er in einem bedeckten Wagen durch Nikomedien nach der dalmatischen Küste, wo sein Landsitz fertig geworden war. Er hatte ein Alter von

neun und funfzig Jahren erreicht, als dies geschah. Die letzten neun Jahre seines Lebens brachte er im Privatstande zu, ohne seinen Entschluß auch nur einen Augenblick zu bereuen. Salona war der Name des Landsitzes, der für ihn errichtet war, und hier lebte er mit einer Einfalt, welche durch die hohe Pracht seines Pallastes und seiner Gärten nur noch auffallender und bewunderungswürdiger wurde. Noch immer sind Überreste von jenem vorhanden, und aus den Trümmern des Pallastes ist zum Theil die gegenwärtige Provinzialstadt Spalatro erbauet.

Schon während des römischen Triumphs hatte Diocletian darauf gedrungen, daß Maximian gleichzeitig mit ihm entsagen sollte; und so unbedingt war die Achtung, welche dieser für seinen Collegen fühlte, daß seine Abdankung zu Mailand an eben dem Tage erfolgte, an welchem Diocletian den Purpur abgelegt hatte. Maximian zog sich nach einer Stadt Lucaniens zurück, wo er sein Schicksal mit aller Ungeduld ertrug, die von seinem heftigen Temperamente unzertrennlich war. Vor dem Altar des kapitolinischen Jupiter hatte Diocletian ihn schwören lassen, daß er gleichzeitig mit ihm ausscheiden wolle; und wie es scheint, waren seine Beweggründe dazu nur allzu triftig. Befreiet von den Fesseln, welche Diocletians überlegener Verstand anlegte, konnte Maximians wilde Gemüthskraft nur zerstören; der feindselige Charakter, welchen sie in sich schloß, war viel zu stark, als daß sie irgend eine anziehende Gewalt hätte ausüben können. Minder gefährlich schien es

dem klugen Imperator, die Verwaltung des Reiches den jüngeren Gehülfen hinzugeben, deren entgegengesetzte Charaktere wenigstens die Möglichkeit einer gegenseitigen Ergänzung in sich schlossen.

Bei dem allen konnte es nicht fehlen, daß das Reich, nach Diocletians Ausscheiden, ein Raub bürgerlicher Unruhen wurde: denn ein Geist, wie der seinige, wird nur selten gebildet; und wenn er glaubte, daß Constantius Chlorus seine Rolle übernehmen werde, so lag sein erster Irrthum darin, daß dieser Constantius, bei aller ihm eigenthümlichen Milde, keinen durchdringenden Geist hatte. Nur allzu bald nahmen die Dinge eine unglückliche Wendung; aber so unerschütterlich beharrte Diocletian auf seinem Entschluß, daß, als Maximian ihn auffordern ließ, die Zügel der Regierung wieder aufzunehmen, seine Antwort war: „könnte ich meinem ehemaligen Collegen den Kohl zeigen, den ich hier zu Salona pflanze, wahrlich er würde mich nicht länger bestimmen wollen, so viel Glück gegen den Genuß der Macht aufzuopfern.“ In den Unterredungen mit seinen Freunden erklärte er sich nicht selten mit ungemeiner Wärme über die Leiden, welche er als Regent ertragen hatte. „Wie oft, sagte er einmal, bringt es der Vortheil von vier bis fünf Ministern mit sich, alles aufzubieten, was den Suverän irre führen kann! In der Vereinzelung, welche seine Würde gebietet, ist er nur allzu sehr von der Wahrheit geschieden; und indem er immer durch fremde Augen sieht und durch fremde Ohren hört, entstehen lauter falsche Bilder in

seiner Seele. Dem Tugendhaftesten, dem Verdienstvollsten unter seinen Unterthanen möchte er die ersten Staatsämter zuwenden; aber wem werden sie in der Regel zu Theil? Der Schwäche und dem Unverdienst, weil hierauf der Vortheil der Hofleute beruhet. Die besten und weisesten Fürsten sind ihrem Einflusse auf eine Weise ausgesetzt, daß sie ihm unterliegen. *)"

Im Privatstande suchte Diocletian ein Glück, das er auf dem Throne nicht gefunden hatte; aber es ist vielleicht unmöglich, vom Schicksal unberührt zu bleiben, wenn man das Recht gehabt hat, auf dasselbe mächtig einzuwirken. Auch Diocletian empfand diese Rückwirkungen in dem Kummer, den ihm die Widerwärtigkeiten seiner Gemahlin und seiner Tochter verursachten, so wie in den Beleidigungen, die Licinius und Constantin sich gegen ihn erlaubten. Erbittert über so viel Mißgeschick, fand er es unstreitig nicht schwer, sich vom Leben eben so zu trennen, wie er sich von dem Throne getrennt hatte. **)

So gewiß Diocletian ein Mann von den seltensten und achtungswerthesten Eigenschaften war, so ist doch sein Andenken nicht unbefleckt auf die Nachwelt gekommen; und, was am meisten dazu beigetragen hat, ist die Verfolgung der Christen, welche unter

---

*) Hist. August. p. 223. 224. Vopiscus hatte dies aus dem Munde seines Vaters, der zu Diocletians Freunden gehörte.

**) Nach einer sehr verbreiteten Sage nahm er sich selbst das Leben.

seiner Regierung Statt fand, und für welche er nicht mit Unrecht verantwortlich gemacht wird. Eben deswegen müssen wir diesen Gegenstand aufnehmen, nicht sowohl zur Rechtfertigung oder Entschuldigung Diocletians, als um den wahren Gesichtspunkt festzustellen, aus welchem die Christenverfolgungen betrachtet seyn wollen.

Funfzehntes Kapitel.

Von den Verfolgungen, welche die Christen seit drei Jahrhunderten zu dulden hatten.

Versetzt man sich mit einiger Umsicht und Genauheit in die Zeiten, von welchen hier die Rede ist, so macht man leicht die Entdeckung, daß die Ursache der Verfolgungen, deren Gegenstand die Christen waren, bei weitem mehr in diesen, als in der römischen Regierung lag.

Das, was wir gegenwärtig Unduldsamkeit nennen, konnte nicht in dem Charakter der römischen Imperatoren und ihrer Statthalter seyn; die Größe des Reichs und die große Mannichfaltigkeit der sogenannten Religionen in demselben, war das wirksamste aller Hindernisse. In Wahrheit, gegen welche von allen diesen Religionen hätte sich die Unduldsamkeit richten sollen, da alle, wenn man die christliche ausnimmt, gleich sehr auf dem Aberglauben gegründet waren, und gleichen Anspruch auf Nachsicht machten! Nie konnte es den römischen Imperatoren einfallen, ihre Unterthanen in allen Theilen ihres großen Reiches zu Einer Glaubensformel

zu vereinigen; und wofern sie nicht ganz unsinnig waren — was sich höchstens von einem Caligula sagen läßt, der die Juden zur Aufstellung seines Bildnisses in ihrem Tempel zwingen wollte —: so mußten sie, trotz einem Platon, den Grundsatz annehmen, „daß wenn die Erkenntniß des wahren Gottes schwierig ist, die Bekanntmachung derselben gefährlich wird.“ Das einzige, was sie sich von ihren Unterthanen zu fordern getrauten, war Unterwerfung unter das allgemeine Gesetz, ohne welches das Reich nicht fortdauern konnte.

Dagegen lag nichts so sehr in dem Charakter der Christen, als diese Unduldsamkeit. Wer in dem Besitz der Wahrheit ist, oder zu seyn glaubt — ein Fall, in welchem sich jeder Religiöse befindet —, der kann gegen Das, was sich ihm als Lüge darstellt, nur Mitleid oder Unwillen empfinden. Auch die Wahrheitsliebe ist eroberungssüchtig: sie überwindet gern alle die Hindernisse, die sich ihr entgegenstellen; und zwar um so lieber, je entschlossener sie alle Zweifel aus ihrer Nähe verbannt, je kühner sie sich auf sich selbst verläßt. Was Fanatismus genannt wird, mag Tadel verdienen; und wo dieser Fanatismus ansteckend wird, da muß nothwendig sehr viel gesellschaftliches Elend seyn. Gleichwohl ist nicht zu leugnen, daß die erste Grundlage alles Fanatismus höchst achtungswerth ist, und daß ohne sie wenig Schönes und Erhabenes in den menschlichen Handlungen seyn würde; denn nur da kommt das Schöne und Erhabene in den menschlichen Handlungen zum Vorschein, wo die Idee eine solche Lebendigkeit gewinnt, daß sie sich das Leben unterordnet.

Schon hieraus ist klar, daß im Verhältnisse des Römerthums zum Christenthume die Angriffskraft auf Seiten des letzteren war, und daß alle Verfolgungen, welche von dem ersteren ausgingen, nichts anders waren, als eine nothgedrungene Vertheidigung. Es bedurfte unstreitig eines längeren Zeitraums, ehe dies Verhältniß so aufgefaßt werden konnte, wie es der Wahrheit gemäß war. Die furchtbare Kraft des Christenthums entging den Blicken der römischen Regierung nur allzu lange, wofern man überhaupt sagen kann, daß ihr dieselbe jemals klar geworden sey. Eine Religion, welche, wie wir es oben ausgedrückt haben, der Abglanz des natürlichen oder göttlichen Gesetzes ist, und die Unterwerfung unter das menschliche oder gesellschaftliche Gesetz durch Nachweisung der Unterordnung desselben unter jenes höhere bezweckt, kann nicht anders, als furchtbar für eine Regierung seyn, die dem natürlichen oder göttlichen Gesetze nicht entspricht. Nicht, daß die ersten Christen dies eben so gedacht hätten; davon waren sie nur allzu weit entfernt. Aber die Sache fand sich ganz von selbst dadurch, daß man eine besondere Gesellschaft bildete, nur für diese lebte, dem Staate, so viel als immer möglich, seinen Beitrag an Kraft entzog, und den Zweck des bürgerlichen Daseyns auf eine eigenthümliche, nicht auf eine vorgeschriebene und gesetzliche Weise erfüllen wollte. Je mehr dies nach und nach im Römerreiche überhand nahm; je stärker die Opposition zwischen dem Römer- und dem Christenthume werden mußte; je bestimmter also die Christen als Rebellen erschienen, welche mit den äußeren Staats-

feinden über den Untergang des Römerthums einverstanden waren: desto ernsthafter mußte die römische Regierung die Sache nehmen.

Wir gehen jetzt tiefer in die Sache ein.

Die, welche von den Verfolgungen der ersten Christen in dem Geiste der frühesten Kirchenschriftsteller reden (die zum Theil selbst ein Gegenstand dieser Verfolgungen waren), verstehen sich sehr schlecht auf die Wirkungen, welche daraus hervorgehen mußten. Nicht wie gemeine Frucht sollte sich das Christenthum ausbreiten: es sollte auf Hindernisse stoßen, diese bekämpfen und zuletzt besiegen; und indem seine Bestimmung keine geringere war, als das Römerthum zu verdrängen, darf das, was dieses für seine Behauptung that, nicht sonderlich in Anschlag gebracht werden. Das Christenthum hat triumphirt, und dies muß alle Diejenigen befriedigen, welche Freunde desselben sind.

Eben deswegen aber ist das Unwahre, was von den ersten Christenverfolgungen ausgesagt wird, wohl zu unterscheiden von Dem, was man nicht verwerfen kann, ohne die Geschichte selbst in Zweifel zu ziehen.

Merkwürdig hierbei ist, daß der größte Geschichtschreiber, den wir kennen, gegen seinen Willen (wenn gleich nicht gegen seine Einsicht) eine Lüge in die Welt gebracht hat, welche noch immer fortdauert. Wir meinen den Tacitus in Dem, was er über die Verfolgung der Christen unter Nero aussagt. Nicht, als zweifelten wir daran, daß Nero, um den Vorwurf der Brandstiftung von sich abzuwälzen, zusammengeraffte Staatsverbrecher, oder höchst verdächtige Landstreicher,

auf

auf eine auffallende Weise habe hinrichten lassen; aber daß man dazu Christen gewählt habe, setzt Dinge voraus, welche weder zu den Umständen passen, noch irgend eine andere Glaubwürdigkeit für sich haben. Zu Nero's Zeiten war das Christenthum noch viel zu sehr im Werden, als daß man irgend eine Erbitterung gegen dasselbe gefaßt haben konnte; unstreitig war es noch nicht über den Bosporus vorgedrungen. Außerdem lag nichts weniger in dem Charakter der römischen Regierung, als richterliche Untersuchungen über Glaubenslehren. Tacitus, welcher sechzig Jahre nach geschehener That den Hergang berichtete, stellte ihn nach einem bloßen Hörensagen dar; und obgleich das Christenthum seit den letzten vierzig Jahren bei weitem mehr ins Licht getreten war, als zu Nero's Zeiten: so beweiset doch seine Schilderung desselben, daß er den fehlerhaftesten Begriff davon hatte, der nur gedacht werden kann. Die ganze Christenverfolgung unter dem Nero gehört also in das Reich der Fabeln, obgleich das, was wir davon zu wissen glauben, von einem großen Geschichtschreiber herrührt.

Nicht anders verhält es sich mit der Christenverfolgung unter Domitian. Die Hinrichtung des Consuls Flavius Clemens, die Verbannung der Domitilla, seiner Gemahlin, nach der Küste von Campanien, und die Bestrafung und Beraubung ihrer Freunde und Anhänger, hatte gewiß ganz andere Beweggründe, als abweichende Glaubensmeinungen; und man müßte gar nicht im Stande seyn, sich den Charakter eines Domitian zu vergegenwärtigen, wenn man von ihm

annehmen wollte, er habe seine nächsten Verwandten um jüdischer Sitten willen hinrichten lassen; denn dies war die Beschuldigung. *)

Dieselbe Nachsicht, welche man mit den Christen im ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung hatte, dauerte im zweiten Jahrhunderte fort. Wie hätten Imperatoren, wie Nerva, Trajan, Hadrian, Antoninus Pius und Marcus Aurelius waren, sich zu einer Handlung entschließen können, welche nicht bloß ihrem Charakter, sondern auch allen römischen Staatsgesetzen entgegen gewesen seyn würde! Über das Verhältniß des Christenthums zu dem Römerthume in den Zeiten des Trajan giebt nichts so bestimmte Aufschlüsse, als der Briefwechsel des jüngeren Plinius mit diesem Imperator. Plinius, ein Mann, der seit seinem neunzehnten Jahre in den römischen Gerichtshöfen thätig gewesen ist, und als Senator für sich hat, daß er die Gesetze des Staats gekannt haben müsse — Plinius, als Statthalter nach Bithynien versetzt und in die erste Bekanntschaft mit Christen eingeführt, weiß nicht, wie er sich bei den Anklagen verhalten soll, die man gegen dieselben vorbringt, und bittet seinen Suverän um Verhaltungsbefehle. Was thut nun Trajan? Er selbst weiß nicht, was er von dem neuen Verbrechen halten soll; doch, anstatt eine unmenschliche Strenge zu empfehlen, trägt er seinem Statthalter auf, mehr

*) Sueton sagt: Flavium Clementem, patruelem suum, contemtissimae inertiae, ex tenuissima suspicione interemit. V. Vita Domitian. c. 15.

Sorge auf die Beschützung der Unschuldigen, als auf die Verfolgung der Schuldigen zu richten. Es läßt sich annehmen, daß unter der großen Anzahl von Christen, welche es um diese Zeit in den asiatischen Provinzen gab, sich Individuen von höchst unsittlichem Charakter befanden, und daß sie, als solche, der öffentlichen Ahndung nicht entgingen; in diesem Falle waren es aber nicht die Christen, sondern die Verbrecher in den Christen, was man bestrafte; in den Staatsgesetzen wurde um ihretwillen nicht die kleinste Änderung getroffen. Selbst die Regierung des wilden Commodus ging ohne alle Verfolgung für sie vorüber; und so darf man behaupten, daß sie zwei Jahrhunderte hindurch, als Sekte, die in ihren religiösen Ansichten von dem Hergebrachten abwich, nicht das Mindeste gelitten haben.

Ehe nun von dem dritten Jahrhunderte die Rede ist, sey es erlaubt, eine allgemeine Bemerkung voranzuschicken, welche zur Aufklärung der Erscheinungen nicht nur der Vergangenheit, sondern selbst der Gegenwart beitragen kann. Es ist folgende: Jede Idee, welche verwirklicht werden soll, kann es nur dadurch werden, daß sie sich in Begriff verwandelt; denn nur in dieser Verwandelung bietet sie der großen Menge sich als etwas dar, dessen sich diese bemächtigen kann. Durch eben diese Verwandelung aber entsagt die Idee ihrem Wesen, und verliert an Reinheit, was sie an Verkörperung gewinnt.

Das Christenthum, seinem ersten Ursprunge nach, Protestantismus gegen das Judenthum oder den

Mosaismus, konnte also nicht bleiben, was es Anfangs gewesen war; am wenigsten nach der Aufhebung der Existenz des Judenstaates. Aus der Kritik (denn aller Protestantismus ist, seinem Wesen nach, Kritik) mußte sich ein neuer Lehrbegriff bilden. Die Grundlage desselben war wesentlich die Geschichte von dem Urheber des Christenthums, so wie dieselbe von den Geistern der Zeit aufgefaßt wurde. Was wir gegenwärtig die christliche Urkunde nennen, ist in einer Zeit entstanden, wo man über den wahren Zweck des Urhebers nicht mehr belehrt war. Griechische und jüdische Weisheit (die erstere jedoch mehr, als die letztere) gestalteten das neue Lehrgebäude, um ein Symbol zu schaffen, woran Christen sich erkennen möchten. So entstand das christliche Dogma auf eine Weise, welche der hohen Einfachheit der ersten Idee Hohn sprach, indem sie an die Stelle des Vaters aller Menschen den platonischen Weltgott brachte, und diesem die Natur eines Abstractums nahm. Im Verlaufe der Zeit verkehrte sich sogar die Weltansicht des ersten Urhebers der neuen Lehre. Es giebt ein Jenseits der Zeit und ein Jenseits des Raums. Jenes bezieht sich auf die Unsterblichkeit des menschlichen Geschlechtes, und schließt die Idee einer unbegränzten Entwickelung in sich. Dieses bezieht sich auf die Unendlichkeit des Weltalls, und dient nur der unendlichen Begierde nach Fortdauer. Das erstere findet sich in allen denen Köpfen, welche, voll von einer herrlichen Idee und im Kampfe mit ihren Zeitgenossen, keinen andern Trost für sich sehen, als eine günstigere Zukunft; das Letztere lebt in allen Denen,

welche, an keine Entwickelung des menschlichen Geschlechts hienieden glaubend, ihrer Begierde nach Fortdauer eine chimärische Laufbahn eröffnen. Was der Urheber des Christenthums auf das Jenseits der Zeit bezogen hatte, das bezog man später mit grober Begehrlichkeit auf das Jenseits des Raums. Aber dies alles mußte geschehen, wenn die dem Christenthum zum Grunde liegende Idee den großen Haufen durchdringen sollte. Ohne statutarische Glaubenslehren, welche auf der einen Seite der Sinnlichkeit verwandt, auf der andern für die Mehrheit bloße Symbole waren, würde es unmöglich gewesen seyn, ein christliches Kirchenthum zu gründen. Wie viel dabei berechnet seyn mochte, bleibt dahin gestellt, ob es gleich zu keiner Zeit an feinen Köpfen gefehlt hat, die bei ihren Schöpfungen sich ihrer Absichten sehr deutlich bewußt waren. Was die Menge vereinigt, das wird auch von ihr vertheidigt; und als es nach und nach mit dem Christenthume dahin gekommen war, daß es durch die Menge vertheidigt wurde, da hatte es allerdings in Beziehung auf das Römerthum einen feindseligen Charakter angenommen, gegen welchen man sich nicht verblenden konnte.

Von allen römischen Imperatoren war Septimius Severus der Erste, welcher mit einem Edikt auftrat, das nicht sowohl eine Verfolgung, als eine Beschränkung der Christen bezweckte. Da dieser Imperator so wenig ein Feind der Christen war, daß er sie sogar in seinem Hause duldete*): so muß man annehmen, daß er

*) Die Amme des Caracalla war eine Christin.

weniger mit seinen persönlichen Neigungen, als mit der Wohlfahrt des Reiches zu Rathe gegangen sey, als er den Befehl ertheilte, daß alle Diejenigen bestraft werden sollten, die sich neu bekehren lassen würden: ein Befehl, der nicht vollzogen werden konnte, ohne die Bekehrer und Missionarien zu treffen. Unstreitig fühlte Septimius Severus, daß alles, was der Christenwelt zugewendet wurde, für die Römerwelt verloren ging, welche zu vertheidigen seine erste Pflicht war. Welches aber auch seine Absicht seyn mochte: die Verfolgung, welche hieraus entstand, war von keinem Belange, und nach seinem Hintritt folgten dreißig Jahre, die, wie verderblich sie auch für das Römerreich seyn mochten, für die Christen sehr sanft vorübergingen. Während die römischen Imperatoren selbst, beinahe Tag für Tag, das Opfer der Barbarei wurden, standen die Bischöfe in einer beneidenswerthen Sicherheit da, bis endlich, nach dem Tode Philipps, der Imperator Decius, voll von den Idealen eines alten Römers, die gewaltige Neuerung auszutilgen versuchte, von welcher sich sehr bestimmt vorhersehen ließ, wie sie endigen werde, wenn man gleich im dritten Jahrhundert noch nicht den Gedanken fassen konnte, daß die Nachfolger des heil. Peters die Nebenbuhler der Nachfolger des Augustus werden könnten. Da die Edikte des Decius vorzüglich gegen die Bischöfe gerichtet waren: so ist hier der Ort, etwas über den Unterschied der heidnischen und christlichen Priester zu sagen.

Die Diener des Polytheismus — denn mit diesem Ausdruck wollen wir, von jetzt an, den als Heiden-

thum aufgefaßten Gegensatz des Christenthums bezeichnen — bildeten keine besondere Classe der Gesellschaft. Größtentheils von edler Geburt und nicht geringem Vermögen, übernahmen sie die Sorge für einen berühmten Tempel, oder ein öffentliches Opfer, bestritten die Kosten meistens aus eigenen Mitteln, und verrichteten die hergebrachten Gebräuche mit kalter Gleichgültigkeit nach den darüber vorhandenen Vorschriften. Selten war ihr Amt auf Lebenszeit, und in den antimonarchischen Verfassungen bekleideten sie sogar jedes bürgerliche oder militärische Amt. Mit dem Cultus, so wie er von ihnen ausgeübt wurde, stand keine Sittenlehre in Verbindung; alles war der Einbildungskraft der Zuschauer überlassen, welche, nach Maaßgabe ihrer Aufklärung, aus dem Schauspiel machten, was sie wollten.

Ganz anders verhielt es sich mit den christlichen Priestern. Sie waren, wie wir oben gesehen haben, die Regenten ihrer Gemeinden, und standen als solche in der vollkommensten Opposition gegen alle Diejenigen, welche ihrem Ansehn Abbruch thun konnten. Wirklich war dies ihre gefährliche Seite von dem Augenblick an, wo die Gemeinden Größe und Umfang genug gewonnen hatten, um ihren Vorstehern Macht und Ansehn zu verleihen. In welchem Lichte nun auch die römischen Imperatoren die Bischöfe großer Gemeinden betrachten mochten: am Tage lag, daß sie vermöge des Gegensatzes, worin Christenthum und Römerthum standen, eben so viele Volkstribunen waren, welche, unbekümmert um den Vortheil des Reiches, ihren besonderen Vortheil verfolgten. Nur Klugheit konnte sie verhindern, so

weit zu gehen, als ihre Selbstsucht sie trieb; und wie sie auch nachgeben mochten, so hatten sie doch das gegen sich, daß sie, als Vollstrecker eines von der Staatsgesetzgebung ganz verschiedenen Gesetzes, einen Staat im Staate bildeten.

In diesem Betracht waren die Maaßregeln des Decius gewiß nur allzu sehr gerechtfertigt. Doch seine Regierung war von allzu kurzer Dauer, als daß sehr viel ausgerichtet worden wäre. Sein Nachfolger Valerian übertraf in dem ersten Jahre seiner Verwaltung alle seine Vorgänger an Nachsicht gegen die Christen; und als er sich hierauf von einem seiner Minister zur Fortsetzung der Maaßregeln des Decius fortreißen ließ, wurde der Bischof von Karthago, Cyprian, das Opfer dieser Grausamkeit mit einem Heldenmuthe, der leicht abschrecken konnte. Der persische Krieg, in welchem Valerian gefangen genommen wurde, machte diesen Verfolgungen ein Ende; Gallienus war viel zu sehr mit seinen eigenen Thorheiten beschäftigt, um die Kirche nicht in Ruhe zu lassen.

In diese Periode fällt die Rolle, welche Paul von Samosata spielte, dieses Urbild der nachfolgenden Päbste, dessen Andenken man zurückrufen muß, wäre es auch nur, um zu zeigen, welche Entwickelung das kirchliche Christenthum bereits im dritten Jahrhundert gewonnen hatte, und wie viel Aufmerksamkeit die Klerisei nothwendig machte, wenn sie in den Schranken, nicht der Demuth und Bescheidenheit, wohl aber der Mäßigung und Klugheit bleiben sollte.

Odenatus und Zenobia beherrschten mit Genehmigung des römischen Senats die östlichen Provinzen, als Paul von Samosata, man weiß nicht durch welche Künste, am wenigsten aber durch apostolische Tugenden, in den Besitz des bischöflichen Stuhles von Antiochien kam. Nie hatte die christliche Welt einen ähnlichen Bischof kennen gelernt. In kurzer Zeit wußte er es dahin zu bringen, daß die ganze Stadt ihm steuerpflichtig war; am meisten durch die Art und Weise, wie er die bischöfliche Gerechtigkeit verwaltete. Sein Aufwand entsprach den Vortheilen, welche er in einer reichen Stadt von seinem geistlichen Amte zog. Nie zeigte er sich öffentlich, es sey denn mit einem großen Gefolge von Abhängigen. Sein Pallast war täglich mit Demüthigen umgeben, welche ihm ihre Bitten vorzutragen wünschten. Ertheilte er Audienz, so geschah es in einem glänzenden Zimmer, in welchem ein förmlicher Thron angebracht war. Einen großen Theil des Tages mit Antworten auf eingegangene Bittschreiben beschäftigt, widmete er den Rest desselben den Freuden der Tafel und des geselligen Umganges, und zwei schöne Mädchen waren sein Zeitvertreib in müßigen Augenblicken. Anmaßend, streng und unerbittlich gegen Die, welche seiner Eitelkeit nicht schmeichelten, war er die Nachsicht selbst gegen Solche, die einen großen Mann in ihm sahen oder zu sehen vorgaben. Die Kirchenzucht war ihm nichts, sofern die Nachgiebigkeit gegen die Grundsätze derselben nur Geld brachte, und die von ihm abhängigen Geistlichen durften seinem Beispiele folgen. Kurz, Paul von Samosata war in Allem das Gegentheil von

Dem, was das Urbild eines frommen Bischofs mit sich brachte. Doch hierum bekümmerte sich niemand; nicht einmal anstößig fand man sein ungeistliches Leben: so sehr gehorchte man der Macht! Mit den schlechtesten Sitten und einer wahrhaft tyrannischen Denkart würde er, sein ganzes Leben hindurch, die Herrschaft über Syriens Hauptstadt fortgesetzt, und sich, wie Cyprian, durch den kleinsten Beweis von Entschlossenheit und Muth zum Range eines Märtyrers und Heiligen erhoben haben, hätte er nicht durch seinen Eigensinn in Hinsicht der Lehre von der Dreieinigkeit den Eifer und Unwillen aller östlichen Kirchen gegen sich angefacht. Von Ägypten bis zum Pontus Euxinus waren die Bischöfe in Bewegung und in den Waffen. Es wurden Concilien über Concilien gehalten, Widerlegungen bekannt gemacht, Excommunicationen ausgesprochen, Erklärungen bald angenommen, bald verweigert, Tractaten geschlossen und gebrochen, bis endlich Paul von Samosata auf den Ausspruch von 70 bis 80, zu Antiochien versammelten, Bischöfen förmlich abgesetzt wurde. Hierbei aber blieb es nicht. Unregelmäßigkeiten in dem Verfahren schwächten das Ansehn der Bischöfe, und Paul von Samosata fand Mittel, sich durch die Gunst der Zenobia noch vier Jahre nach erfolgter Absetzung auf seinem Posten zu behaupten. Aurelians Sieg über Zenobien gab endlich den Ausschlag. Dieser Imperator mußte den langen Proceß entscheiden, und er entschied ihn zum Nachtheil Pauls, sobald Er, der, als Soldat und Polytheist, nichts von der Sache verstand, erfahren hatte, daß die italiänischen Bischöfe sich gegen Paul

erklärt hätten. So war die Gestalt der Kirche schon gegen das Ende des dritten Jahrhunderts, nach der Aussage des Eusebius.

Je größer aber der Spielraum war, den das Christenthum in seiner Ausartung gewann, desto mehr fühlten sich die Polytheisten durch dasselbe gedrückt. Diese fingen nach und nach an, die Nachsicht zu bereuen, welche sie einer dunklen Secte bewiesen hatten, die, wenn sie es auch nicht wagte, ihnen das Gesetz vorzuschreiben, doch mit stolzem Mitleid auf sie herabsah. Das, was der ganzen Erscheinung zum Grunde lag, nämlich die innige Vereinigung der Sittenlehre mit der Glaubenslehre, zu fassen, und nebenher gerecht zu seyn gegen die Klugheit, womit die Vorsteher der christlichen Gemeinden die Armuth mit dem Reichthum vermittelten, überstieg das Begreifungsvermögen der Polytheisten; und indem sie zur Vertheidigung ihrer Institutionen ihre Zuflucht zu Wundern und zu neuen Arten des Opfers, der Aussöhnung und der Einweihung nahmen, konnten sie ihre Lage nur verschlimmern. Bereitwillig ließen die Christen alle die Wunder zu, deren sich ihre Gegner ihnen gegenüber rühmen mochten; doch, indem sie dieselben nur magischen Künsten oder der Gewalt der Dämonen zuschrieben, trennten sie ihr Reich nur desto sicherer von dem der Polytheisten. Es hat vielleicht kein Zeitalter gegeben, welchem die Philosophie ganz fremd geblieben wäre. Sie war es auch dem damaligen nicht. Verlassen waren die Gärten des Epikur, die Lauben der Akademie, und selbst die Säulengänge der Stoa; aber an die Stelle aller dieser Secten waren die Neuplatoniker

getreten, welche mit schwärmerischem Sinne über die Erscheinungen ihrer Zeit walteten. In die Mitte gestellt von polytheistischen Priestern, die von ihnen verachtet, und von Christen, die von ihnen gefürchtet wurden, wollten sie lieber den ersteren als den letzteren dienen. Sie fanden in der Mythologie der Alten Andeutungen der Wahrheit, empfahlen die Verehrung der alten Götter als Sinnbilder des höchsten Wesens, erfanden geheimnißvolle Riten der Andacht, waren zum Theil Thaumaturgen, und hofften auf diesem Wege das Christenthum zu verdrängen. Doch alles dies konnte nur dazu beitragen, eine Krisis zu beschleunigen, welche Entscheidung bringen mußte, nachdem es einmal dahin gekommen war, daß das Eine oder das andere System obsiegen mußte. Der Zeitpunkt war näher, als man glauben mochte.

Achtzehn Jahre hatte Diocletian die Christen, wo nicht begünstigt, doch wenigstens mit wahrhaft philosophischem Sinne geduldet, als es nach der Beendigung des persischen Krieges seinem Schwiegersohne Galerius gelang, seine Ansicht zu verändern und ihn zu den heftigsten Verfolgungen fortzureißen. Welches die wahren Bewegungsgründe des Galerius waren, läßt sich nur in so fern erkennen, als seine militärischen Eigenschaften in ihm den Ausschlag gaben. Nur von sich ausgehend, konnte er sehr leicht auf den Gedanken gerathen, die Christen seyen feig, und bei einer ungehinderten Verbreitung dieser Secte müsse das Römerreich nothwendig ein Raub der Barbaren werden. Ganz ungegründet

aber war seine Voraussetzung nicht; denn, indem die Christen zwischen zwei Welten standen, von welchen sie die eine geringhalten und verachten, die andere mit Inbrunst lieben sollten, konnte es nicht an Erscheinungen fehlen, welche das Schändlichste, was ein Römer kannte, die Feigheit, als ihrem Wesen inwohnend darstellten. Mehr als Einmal hatten junge Leute, welche zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgehoben werden sollten, sich dahin erklärt, daß ihr Gewissen sich nicht mit den Verrichtungen eines Soldaten vertrage; und noch entscheidender war es, wenn der Centurio Marcellus, an einem feierlichen Tage, sein Schwert und alle Auszeichnungen seines Ranges mit der Erklärung von sich warf, daß er fortan nur dem ewigen Könige Jesus Christus gehorchen, und allen fleischlichen Waffen, samt dem Dienste eines abgöttischen Herrn, entsagen wollte. Thatsachen, wie diese, mußten Imperatoren, wie Maximian und Galerius waren, ein allgemeines Mißtrauen gegen die christlichen Officiere in ihren Heeren einflößen; auch hatten Beide nie Bedenken getragen, solche Officiere zu entlassen oder wegzujagen, und dadurch die sehr verbreitete Meinung zu unterstützen, „daß eine Secte von Enthusiasten, deren Grundsätze der öffentlichen Wohlfahrt entgegen wären, unbenutzt bleiben müsse, wenn sie nicht gefährlich werden solle.“ Nur Diocletian hatte sie, wie es scheint, von durchgreifenderen Maaßregeln abgehalten. Doch widerstand der kluge Suverän nicht länger, als Galerius, der nach dem persischen Kriege in seinem Pallaste zu Nikomedien lebte, ihm, Ein Mal über das andere, wiederholte, daß ein Reich, welches vermöge

seines Innern dem Untergange entgegen gehe, ganz vergeblich gegen Barbaren beschützt werde.

Je größeren Werth Diocletian auf den Frieden mit den Persern legte, desto mehr war er geneigt, Dem, was man mit so vieler Allgemeinheit über die Christen aussagte, Glauben beizumessen. Zwar widerstand er lange vermöge des besseren Genius, der in ihm war; allein sobald Galerius es dahin gebracht hatte, daß die Christen aus seinem Hause und aus dem Heere entfernt waren, hielt es nicht schwer, ihn zu noch entscheidenderen Maaßregeln zu bewegen. Man machte den Anfang mit der Zerstörung der Kirche von Nikomedien, eines Gebäudes, welches mit solcher Pracht aufgeführt war, daß es über dem Pallast des Imperators hervorragte. Unmittelbar darauf wurde der Befehl gegeben, daß alle Kirchen im ganzen Umfange des Reiches niedergerissen, und Diejenigen mit dem Tode bestraft werden sollten, welche sich zu einer gemeinschaftlichen Gottesverehrung versammeln würden. Außerdem forderte man von den Bischöfen und Geistlichen die Auslieferung ihrer heiligen Bücher, und alles Kirchengut wurde zum Vortheil des Staats in Beschlag genommen. Endlich ward verfügt, daß Alle, welche sich der Religion der Väter, d. h. des früheren Roms, nicht unterwerfen würden, als Freie, von allen Ämtern und Ehrenstellen, als Sklaven, von der Hoffnung die Freiheit zu erlangen, ausgeschlossen werden sollten. Kaum war dies Edict in Nikomedien angeschlagen worden, als die Hand eines zürnenden Christen es abriß, der es nicht an Schmähungen gegen so gottlose und tyrannische Regenten fehlen ließ. Sein

Schicksal war, lebendig verbrannt zu werden. Wenige Wochen darauf gerieth Diocletians Pallast zweimal hinter einander in Brand, nicht ohne den Verdacht, daß die Christen sich an ihm rächen wollten. Hieraus entstanden Untersuchungen, die, ohne ein Resultat zu geben, eine gegenseitige Erbitterung veranlaßten. Galerius verließ Nikomedien, weil er seines Lebens daselbst nicht sicher zu seyn glaubte.

Um zu einem Frieden im Innern des Reiches zu gelangen, hatte man die Fackel der Zwietracht angesteckt, und es dem Zufall überlassen, wie weit der Brand sich ausdehnen werde. Glücklicher Weise hatten die Christen unter den Polytheisten mehr Freunde, als man hätte glauben sollen: die Bande des Bluts und der Verwandtschaft bewiesen auch bei dieser Gelegenheit ihre Stärke; und indem die Klugheit der Bischöfe zu Hülfe kam, geschah des Bösen weniger, als man zu erwarten berechtigt war. Mehrere von diesen lieferten die heiligen Schriften wirklich aus, und erhielten von dieser Handlung die Benennung von Traditoren, welche sich in den neurömischen Sprachen zur Bezeichnung eines Verräthers erhalten hat, wiewohl bei der großen Verbreitung dieser Schriften die Nachgiebigkeit der Geistlichen gewiß von sehr geringem Belang war. Nur sehr wenige Personen büßten über dem von ihnen geleisteten Widerstand ihr Leben ein; und dies rührte hauptsächlich daher, daß Diocletian seine Verfolgung der Christen mit eben der Kaltblütigkeit betrieb, welche das unterscheidende Merkmal aller seiner Handlungen war. Da diese Verfolgung vor seinem Triumphzuge anhob, so ist es sogar nicht

unwahrscheinlich, daß sie von seiner Seite nichts mehr und nichts weniger war, als eine bloße Finanzspeculation, wodurch er die Mittel zur Bestreitung des ihm bevorstehenden Aufwandes, oder auch zum Aufbau seines Pallastes in Dalmatien, zu gewinnen hoffte, und wirklich gewann. Unedel war ein solches Verfahren freilich; aber wer es beispiellos nennen wollte, würde dadurch nur seine Unbekanntschaft mit dem Wesen einer despotischen Regierung bekunden. Nach dem Triumphzuge und der Abdankung Diocletians war nicht länger von der Verfolgung der Christen die Rede; und nicht lange nach der letztern machte selbst Galerius ein Edict bekannt, wodurch er Duldung versprach. Den Christen selbst (wir wollen es nicht leugnen) kam die Verfolgung wenigstens in so fern zu Statten, als ihr Übermuth vermindert, und ihre Besonnenheit vermehrt wurde.

So viel über die ersten Verfolgungen der Christen.

Sechszehntes Kapitel.

Diocletians Fortsetzer.

(Von 305 bis 324.)

Bei dem innigen Zusammenhange, worin der Mensch mit den Dingen steht, ist nichts so häufig, wie eine Verwechselung des Persönlichen mit dem Sächlichen; und nichts hat wichtigere Folgen, als diese Verwechselung. Offenbar rührte der Charakter, welchen die römische Regierung vom Jahre 284 bis zum Jahre 305 gehabt hatte, von der Persönlichkeit Diocletians her. Doch dies der Wahrheit gemäß aufzufassen, lag außerhalb des Verstandeskreises Derer, welche seine Fortsetzer waren. Die Form, meinten sie, sey alles; das Wesen hingegen nichts. Sie blieben daher bei jener stehen; und ohne in Anschlag zu bringen, daß zwei Imperatoren ohne Eifersucht, und zwei Cäsarn ohne Ehrgeiz, in einem und demselben Reiche zu einem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigt, eine Erscheinung seyen, die man nicht zum zweiten Male erwarten könne, blieben sie an dem Umstande kleben, daß die Größe des Reiches nur durch die von Diocletian

gewählten Mittel beschützt werden könne. Hieraus entwickelte sich eine Periode voll Zwietracht und Verwirrung: eine Periode, die, ob sie gleich nur achtzehn Jahre umfaßte, nicht weniger als fünf Bürgerkriege in sich schloß; eine Periode endlich, worin offenbar werden sollte, daß die Natur eines jeden Reiches von größerem Umfange den Charakter der Einheit in der Regierung nothwendig macht, und daß die ideelle Einheit nur dadurch zu einer wirklichen werden kann, daß sie sich in der Person eines Monarchen darstellt. Die Art und Weise, wie dies in der Person Constantins, der in der Folge den Beinamen des Großen erhielt, geschah, ist so merkwürdig, daß die ganze römische Geschichte schwerlich noch etwas Merkwürdigeres aufzuweisen hat.

Bei der Erhebung des Galerius und des Constantius Chlorus hatten Diocletian und Maximian auf eine doppelte Weise dafür gesorgt, daß beide Cäsarn nicht leicht in die Versuchung gerathen konnten, ihren Vortheil von dem der Imperatoren zu trennen; sie hatten die Cäsarn nämlich nicht bloß an Kindes Statt angenommen, sondern sie auch mit ihren Töchtern vermählt. Auf diese Weise war Galerius der Schwiegersohn Diocletians geworden, nicht ohne große Verbindlichkeiten zu übernehmen. Nach der gleichzeitigen Abdankung Diocletians und Maximians ging der Imperator-Titel auf Galerius und Constantius über, und der Letztere erhielt alle die Vorzüge, welche seiner höheren Bildung nicht versagt werden konnten. An ihm wäre es also gewesen, sich zu seinem Collegen in

eben das Verhältniß zu stellen, worin Diocletian zu Maximian gestanden hatte. Doch abgesehen davon, daß Constantius ohne Ehrgeiz war und seine Befriedigung in der Liebe seiner Unterthanen fand, wirkte der Umstand entgegen, daß Galerius als der eigentliche Nachfolger des Diocletian betrachtet wurde; und so geschah es, daß dieser, ohne weitere Rücksprache mit seinem Collegen, die beiden Cäsarn bestellte, welche für die Erhaltung des Reiches nothwendig schienen. Ohne nun darauf Rücksicht zu nehmen, daß Maximian sowohl, als Constantius Chlorus erwachsene Söhne hatten, wählte Galerius zu Cäsarn zwei Personen von sehr zweideutigem Verdienste; nämlich den Daza, genannt Maximin, einen rohen, unerfahrnen Jüngling, der sein Neffe war, und einen gewissen Severus, der ihm treu gedient hatte. Jener wurde zum Statthalter von Ägypten und Syrien, dieser zum Statthalter von Italien und Afrika ernannt. Zwar sollte dieser die Oberherrlichkeit des westlichen Imperators anerkennen; da er aber seine Wahl dem Galerius verdankte, und folglich dessen Creatur war, so mußte sich Constantius Chlorus von ihm bedrohet fühlen, und zwar um so mehr, weil Galerius drei Viertel des römischen Reiches inne hatte. Aus dem ganzen Verfahren des Galerius ging hervor, daß er sich als Herrn und Meister des römischen Reiches dachte, und nur auf eine Gelegenheit harrete, das Ganze an sich zu nehmen, wenn ihn nicht der Tod von der Collegenschaft des kränklichen Constantius befreiete.

Dieser, ohne allen Ehrgeiz, würde dabei ganz ruhig geblieben seyn, wäre er durch seine zweite Ehe nicht Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft geworden, welche, für ihre Vertheidigung noch allzu jung, dem Verderben entgegen ging, wenn sich kein Mittel finden ließ, den Anmaßungen des Galerius Schranken zu setzen. Um der Schwiegersohn des Maximian werden zu können, hatte er sich von seiner ersten Gattin trennen müssen, die, obgleich von neueren Schriftstellern zur Tochter eines brittischen Königs gemacht, nur die Tochter eines Gastwirths war. Aus dieser ersten Ehe hatte Constantius einen Sohn, Namens Constantin, der, gewissermaaßen als Geißel, in den Händen Diocletians zurückgeblieben war, und, während sein Vater Gallien, Spanien und Britannien verwaltete, sich glücklich schätzen mußte, in dem ägyptischen und dem persischen Kriege zum Range eines Tribuns aufsteigen zu können. Gewaltsam von seinem Vater geschieden, strebte der junge Constantin nur desto ungeduldiger nach einer Wiedervereinigung mit demselben; und seine lange majestätische Gestalt, sein Selbstgefühl als Soldat, und die Achtung, welche er durch seine persönlichen Eigenschaften einzuflößen verstand, trugen unstreitig nicht wenig dazu bei, daß er seiner Verhältnisse im Osten immer überdrüßiger wurde. Nicht minder sehnte sich der Vater nach dem Sohne, der ihm für die Durchsetzung seiner Plane nur allzu nothwendig geworden war. Die Politik des Galerius war ein ganzes Jahr hindurch ein unüberwindliches Hinderniß,

bis es endlich gelang, seine Erlaubniß zu einem Besuche zu gewinnen, von welchem die Voraussetzung galt, daß er einem sterbenden Vater gemacht werde. In der größten Eil brach der junge Constantin von Nikomedien, der Residenz des Galerius, auf, ging über Bithynien, Thracien, Pannonien und Italien nach Gallien, und fand seinen Vater in Boulogne, als er eben nach Britannien übersetzen wollte, um die unruhigen Caledonier zu zügeln. Constantin war, als dies geschah, zwei und dreißig Jahre alt. In welchem Alter sich sein Vater befand, ist ungewiß; doch beweiset das Alter des Sohnes, daß jener sich dem Grabe näherte. Mit Freuden überließ der kränkliche Constantius seinem rüstigen Sohne die Führung des Krieges. Die Barbaren Caledoniens waren bald in ihre Gebirge zurückgetrieben. Als nun Constantin in York (der damaligen Hauptstadt Britanniens) anlangte, fand er den Constantius so abgeschwächt, daß er nur noch Athem hatte, seinem Sohne und muthmaßlichen Nachfolger Gattin und Kinder zu empfehlen. Er starb unmittelbar darauf. Da die Blüthe der westlichen Armeen dem Constantius nach Britannien gefolgt war, so hielt es nicht schwer, sich durch dieselbe zum Imperator ernennen zu lassen; und so groß war die Klugheit, welche Constantin bei dieser Gelegenheit bewies, daß er die Annahme des kaiserlichen Purpurs bei dem Galerius durch die ihm angethane Gewalt rechtfertigen konnte. Galerius, in seinen Erwartungen getäuscht, tobte zwar Anfangs; doch, da er das Ge-

schehene nur durch einen gefährlichen Krieg ungeschehen machen konnte, so fand er sich in sein Schicksal, und zog es vor, den Constantin mit dem Range eines Cäsars zu seinem Collegen anzunehmen. Der Titel eines Augustus, welchen Constantius seit funfzehn Monaten geführt hatte, wurde von ihm auf den Severus übergetragen.

Alles war von Stund' an verändert, weil die Persönlichkeit des Galerius nicht hinreichte, um einem Suverän zu gebieten, der, jung und entschlossen, zugleich über Gallien, Spanien und Britannien herrschte. Bald mischte sich der Hochmuth der Römer ins Spiel; und so geschah es, daß ein Bürgerkrieg zum Ausbruch kam, der weder in Constantins, noch in des Galerius Planen lag.

Rom, verlassen von allen Imperatoren, ertrug sein Schicksal mit um so größerer Ungeduld, weil es in Mailand die Hauptstadt Italiens sehen sollte. Zwar hatten Diocletians Nachfolger, um die Eifersucht der Römer zu besänftigen, jene prächtigen Bäder errichten lassen, welche in der Folge den Raum und Baustoff zu so vielen Kirchen und Klöstern hergaben; allein der Verdacht, daß dies nur geschehen sey, um neue Lasten aufzubürden, erhob sich bis zur höchsten Wahrscheinlichkeit, als Galerius, sey es aus Geiz, sey es aus Noth, Untersuchungen über den Vermögenszustand der Unterthanen des Reiches anstellen ließ, und jede muthmaßliche Verheimlichung mit der Folter bestrafte. Neue Steueranlagen sollten gemacht werden, als die Erinnerung

an bisher genossene Privilegien das römische Volk in Aufruhr setzte und den Wunsch erzeugte, daß es möglich seyn möchte, die auswärtigen Tyrannen aus Italien zu vertreiben und an ihre Stelle einen Fürsten zu bringen, der durch seinen Aufenthalt in Rom, und durch Grundsätze, welche nur für Italien berechnet waren, den Titel eines römischen Imperators wahrhaft verdiente. Nicht bloß der Senat, sondern auch die Prätorianer, so viel ihrer noch übrig waren, stimmten in diesen Wunsch. Den rechten Mann glaubte man an Maximian's Sohne, dem jungen Maxentius, gefunden zu haben, der, von Constantins Beispiel entflammt, es für unrühmlich hielt, in dem Privatstande, zu welchem sein Schwiegervater Galerius ihn verurtheilt hatte, zu verweilen. Zwei Tribunen der Leibwache, und ein Commissarius der Vorräthe, übernahmen die Leitung der Verschwörung; und nachdem der Stadt-Präfekt und einige Magistratspersonen von der Leibwache ermordet waren, trat Maxentius, mit dem Beifall des Volkes und Senats, als Beschützer römischer Freiheit auf.

Beinahe in demselben Augenblick trat auch der alte Maximian aus der Zurückgezogenheit hervor, zu welcher ihn Diocletians Ansehn verurtheilt hatte; und indem er den kaiserlichen Purpur wieder anlegte, gab er der Partei seines Sohnes eine Haltung, die ihr bis dahin gefehlt hatte. Severus, welcher in der Voraussetzung herbeigeeilt war, daß die Empörung sich unterdrücken lassen werde, erstaunte nicht wenig,

als er, nach seiner Ankunft vor Rom, die Thore verschlossen, die Mauern mit Bewaffneten besetzt sah; und als bald darauf ein nicht geringer Theil seines Heeres, von dem Gelde des Maxentius verführt, zu den Feinden überging, blieb ihm nichts anderes übrig, als sich nach Ravenna zurückzuziehen und sich hier einzuschließen. Die Lage dieser Stadt am Meere, und die Moräste, womit sie auf der Landseite umgeben war, erleichterten eine lange Vertheidigung; und auf eine solche war es abgesehen, als Maximian in Person vor Ravenna erschien, um der Herrschaft des Severus ein Ende zu machen. Doch Severus änderte seinen Plan, als Abgeordnete des Maximian ihn beredeten, daß er von Verräthern umringt sey, und sein Leben nur durch Ergebung retten könne. Maximians Verheißungen trauend, überlieferte er sich selbst; kaum aber war er in Rom angelangt, als ihm sein Todesurtheil bekannt gemacht wurde, und er nur die Vergünstigung erhielt, sich die Adern öffnen zu dürfen.

So war Severus ausgeschieden. An seine Stelle traten Maximian und Maxentius. Die Rache des Galerius fürchtend, mußten sie auf Vertheidigung denken. Diese einzuleiten, begab sich der alte Maximian, an der Seite seiner Tochter Fausta, über die Alpen nach Gallien, in der Absicht, ein Trutz- und Schutzbündniß mit Constantin abzuschließen, von welchem man annahm, daß er gleichen Vortheil gegen den Galerius zu vertheidigen habe. Constantin ließ sich eine Vermählung mit der Fausta, und den Augustus-Titel, welchen Maximian ertheilte, mit großer Bereitwilligkeit gefallen, ver-

sprach auch seine Verwendung für Rom und dessen Senat; aber, den großen Plan, welchen er in der Folge ausführte, schon jetzt bearbeitend, entließ er seinen Schwiegervater nur mit Versprechungen, welche seinen Beistand höchst ungewiß machten. Auf sich selbst beschränkt, traf Maximian andere Vertheidigungsanstalten. Er durchreisete Italien, ermunterte die Bewohner der vornehmsten Städte zum heftigsten Widerstande, machte sie mit ihren Vertheidigungsmitteln bekannt, und erwartete nun die Ankunft des Galerius an der Spitze eines Heeres.

Diese blieb nicht lange aus. Mit zahlreichen Truppen, welche meistens in Illyrien geworben waren, brach Galerius in Italien ein. Doch je weiter er vordrang, desto heftiger wurde der Widerstand. Keine von den Hauptstädten gerieth in seine Gewalt, und seine Herrschaft über Italien beschränkte sich auf den Umfang seines Lagers. Er war bis Narni, zwölf deutsche Meilen von Rom, gekommen, als ihn die Ahnung ergriff, daß sein Unternehmen fehlschlagen könnte. Bei seinem ersten Einrücken in Italien hatte er angekündigt, daß er den Senat und das Volk von Rom über die Klinge springen lassen wolle. Einem so barbarischen Vorsatze entsagend, schickte er aus seinem Lager bei Narni zwei Vertraute nach Rom, welche dem Maxentius Vergleichsvorschläge machen und ihn zu einer Zusammenkunft einladen mußten. Doch Maxentius und sein Vater hatten nicht vergessen, wie Severus von ihnen behandelt war, und, ein gleiches Schicksal fürchtend, verwarfen sie die Anerbietungen des Galerius. Die Römer ihrer Seits ließen

es nicht an Beistand fehlen. Große Summen wurden von ihnen aufgeopfert, den Tyrannen aus Italien zu vertreiben. Mit diesen bestach Maximian, in allen Kriegslisten wohl erfahren, die Generale des Galerius. Schon wankte die Treue der Illyrier; und wollte Galerius sich nicht von seinem Heere verlassen sehen, so mußte er den Rückzug antreten. Dieser war für die Bewohner des platten Landes nur allzu fürchterlich, indem die Illyrier, in ihrer Erwartung betrogen, sich durch Mord und Plünderung rächten, Heerden wegtrieben, Dörfer in Brand steckten, und alle nur ersinnliche Gräuel übten. Von fern folgte Maxentius, doch ohne sich in einen Kampf mit krieggewohnten Truppen einzulassen. Alles bot sein Vater auf, um den Constantin zur Theilnahme an diesem Kriege zu bewegen; doch diesem genügte der Rückzug des Galerius, den er aufhörte zu hassen, sobald seine Schwäche am Tage lag.

Der Ausgang des Feldzuges in Italien sagte dem Galerius, daß er sich neue Stützen verschaffen müsse. In der Armee selbst besaß er einen alten Freund und Anhänger, Namens Licinius, der von ihm zum Suverän von Gallien, Spanien und Britannien bestimmt war, und es geworden seyn würde, wenn nicht Constantin ihm den Rang abgelaufen hätte. So lange der Feldzug in Italien dauerte, hatte Licinius die Donau vertheidigt. Um nun dies neue Verdienst zu belohnen, gab ihm Galerius den Purpur des Severus, mit dem Titel eines Augustus und der Oberherrschaft in den illyrischen Provinzen. Kaum aber war dies im Osten bekannt geworden, als Maximin, welcher Ägypten und Syrien

verwaltete, um nicht der einzige Cäsar zu seyn, den Titel eines Augustus annahm. Und so gab es denn in der Römerwelt, zum ersten und zum letzten Male, gleichzeitig sechs Imperatoren, nämlich den Galerius, Maximian, Constantin, Maxentius, Maximin und Licinius. Dies geschah drei Jahre nach der Abdankung des Diocletian, und konnte als eine Entwickelung seines politischen Systems betrachtet werden, dessen Hauptfehler darin bestand, daß die ideelle Einheit in ihm der wirklichen aufgeopfert war.

Soll ein Reich bestehen, so ist dies nur in so fern möglich, als es eine Abstufung der Autorität in demselben giebt; und wo diese wegfällt, da wird der Bürgerkrieg nothwendig und unvermeidlich. An Harmonie zwischen sechs, an Berechtigung vollkommen gleichen, Imperatoren war nicht zu denken. Die erste Zwietracht brach zwischen Vater und Sohn aus. Maxentius, der seine Würde einer freien Wahl verdankte, wollte nicht hinter dem Maximian zurück stehen, welcher behauptete, daß ohne seinen Namen und seine Geschicklichkeit und Tapferkeit der rasche Jüngling nie den Thron bestiegen haben würde. Der Streit zwischen Beiden wurde durch die prätorianischen Cohorten entschieden; und als diese, Maximians Strenge fürchtend, sich für den Maxentius erklärt hatten, blieb dem Vater nichts anderes übrig, als das Feld zu räumen. Er wollte sich in Illyricum niederlassen, als er, von dem Galerius zurückgewiesen, keinen anderen Ausweg offen sah, als sich zu seinem Schwiegersohn nach Gallien zu begeben. Hier legte er

zwar den Purpur zum zweiten Mal ab; da aber nichts in ihm war, was ihm den Privatstand hätte erträglich machen können: so benutzte er die nächste Abwesenheit seines Schwiegersohns, sich zum Herrn von Gallien zu machen. Constantin bekämpfte die Franken am Rhein, als Maximian plötzlich nach dem Süden Galliens aufbrach, sich der zu Arles niedergelegten Schätze bemächtigte, durch diese den Überrest der Truppen erkaufte, und so zum Rebellen an seinem eigenen Schwiegersohne wurde. Dieser, ohne sich lange zu besinnen, brach vom Rhein nach der Saone auf, schiffte sich mit seinen Truppen bei Chalons ein, fuhr nach seiner Ankunft in Lyon den Rhonefluß hinab, und langte unerwartet vor den Thoren von Arles mit einer Macht an, welcher Maximian nicht widerstehen konnte. Noch gab es für diesen einen Rückzug nach Marseille. Er trat ihn an; und da die Lage sowohl, als die Festungswerke dieser Stadt, seine Vertheidigung begünstigten, so fehlte es ihm nicht an Entschlossenheit, dieselbe aufs Äußerste zu treiben. Schon gerieth Constantin in Verlegenheit durch einen fehlgeschlagenen Versuch, die Mauern von Marseille zu erstürmen, als die Besatzung selbst ihm durch Maximians Auslieferung zu Hülfe kam. Der beleidigte Schwiegersohn machte den Suverän nur noch unerbittlicher: das Todesurtheil wurde gegen Maximian ausgesprochen, ohne daß er irgend eine andere Gunst erhielt, als welche er selbst dem Severus bewilligt hatte; und so war Er von den sechs Imperatoren der Erste, welcher ausschied, nicht ohne die Todesstrafe verdient zu haben. Dies geschah fünf Jahre nach der Abdankung Diocle-

tians, der in seiner Einsamkeit zu Salona nicht aufgehört hatte, seinen ehemaligen Collegen zu warnen.

Galerius überlebte seinen Rückzug aus Italien nur vier Jahre. Sich immer gleich in seiner ursprünglichen Rohheit, benutzte er die ihm verliehene Macht vorzüglich zu unmäßigen Genüssen; die letzte Folge derselben aber war, bei übertriebener Corpulenz, eine ekelhafte Krankheit, die man in neueren Zeiten die Auflösung der Tyrannen genannt hat. Die Christen des vierten Jahrhunderts sahen in dem Gewürm, das ihn verzehrte, eine wohlverdiente und von dem Himmel selbst verhängte Strafe für die Verfolgungen, deren Urheber Galerius gewesen war; sie irrten sich aber unstreitig, weil im sechzehnten Jahrhundert ein König von Spanien, den die Geschichte als den eifrigsten Vertheidiger des römisch-katholischen Glaubens nennt, an derselben Krankheit starb. Kaum hatte Galerius die Augen geschlossen, als die beiden Imperatoren, welche ihm den Purpur verdankten, ihre Heere zusammenzogen, um über den von ihm verwalteten Theil des römischen Reiches zu kämpfen. Es kam indeß nicht auf der Stelle zu einem Bürgerkriege; denn Beide vereinigten sich über eine Theilung, und indem Maximin die asiatischen, Licinius die europäischen Provinzen an sich nahm, bildeten der Hellespont und der thracische Bosporus die Gränzen zwischen Beiden, und diese Gränzen wurden nur allzu bald mit Festungswerken und Bewaffneten bedeckt.

Die Zahl der Imperatoren war auf vier vermindert; doch, indem die Idee der Einheit und Untheilbarkeit des Reiches fortwirkte, konnte es nicht fehlen, daß

jene Zahl sich noch mehr vermindern mußte, bis die Einheit des Reiches ihr Analogon in der Einheit des Regenten gefunden hatte. Bald führte das Gefühl gegenseitigen Vortheils die Imperatoren Constantin und Licinius zu freundschaftlichen Verbindungen, welche nicht entstehen konnten, ohne die Eifersucht der beiden übrigen Imperatoren anzuregen. Ein förmliches Bündniß wurde zwischen Maxentius und Maximin geschlossen; doch konnte die Wirksamkeit desselben bei der Entfernung, worin sie von einander lebten, nie bedeutend werden. Aus diesem Keime entwickelten sich alle die Begebenheiten, welche damit endigten, daß die ideelle Einheit in der Person des Constantin wieder zu einer wirklichen wurde. Wird das Naturgesetz in Dem, was es für die Gesellschaft vorschreibt, beleidigt: so reichen keine noch so künstlichen Veranstaltungen hin, die Folgen dieser Verletzung zu hintertreiben, und die heftigsten Bürgerkriege sind in solchen Fällen nur die Mittel, wodurch der gesunde Zustand der Gesellschaft wieder hergestellt wird.

Da in dem bevorstehenden Kampfe nichts so sehr entschied, als das persönliche Verhältniß, worin die verschiedenen Imperatoren zu ihren Unterthanen standen: so ist es der Mühe werth, dies Verhältniß näher zu beleuchten.

Constantin lebte, nach dem Beispiele seines Vorgängers, wie ein Vater unter seinen Kindern. Zwar legten ihm seine Nachbarn sowohl, als seine Mit-Imperatoren, die Verbindlichkeit auf, stets gerüstet zu seyn; doch erleichterte er die damit verbundene Last seiner Un-

terthanen, so viel er immer konnte. Die noch vorhandene Lobrede des Eumenius auf ihn, schildert zugleich das öffentliche Elend Galliens in den ersten Jahrzehenden des vierten Jahrhunderts, und Constantins Bemühungen um die Verminderung desselben. Waren neue Angriffe der Franken und Allemannen abzuwehren, so stellte sich der Imperator gewissenhaft an die Spitze seines Heeres. Nach einem ausgezeichneten Siege, den er im Jahre 311 über beide Völkerschaften davon getragen hatte, gab er seinem Volke zu Trier ein Schauspiel, worin der Geschmack der Römer mit der Barbarei der Zeiten vermählt war. In dem Amphitheater dieser Stadt wurden nämlich die gefangenen Fürsten der Franken und Allemannen den wilden Thieren vorgeworfen, ohne daß die Zuschauer darin irgend etwas Anstößiges fanden: ein Beweis, daß der Sinn für Völkerrecht oder für Menschlichkeit in den Bewohnern Galliens auch in den früheren Zeiten nicht sehr lebhaft gewesen ist.

Seinen Gegensatz fand Constantin in dem Maxentius. Die Art und Weise, wie dieser Imperator zu seiner Würde gelangt war, entschied über sein Verfahren. Genöthigt, einen großen Aufwand zu machen, in Ansehung der Mittel aber nur allzu beschränkt, konnte er schwerlich umhin, die List mit der Gewalt zu verbinden und den Charakter eines Tyrannen anzunehmen. Eine leichte Empörung auf der Nordküste von Afrika gab ihm die willkommne Veranlassung zur Aussaugung der Städte Cirta und Karthago, so wie zur Plünderung der ganzen Provinz. Und nicht viel besser war

die Behandlung, welche Italien selbst erfuhr. Was mit keinem Rechtsgrunde genommen werden konnte, das wurde als freie Gabe gefordert; und da sich die Römer in die Arme des Maxentius geworfen hatten, um den Bedrückungen des Galerius zu entgehen, so machten sie nur allzu bald die Entdeckung, daß sie von der Charybdis in die Scylla gefallen waren. Mit demselben Hasse gegen die Senatoren, welcher den größten Theil seiner Vorgänger ausgezeichnet hatte, erlaubte er sich alles, was sie kränken konnte, sogar Hinrichtungen und Entehrungen. Die Soldaten waren der einzige Stand, dem er zu gefallen strebte, und es war nichts Seltenes, daß er dem einen oder dem andern Lieblinge aus diesem Stande die Villa oder die Gemahlin eines Senators zuwendete. Er selbst lebte geschieden von dem Publicum, entweder innerhalb der Mauern seines Pallastes, oder in den benachbarten Gärten des Sallustius, in einer Üppigkeit, die an Wahnsinn gränzte. Wie schlecht auch sein Verhältniß zu dem römischen Senat und zu Rom überhaupt seyn mochte, so kam doch sein Hochmuth seinen übrigen Lastern gleich. Sich aufblähend pflegte er zu sagen: nur Er sey römischer Imperator, und die übrigen nur Stellvertreter, denen er die Vertheidigung der Gränz-Provinzen übertragen habe.

Einen ähnlichen Charakter zeigte Maximin; doch war dieser durch die knechtische Denkungsart des Osten besser unterstützt.

Licinius war allzu lange Soldat gewesen, um mit den Tugenden eines solchen nicht auch alle Fehler zu

verbin-

verbinden. Dem Mitleid unzugänglich, that er immer nur Das, wovon er glaubte, daß es seinem Vortheile entspreche; und, ohne gerade böse zu seyn, war er roh genug, überall nur sich zu sehen, und das Wohl seiner Unterthanen dem seinigen unterzuordnen.

Die Zwietracht brach zunächst zwischen Maxentius und Constantin aus. Jener, der seinen Vater im Leben verfolgt und verlassen hatte, gab sich die Miene eines Gekränkten, als Maximian's Titel, der hergebrachten Sitte gemäß, vernichtet und seine Statuen umgeworfen wurden. Um sich zu rächen, verfuhr er auf dieselbe Weise gegen die Statuen des Constantin in Italien und Afrika. Hiermit noch nicht zufrieden, forderte er durch seine Ansprüche auf den Westen des Römerreiches heraus. Wie sehr nun auch Constantin den bevorstehenden Krieg zu vermeiden wünschen mochte, so wurde ihm doch sehr bald deutlich, daß er angreifen müsse, wenn er nicht angegriffen seyn wolle; denn über alles Maaß hinaus vermehrte Maxentius sein Heer, vorzüglich durch Afrikaner. Constantins Heer bestand aus ungefähr 80,000 Mann. Die Hälfte derselben mußte zur Beschützung der Ost- und Nordgränzen zurück gelassen werden. Mit der zweiten Hälfte ging er selbst über die cottischen Alpen, d. h. den Berg Cenis; und nachdem er in dem Thal von Susa angelangt war, lieferte er in der Nähe von Turin das erste Treffen, dessen Ausgang ihn zum Herrn von Italien zwischen dem Po und den Alpen machte. Anstatt sogleich auf Rom loszugehen, wendete er sich nach Verona, wo Ruricius Pompejanus, einer von den geschicktesten Ge-

neralen des Maxentius, befehligte. Auch hier trug er, wenn gleich mit großer Anstrengung, den Sieg davon. Jetzt, im Rücken gesichert, ging er ungehindert über die Apenninen, nicht ohne zu fürchten, daß Maxentius sich in Rom einschließen und ihn in die Nothwendigkeit setzen werde, die alte Hauptstadt des Reiches zu erstürmen. Doch nichts war weniger gegründet, als diese Befürchtung. Mit einem Gemisch von Erstaunen und Freude fand er das Heer seines Gegners in einer geringen Entfernung von Rom in einer Ebene aufgestellt, welche nach hinten zu durch den Tiberstrom begränzt wurde. Es war zahlreich genug, um nicht verächtlich zu seyn. Maxentius selbst hatte für einen Augenblick den gewohnten Vergnügungen entsagt und sich an die Spitze desselben gestellt. Seine numidische Reiterei war der erste Gegenstand des Angriffs; und sobald sie gewichen war, wurde das Fußvolk von vorn und auf beiden Seiten angegriffen. Nur die Prätorianer widerstanden, weil sie fühlten, daß es um Alles ging. Als auch diese geworfen waren, wurde die Verwirrung allgemein, und, von einem unversöhnlichen Feinde verfolgt, stürzten sich die Truppen zu Tausenden in den Tiberstrom. In diesem Fluß fand auch Maxentius seinen Tod, nachdem er sich vergeblich bemühet hatte, über die milvische Brücke zu entkommen. Die Schwere seiner Rüstung hatte ihn in den Schlamm versenkt; doch wurde sein Leichnam am folgenden Tage hervorgezogen, und sein auf einer Pike zur Schau getragener Kopf bewies den Römern, daß sie von dem Tyrannen befreiet wären. Zwei Söhne rettete selbst der Umstand nicht, daß Constantin ihr

Oheim war. Ein ähnliches Schicksal stand seinen vornehmsten Anhängern bevor, und laut forderte der römische Pöbel ihre Bestrafung; doch fand Constantin für gut, Gnade zu üben, da er durch Einen Schlag Italien und Afrika erobert hatte. Es wurde eine allgemeine Amnestie bekannt gemacht. Zum ersten Mal erschien der römische Imperator in dem Senat und sprach von Wiederherstellung verlorner Privilegien. Dankbar, und anmaßend zugleich, gewährten die Senatoren ihm den ersten Rang unter den noch übrigen Augusten; doch fanden sie sich bald in ihren Erwartungen betrogen. Auf die Unterdrückung der Prätorianer, welche in sich selbst eine Entwaffnung der Stadt war, folgten Finanzgesetze, wie die Senatoren sie schwerlich erwartet hatten. Nach einer Angabe ihres Vermögens wurden sie in verschiedene Classen getheilt, von welchen die erste jährlich acht Pfund Gold, die zweite die Hälfte, und die übrigen sieben Goldstücke bezahlten. So ging die freie Gabe, welche Maxentius gefordert hatte, in eine regelmäßige Steuer über, und so verlor sich eine Körperschaft, welche den Traum von ihrer Suveränetät noch immer festhielt, in die große Masse der Unterthanen.

Die Neutralität des Licinius in dem so glücklich beendigten Kriege zu belohnen, vermählte ihm Constantin seine Schwester Constantia; und diese Verbindung wurde zu Mailand gefeiert, als beide Imperatoren sich genöthigt sahen, in ihre Staaten zurückzukehren: Constantin wegen eines neuen Einfalls der Franken in Gallien; Licinius wegen des Krieges, den Maximin von Asien aus begonnen hatte. Maximin war der Verbün-

dete des Maxentius. Als solcher hatte er es auf eine Überraschung angelegt. Ohne vorhergegangene Kriegserklärung war er über den thracischen Bosporus gegangen und nach der Eroberung von Byzanz sogleich zur Belagerung von Heraklea geschritten. Hier stand er mit einer 70,000 Mann starken Armee, als Licinius sich mit 30,000 Mann näherte, welche den Vorzug hatten, Illyrier zu seyn. Von Unterhandlungen, in welchen man gegenseitig die Treue der Anhänger zu bestechen suchte, kam es zu einer Schlacht; und obwohl Licinius große Mühe hatte, dem ersten Angriff einer mehr als doppelt zahlreichen Armee zu widerstehen, so siegte er doch durch seine Ausdauer. In wilder Eile kehrte Maximin nach Nikomedien zurück, um ein neues Heer auf die Beine zu bringen. Doch ehe es ihm damit gelang, starb er zu Tarsus, wie man gesagt hat, an Gift. Von den Schrecknissen eines Bürgerkrieges befreiet, unterwarfen sich die östlichen Provinzen mit Freuden dem Licinius, der, um den Namen und das Andenken seines Gegners zu vertilgen, kein Bedenken trug, die Nachkommenschaft des Maximin, einen Sohn und eine Tochter, beide im Kindesalter, ermorden zu lassen. Hiermit noch nicht zufrieden, ließ er auch den Severianus, einen Sohn des Imperators Severus, und den Candidianus, einen natürlichen Sohn seines Wohlthäters Galerius, hinrichten. Auch die Gemahlin und Tochter des Diocletian fanden durch ihn ihren Untergang. Um die Hand der Letzteren hatte sich Maximin, nach dem Tode des Galerius, beworben; da aber eine abschlägige Antwort erfolgt war, so hatte der Tyrann sie ihrer Güter

beraubt und nach einem einsamen Dorfe in den Wüsten Syriens verbannt, ohne daß selbst Diocletians Bitten ein so hartes Schicksal abzuwenden vermochten. Mehrere Jahre hatte sie, an der Seite ihrer Mutter, im größten Mangel verlebt, als Maximins Tod ihr eine bessere Zukunft zu bereiten schien. Vertrauensvoll begab sie sich an den Hof des Licinius. Dieser nahm sie Anfangs freundlich auf: doch nur allzu bald machte sie die Entdeckung, daß Licinius seinen Vorgänger an Grausamkeit noch übertreffe; und nach der Hinrichtung des Candidianus hielt sie es für dringend, Nikomedien, diesen Schauplatz des Blutvergießens, so schnell als möglich zu verlassen. In der Verkleidung einer Bäuerin machte sie sich mit ihrer Mutter auf den Weg nach Dalmatien, und unerkannt irrte sie funfzehn Monate umher, sich dem Orte ihrer Bestimmung mit Vorsicht nähernd. Dennoch wurde sie in Thessalonich erkannt; und da das Urtheil über beide Fürstinnen bereits gesprochen war, so wurden sie auf der Stelle enthauptet und ihre Leichname ins Meer geworfen. Dies geschah zu einer Zeit, wo Diocletian noch lebte.

Nach Maximins Hintritt hatte sich das Reich zwischen Constantin und Licinius getheilt; jener war der Suverän des Westen, dieser der des Osten. Die Größe der Spielräume, worin sich Beide bewegten, vertrug sich mit einem langen Frieden; verwandtschaftliche Bande hätten denselben unerschütterlich machen können, wenn auf beiden Seiten guter und redlicher Wille vorgeherrscht hätte. Dennoch verfloß kaum ein volles Jahr, ehe die beiden Sieger die Waffen gegen einander

wendeten. Die allgemeinste Ursache dieses neuen Bürgerkrieges lag in der Vorstellung von der Einheit des Reiches: eine Vorstellung, die es mit sich brachte, daß auch die Regierung dieses Reiches in Einheit gehalten seyn müsse. Dem Constantin fehlte es nicht an Eyrgeiz; dem Licinius schien es nöthig, die Macht durch Hinterlist und Treulosigkeit zu ergänzen. So geriethen Beide nur allzu leicht an einander.

Constantin hatte seine Schwester Anastasia mit einem gewissen Bassianus vermählt, und seinem neuen Verwandten den Rang eines Cäsars verliehen. Diese Ernennung war mit Genehmigung des Licinius geschehen; da aber Constantin in Hinsicht der damit verbundenen Statthalterschaft von Italien und Afrika nicht Wort hielt, so benutzte Licinius die Empfindlichkeit des Bassianus, ihn zu einer Verschwörung gegen Constantin fortzureißen. Die Unterhandlungen waren im besten Gange, als Constantin, von einem seiner Anhänger gewarnt, den Bassianus bestrafte, und von dem Licinius die Auslieferung der Verbrecher verlangte. Da dieser sich weigerte, so kam es zum Kriege, ohne daß weder der eine, noch der andere von den beiden Imperatoren hinlänglich dazu vorbereitet war. Zwei Schlachten wurden geliefert, die erste bei Cibalis in Pannonien, die zweite bei Mardia in Thracien. In beiden trug Constantin den Sieg davon, und als Sieger ließ er seinen Schwager in dem Besitz von Thracien, Klein-Asien, Syrien und Ägypten, zufrieden mit der Abtretung von Pannonien, Dalmatien, Dacien, Macedonien und Griechenland, Provinzen, die, zum westlichen Römerreiche geschlagen, dasselbe von den

Gränzen Caledoniens bis zum Peloponnes ausdehnten. In demselben Vertrage wurde festgesetzt, daß die Söhne der Imperatoren zur Hoffnung der Thronfolge berufen seyn sollten: Crispus und Constantin als Cäsarn im Westen, der jüngere Licinius als Cäsar im Osten.

Auf diesen Krieg folgte ein siebenjähriger Friede im Reiche, während dessen Constantin, bald als Gesetzgeber, bald als Vertheidiger der hergebrachten Gränzen, seine Rolle fortspielte. Als Gesetzgeber wirkte er, unstreitig ohne allen Erfolg, auf eine Verbesserung der häuslichen Verhältnisse; denn eine strenge Verwaltung der Finanzen zerstörte das Familien-Glück, das er durch Vorschriften über die Aussetzung der Kinder, gewaltsame Entführungen u. s. w. aufbauen wollte. Als Vertheidiger der Reichsgränzen machte er sich besonders mit den Gothen zu schaffen, die nach einem funfzigjährigen Frieden sich zu neuen Unternehmungen gegen die Römer aufgelegt fühlten. Erst schlug er sie in den Gefilden von Illyricum, wo er sie zur Zurückgabe der gemachten Beute zwang; dann suchte er sie in ihren Wohnsitzen auf und ängstigte sie so lange, bis sie, um Frieden zu erhalten, sich gefallen ließen, sein Heer, so oft es gefordert würde, mit 40,000 Mann zu verstärken.

Sobald er dies erreicht hatte, glaubte er den Licinius nicht länger verschonen zu dürfen. Dieser hatte seine Absicht längst errathen, und war nicht unvorbereitet. Sein Heer bestand dies Mal aus 150,000 Mann Fußvolk und 15,000 Reitern; und mit demselben hatte er eine Flotte von 350 Galeeren in Verbindung gesetzt, welche die Meerenge von Byzanz bewachen mußte. Con-

stantins Heer versammelte sich zu Thessalonich; es war 120,000 Mann stark, und bestand aus den ausgesuchtesten Kriegern, die durch eine letzte Anstrengung ihre Entlassung erkaufen wollten. Auch an einer Flotte fehlte es dem Constantin nicht, wiewohl sie hinter der seines Gegners zurückstand. Mit allzu weit getriebener Vorsicht hatte sich Licinius bei Hadrianopel verschanzt. Dahin brach Constantin von Thessalonich auf. Der Hebrus bildete den Vorgraben, und es kostete Mühe, diese Schwierigkeit zu überwinden; doch sobald der Strom passirt war, sah Licinius sich durch geschickte Bewegungen sehr bald um alle die Vortheile gebracht, welche sein verschanztes Lager gewährte. Von vorn angegriffen, und im Rücken von 5000 Bogenschützen umgangen, widerstand er nicht lange. Groß war die Niederlage, die er erlitt; noch größer sein Verlust, als der Überrest seiner Truppen sich am folgenden Tage dem Sieger ergab. Er selbst rettete sich nach Byzanz. Hier hoffte er sein Reich in Kraft der Flotte zu vertheidigen, welche den Hellespont bedeckte. Doch auch diese Hoffnung wurde vereitelt, indem es Constantins ältestem Sohne gelang, den Admiral der asiatischen Flotte zu überwinden und 130 Schiffe zu versenken. Der Vortheil, den Constantin hierdurch für die Verpflegung seines Heeres gewann, bewog den Licinius, sich mit seinen Schätzen nach Chalcedon zu begeben, von wo aus er, während der Belagerung von Byzanz, eine neue Armee von 50 bis 60,000 Mann vereinigte. Constantin, ohne sich lange zu bedenken, ließ die nöthigen Truppen vor Byzanz zurück, ging mit dem Überrest auf klei-

nen Schiffen über die Meerenge, und griff den Licinius auf den Höhen von Chrysopolis, jetzt Skutari genannt, mit so viel Ungestüm an, daß er ihn aufs Neue in die Flucht schlug. Jetzt begab sich Licinius nach Nikomedien, jedem Gedanken an einen längeren Widerstand entsagend. Seine Gemahlin Constantia übernahm zwar das Aussöhnungsgeschäft; doch konnte sie kein vortheilhafteres Versprechen erhalten, als daß Licinius den Rest seiner Tage in Frieden und Überfluß verleben solle, wenn er sich entschließen könne, dem Purpur zu entsagen. Ein solcher Entschluß kostete im Römerreiche weniger, als in dem kleinsten Staate des heutigen Europa, nachdem das Erblichkeitsgesetz im Verlaufe der Zeit zur Heiligkeit gediehen ist. Licinius unterwarf sich also, und wurde bald darauf nach Thessalonich gesendet, wo er in einer Art von Gefangenschaft leben sollte. Hier starb er bald darauf eines gewaltsamen Todes, ohne daß seine Schuld jemals bewiesen worden ist; denn, ob man gleich einen verrätherischen Briefwechsel mit den Barbaren zur Ursache seines Todes machte, so ging doch seiner Hinrichtung kein Eingeständniß und keine Überführung voran. Dem Herkommen gemäß, wurden seine Statuen umgestürzt, sein Andenken gebrandmarkt, und alle Handlungen seiner Regierung vernichtet.

Nach diesem Sturz stand Constantin als der alleinige Gebieter der Römerwelt da. Diocletians System war zu Grabe getragen, weil es, fehlerhaft in sich selbst, nicht länger vorhalten konnte. Indeß hatten die römischen Imperatoren von ihm die große Kunst gelernt, sich persönlich gegen die Angriffe des Militärs zu sichern.

Mit dieser Kunst ausgerüstet, durfte Constantin den Plan entwerfen, dem ganzen Römerreiche eine neue Verfassung zu geben. Die Verlegung der Residenz nach Constantinopel, und die Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion, waren zwei Handlungen, deren Folgen sich über die entfernteste Zukunft verbreiten, und dem Sohne des Constantius eine große Berühmtheit gewähren mußten. Doch ehe wir darauf eingehen, wird es nicht unangebracht seyn, den Leser noch einmal nach Rom zurückzuführen, um ihm in einer genaueren Anschauung des Kerns der Römerwelt das Verfahren Constantins begreiflicher zu machen.

Siebzehntes Kapitel.

Von den Hindernissen, welche Rom einer zweckmäßigen Verfassung des Reiches entgegenstellte.

Da die römischen Imperatoren des dritten Jahrhunderts sich so geflissentlich von Rom zurückzogen, so mußten sie dazu Gründe haben, die, wie triftig sie auch damals seyn mochten, noch gegenwärtig der Erwägung nicht unwürdig sind.

Einzig war die Entstehung des römischen Reiches dadurch, daß eine einzelne Stadt die Ursache derselben war. Nie konnte eine solche Erinnerung verschwinden; auch bemerken wir leicht, daß sie in allen Jahrhunderten mit einer Hartnäckigkeit festgehalten wurde, über welche nur das Schicksal selbst triumphiren konnte; und wollte man es genau untersuchen, so würde man selbst in dem gegenwärtigen Rom noch eben so viele Trümmer antimonarchischen Geistes entdecken, als man auf jedem Schritte Überbleibsel alter äußerer Herrlichkeit findet. Ganz entziehen konnte sich Rom den Einwirkungen des Reiches freilich nicht; es vermochte dies um so weniger, weil diese Einwirkungen im Grunde nothwendige Rück-

wirkungen waren, so wie sie aus einem erschöpften System von Gewaltthätigkeit hervorgehen mußten, um ein Gleichgewicht hervorzubringen. Doch dieser Rückwirkung Trotz zu bieten, war eine Aufgabe, welche sich um so leichter lösen ließ, da die Lösung durch so Vieles begünstigt wurde. Von den Imperatoren bis auf Trajan läßt sich behaupten, daß sie selbst allzu sehr Römer waren, als daß sie gegen die Ansprüche, welche Rom machte, nicht hätten schwach seyn sollen: sie waren es nur allzu sehr, und fanden ihren Untergang gerade in ihrer Unfähigkeit, sich zwischen der Hauptstadt und dem Reiche indifferenziren zu können. Von Trajan bis auf Septimius Severus nimmt man an den Imperatoren ein ziemlich gleichmäßiges Bestreben wahr — dem Vereinzelungstriebe Roms nachzugeben, ohne das Reich gerade aufzuopfern. Erst von Septimius Severus an wird Rom von seinen Imperatoren verabscheuet, indem sie, als Barbaren, fühlen, daß Rom eben so wenig zu ihnen paßt, als sie zu Rom passen. Diese lange Periode, welche vom Jahr 193 bis zum Jahre 330 unserer Zeitrechnung reicht, muß folglich als die betrachtet werden, worin Rom im eigentlichen Sinne des Worts veralterte. Ein neuer Geist hatte angefangen über die Welt auszugehen; es war der Geist des Christenthums, welchem zu unterliegen Roms Bestimmung war. Wäre nun Rom der Hauptsitz der Regierung geblieben, so hätte es nicht fehlen können, daß alle die allmähligen Veränderungen geschehen wären, welche eine Veralterung, ein Sich-Überleben, abgewendet hätten. Doch indem die Imperatoren sich von Rom entfernten und es

seinem eigenen Schicksal überließen, konnte es schwerlich ausbleiben, daß es in seiner Altersschwäche albern wurde. Es begegnete ihm, was so vielen Individuen begegnet, welche, nach einer langen Zurückgezogenheit, Ansprüche geltend machen, die nur durch Jugend erträglich werden; und wesentlich war es seine Sprödigkeit, welche die Imperatoren bestimmte, es gänzlich aufzugeben, und den Mittelpunkt des Reiches nach Osten zu verlegen.

Um dies gehörig zu fassen, muß man sich daran erinnern, daß, obgleich die Verwandelung der Antimonarchie in eine Monarchie durch nichts zu hintertreiben gewesen war, die antimonarchischen Einrichtungen noch immer fortdauerten. Die Zeit hatte den Polytheismus im dritten Jahrhundert eben so absurd gemacht, wie er es gegenwärtig ist; es gab sogar eine sehr zahlreiche christliche Gemeinde in Rom, deren Bischof den Vorrang vor allen seinen Mitbrüdern forderte. Dennoch dauerte die Stütze, welche die Antimonarchie in dem Cultus gehabt hatte, noch immer fort. Auf keine Weise war die regelmäßige Succession in den Collegien des Priesterstandes unterbrochen worden. Noch immer übten funfzehn Pontifexe die höchste Jurisdiction über alle dem Dienste der Götter geweiheten Personen und Dinge; noch immer beobachteten funfzehn ernste und gelehrte Augurn die Gestalt des Himmels; noch immer gab es funfzehn Bewahrer der sibyllinischen Bücher, welche die Reihe der zukünftigen Begebenheiten erforschten; noch immer weiheten sechs Vestalinnen ihre Jungfrauschaft der Bewahrung des heiligen

Feuers und der unbekannten Unterpfänder für Roms Dauer; noch immer bereiteten sieben Epulonen den Tisch der Götter, und ordneten die Ceremonien des jährlichen Festes; noch immer wurden die drei Flamines des Jupiter, des Mars und des Quirinus als die besonderen Diener der drei mächtigsten Gottheiten verehrt; und, während der Opferkönig die Person des Numa in allen den heiligen Geschäften vorstellte, welche nur von königlichen Händen verrichtet werden durften, standen die Brüderschaften der Salier, der Luperken u. s. w. den Gebräuchen vor, durch welche man die Gunst der unsterblichen Götter zu gewinnen hoffte. Unbedeutend war die Bestimmung des römischen Senats geworden: doch so oft er sich versammelte, geschah es in der Halle oder dem Tempel, welcher mit der Bildsäule und dem Altar der Göttin des Sieges geziert war; und diese Bildsäule war eine majestätische Gestalt mit fliegenden Gewändern, ausgebreiteten Flügeln, und einem Lorberkranze in der ausgestreckten Hand, stehend auf einer Kugel. An dem Altare schwor der Senat, in einem auffallenden Widerspruche mit sich selbst, die Gesetze des Kaisers und des Reiches beobachten zu wollen. Verschwunden war aus diesem Cultus Alles, was ihm einen Sinn gab, verschwunden war sogar seine Bestimmung; doch indem seine reale Grundlage fortdauerte, war diese, wie es zu geschehen pflegt, die Ursache seines Bestehens, zu nicht geringer Freude Derer, die das eigene Unverdienst durch das Verdienst der Vorfahren zu verschleiern hofften.

Dies waren die Mitglieder des römischen Adels. Einer großen Bestimmung entsagen zu müssen, ist unstreitig unter allen Umständen das härteste Schicksal, von welchem man getroffen werden kann, selbst wenn man es nicht als ein solches empfindet. Die geistige Kraft des Menschen ist gleich den Veranlassungen, welche er hat, sie zu entwickeln; und wo diese wegfallen, da artet selbst der thätigste Verstand in eine Albernheit aus, die ganz unerklärlich seyn würde, wenn der sich selbst überlassene Mensch durch die Vereinzelung nicht das Recht erwürbe, nur von seinen Launen und Einfällen abzuhangen. Wundere sich also der Leser nicht über Das, was hier von dem römischen Adel des vierten Jahrhunderts gesagt werden wird! Die Sache wäre in sich selbst unzweifelhaft, beruhete sie auch nicht auf der Aussage eines wahrheitliebenden Geschichtschreibers, dessen Schilderung uns nur der Mühe überhebt, durch genaue Abwägung des Möglichen und Wahrscheinlichen dem Vorwurfe der Ungerechtigkeit und Partheilichkeit, selbst bei Zeitgenossen, zu entgehen.

„Die Größe der Stadt Rom — sagt Ammianus Marcellinus *) — wurde auf die seltene, beinahe unglaubliche Vereinigung der Tugend und des Glückes gebauet. Die lange Periode ihrer Kindheit verstrich in einem mühvollen Kampfe mit den Völkerschaften Italiens, den Nachbarn und Feinden der sich erhebenden Stadt. In der Kraft und Fülle der Jugend bestand sie die Stürme des Krieges; doch führte sie ihre sieg-

*) Lib. XIV. c. 6. und Lib. XXVIII. c. 4.

reichen Schaaren über Meere und Gebirge, und brachte aus jedem Lande des Erdballs die Lorbern des Triumphs. Zuletzt dem Greisenalter sich nähernd, und durch das bloße Schrecken ihres Namens erobernd, suchte sie die Segnungen der Gemächlichkeit und Ruhe. Die ehrwürdige Stadt, begnügte sich gleich einer reichen Matrone, die Sorge für die Erhaltung ihres großen Vermögens auf die Cäsarn, ihre Lieblingssöhne, abzuwälzen. Ein sicherer und tiefer Friede, wie er einst unter der Regierung des Numa war genossen worden, folgte auf die Tumulte der Republik; und während desselben wurde Rom als die Königin der Erde angebetet, indem die unterjochten Völker die Majestät des Senats und den Namen des Volkes verehrten."

„Doch dieser angeborne Glanz ist vermindert und verdunkelt worden durch das Betragen vieler Edlen, welche, uneingedenk ihrer eigenen Würde und der Würde des Vaterlandes, den unbeschränkten Muthwillen des Lasters und der Thorheit angenommen haben. Sie wetteifern nur in der leeren Eitelkeit von Titeln und Beinamen, und wählen oder erfinden die tönenden Benennungen Reburrus, Fabunius, Pagonius oder Tarracius, um die Ohren des Pöbels mit Achtung und Erstaunen zu erfüllen. Voll des lächerlichen Ehrgeizes, ihr Andenken ohne Thaten auf die Nachwelt zu bringen, vervielfältigen sie ihre Bilder in Marmor und Erz; und dabei müssen diese Statuen mit Goldplatten belegt seyn, weil diese Auszeichnung zuerst dem Consul Acilius zu Theil wurde, nachdem er durch seine Waffen und Anschläge die Macht des Königs Antiochus

ver-

vernichtet hatte. Die Pralerei, womit sie die Verzeichnisse ihrer Güter in allen Provinzen, vom Aufgang bis zum Niedergange, den Augen der Zuschauer entfalten, reizt nur den gerechten Unwillen Desjenigen, der sich erinnert, daß ihre armen, unbesieglichen Vorfahren weder in Ansehung der Nahrung, noch des Pompes vor dem gemeinsten Soldaten das Mindeste voraus hatten."

„Die Edlen unserer Zeit haben für ihren Rang und ihr Ansehn keinen andern Maaßstab, als die Höhe ihrer Wagen und die gewichtige Pracht ihres Anzuges. Ihre langen Gewänder von Seide oder Purpur flattern im Winde; und, so wie sie künstlich oder zufällig bewegt werden, zeigen sie die untere Bekleidung: reiche Tuniken, mit den Gestalten verschiedener Thiere verziert. Mit einem Gefolge von funfzig Bedienten das Straßenpflaster bedeckend, schweben sie mit einer Eil dahin, als ob sie Boten wären; und das Beispiel der Senatoren wird von Matronen und Frauen befolgt, deren bedeckte Wagen in dem unermeßlichen Raume der Stadt sich hin und her bewegen. Geruhen diese vornehmen Personen die öffentlichen Bäder zu besuchen, so nehmen sie bei ihrem Eintritt den Ton des lauten und unverschämten Befehls an, als wären Bequemlichkeiten, die für das ganze römische Volk berechnet sind, zu ihrem ausschließenden Gebrauche da. Die zärtlichste Umarmung erfolgt, wenn sie an diesen Orten gemischter Gesellschaft dem einen oder dem andern Diener ihrer Lüste begegnen; aber kaum bemerken sie die Begrüßungen ihrer Mitbürger, die sich mit der Ehre, ihnen die Hände zu küssen, begnügen sollen. Sobald sie die

Erfrischung des Bades genossen haben, greifen sie nach ihren Ringen und den übrigen Zeichen ihrer Würde, wählen von ihrem Anzuge, was ihrer Laune am meisten entspricht, und bleiben sich bis zum Weggehn in einem Betragen gleich, das nur an dem großen Marcellus nach der Eroberung von Syrakus Entschuldigung gefunden haben würde."

„Bisweilen unternehmen diese Herren größere Thaten: sie besuchen ihre Besitzungen in Italien, und verschaffen sich durch die Arbeit ihrer Sklaven das Vergnügen der Jagd. Wenn sie zuweilen, besonders an heißen Tagen, den Muth haben, in ihren bemalten Galeeren von dem Lucriner See nach ihren zierlichen Landhäusern auf der Seeküste von Puteoli und Cajeta zu segeln: so vergleichen sie diese Expedition mit den Märschen Alexanders und Cäsars; doch sollte eine Fliege es wagen, sich in die seidenen Falten ihrer vergoldeten Sonnenschirme zu setzen, oder ein Sonnenstral durch irgend eine unbemerkte Spalte dringen: so bejammern sie ihre unerträglichen Beschwerden, und beklagen, daß sie nicht in dem Lande der Cimmerier, in den Gegenden ewiger Dunkelheit, geboren sind. Auf diesen Reisen nach einem Landgute wird der Herr von dem ganzen Schwarm seines Hausgesindes begleitet. Wie Reiterei und Fußvolk, schwere und leichte Truppen, Vorhut und Nachhut durch die Geschicklichkeit militärischer Anführer geleitet werden: eben so ordnen Haushofmeister, den Stab (das Zeichen ihres Ansehens) in der Hand, das zahlreiche Gefolge von Sklaven und Bedienten. Voran gehen Gepäck und Kleiderwehr; dann folgen die Köche

und die Dienerschaft für den Dienst der Küche und der Tafel; dann kommt das Mitteltreffen, ein bunter Haufe von Sklaven, an welchen sich müßiggängerische oder abhängige Plebejer in ungemessener Zahl anschließen; endlich erscheint die Nachhut, die Lieblingsbande der Verschnittenen, welche, vertheilt nach ihrem Alter, durch Unzahl und Ungestalt den Abscheu aller Derjenigen erregt, die das Andenken der Semiramis verfluchen, weil sie die grausame Kunst erfand, die Endzwecke der Natur zu vereiteln und die Hoffnung künftiger Geschlechter im Keime zu ersticken."

„In Ausübung der häuslichen Gerechtigkeitspflege zeigen die Edeln Roms die zärtlichste Empfindlichkeit für persönliche Beleidigungen, und die roheste Gleichgültigkeit gegen den ganzen Überrest des menschlichen Geschlechtes. Haben sie warmes Wasser gefordert, und der Sklav hat nicht den schnellsten Gehorsam bewiesen, so sind dreihundert Stockprügel eine mäßige Strafe; doch wenn derselbe Sklav einen absichtlichen Mord begangen hat, so bemerkt der Herr mit großer Milde, der Sklav sey ein schlechter Kerl, der in wiederholtem Falle der Ahndung nicht entgehen solle."

„Ehemals war Gastfreundschaft die Tugend der Römer, und jeder Fremdling, für welchen Verdienst oder Unglück sprach, wurde von ihnen mit Großmuth entweder belohnt oder unterstützt. Jetzt, wenn ein Fremdling (vielleicht von nicht verächtlichem Range) bei einem von Roms stolzen und vermögenden Senatoren eingeführt wird: so empfängt man ihn bei der ersten Audienz zwar mit so warmen Zusicherungen und so

gütiger Theilnahme, daß er, entzückt von der Herablassung seines erhabenen Freundes, und voll Bedauerns, seine Reise nach Rom, diesem Wohnsitz seiner Sitten, so lange aufgeschoben zu haben, nach Hause geht; doch, wenn er, auf günstige Aufnahme rechnend, seinen Besuch am folgenden Tage wiederholt, so kann er gewiß seyn, daß man seinen Namen, wie seinen Stand und sein Vaterland, vergessen hat. Hat er den Muth auszudauern, so wird er nach und nach zu den Abhängigen gezählt, und erhält die Erlaubniß, seinen hohen Beschützer, der, gleichgültig gegen Dankbarkeit und Freundschaft, kaum seine Gegenwart, seine Entfernung, oder seine Rückkehr zu bemerken geruht, einen eben so langweiligen, als unvortheilhaften Hof zu machen."

„Wenn diese Reichen ein feierliches Mahl geben; wenn sie, mit verschwenderischem und verderblichem Aufwande, ihre Privatfeste feiern: so ist die Wahl ihrer Gäste der Gegenstand ängstlicher Berathschlagungen, bei welchen der Bescheidene, der Mäßige, der Gebildete nur selten den Vorzug gewinnt. Geleitet von den eigennützigsten Beweggründen, tragen die Nomenclatoren die dunklen Namen der unwürdigsten Menschen in ihre Einladungslisten ein. Die häufigsten und vertrautesten Gesellschafter der Großen sind jene Parasiten, welche, die Schmeichelei als die einträglichste aller Künste übend, jedem Worte, jeder Handlung ihres unsterblichen Gönners ihren Beifall geben, mit erheucheltem Entzücken auf seine Marmorsäulen und sein buntes Getäfel hinschauen, und nicht müde werden, die Pracht und Zierlichkeit zu loben, die er als einen Theil seines persönlichen Werthes

betrachtet. Mit besonderer Aufmerksamkeit werden an den römischen Tafeln Vögel, Eichkätzchen und Fische von ungewöhnlicher Größe beschauet: des Geredes darüber ist kein Ende; und während der verständige Gast von den langweiligen Wiederholungen empört ist, schafft man sogar Notare herbei, welche in förmlichen Protocollen die Wahrheit eines so wunderbaren Ereignisses bekräftigen müssen."

„Sich in die Häuser der Großen einzuführen, ist das Spiel das sicherste Mittel; und ein hoher Grad von Geschicklichkeit im Würfeln ist ein zuverlässiger Weg zu Reichthum und Ansehn. Ein Meister in dieser erhabenen Wissenschaft würde, wenn er bei einem Abendessen unter einer Magistratsperson zu sitzen käme, davon eben so betroffen seyn, als Cato es bei einer Zurücksetzung war. Nur in den wenigsten Fällen erregen seltene Kenntnisse die Neugierde dieser Adeligen, welche die Beschwerden des Studierens eben so verabscheuen, wie sie die Vortheile desselben verachten. Die einzigen Bücher, welche sie lesen, sind Juvenals Satyren und des Marius Maximus wortreiche und fabelhafte Geschichten. Ererbte Bibliotheken werden, gleich furchtbaren Grabmälern, von dem Tageslichte ausgeschlossen. Dagegen werden Flöten, ungeheure Leiern und Wasserorgeln zum Gebrauch dieser Sybariten gefertigt, und weder Vocal- noch Instrumental-Musik weicht aus ihren Palästen, wo der Schall mehr gilt, als der Sinn, wo die Sorge für den Leib höher steht, als die für die Seele. Als eine heilsame Maxime gilt, daß der leichteste, der oberflächlichste Verdacht einer ansteckenden

Krankheit hinreiche, die Besuche der vertrautesten Freunde abzubrechen; und selbst Bedienten, welche auf Erkundigung ausgesendet sind, dürfen erst nach einer Abwaschung in das Haus zurückkommen."

„Diese selbstische und unmännliche Zärtlichkeit weicht nur der heftigern Leidenschaft der Habsucht. Die Aussicht auf Gewinn treibt einen reichen und podagrischen Senator bis nach Spoletum. Anmaßung, Würde, Bequemlichkeitsliebe, alles wird der Hoffnung einer Beerbung, oder eines Vermächtnisses, untergeordnet; und ein reicher kinderloser Bürger ist der mächtigste von allen Römern. Am meisten ist die Kunst ausgebildet, die Unterzeichnung eines vortheilhaften Testaments zu erhalten und die Vollziehung desselben zu beschleunigen; und es ist der Fall da gewesen, daß in einem und demselben Hause, wenn gleich in verschiedenen Zimmern, Mann und Frau, in der löblichen Absicht, einander zu betrügen, ihre Advocaten berufen haben, um, zu einer und derselben Zeit, ihre gegenseitigen, wenn gleich widersprechenden, Gesinnungen zu erklären."

„Das Elend, das den übertriebenen Aufwand begleitet, zwingt eben diese Großen nicht selten zum Gebrauch der verächtlichsten Mittel. Wollen sie borgen, so führen sie die demüthige Sprache des Sklaven im Lustspiel; sollen sie aber bezahlen, so reden sie in dem königlichen und tragischen Tone der Enkel des Herkules; und wird die Forderung ungeduldiger Gläubiger wiederholt, so haben sie einen Sykophanten bei der Hand, der mit der Beschuldigung von Giftmischerei und magischen Künsten auftritt, wo denn der Angeklagte

nicht eher aus dem Kerker entlassen wird, als bis er einen Empfangsschein ausgestellt hat.“

„Die Leidenschaften, welche den moralischen Charakter der vornehmen Römer entstellen, sind mit einem kindischen Aberglauben vermischt, der ihren Verstand anklagt. Vertrauensvoll und gläubig horchen sie auf die Vorhersagungen der Haruspexe, die in den Eingeweiden der Thiere die Anzeigen künftiger Größe und Glückseligkeiten zu finden vorgeben; und mehrere von ihnen wagen es nicht, zu essen, zu baden und öffentlich zu erscheinen, als bis sie, nach allen Vorschriften der Astrologie, die Stellung des Merkur und das Antlitz des Mondes erspähet haben. Seltsam genug ist es, daß diese eitle Leichtgläubigkeit nicht selten bei freigeisterischen Zweiflern angetroffen wird, welche das Daseyn einer himmlischen Macht bespötteln oder leugnen.“

So weit Ammianus Marcellius. Wer die Wahrheit dieses Gemäldes bezweifeln wollte, der würde sich verblenden müssen gegen die Macht des Reichthums bei Solchen, die keine ernste Bestimmung haben. Vereinzelt und auf sich selbst zurückgebracht, mußte der römische Senat zu einer politischen Mumie werden. Schon in den letzten Zeiten der Republik hatten die Patricier alle die Gebrechen, welche Ammianus Marcellinus ihnen zum Vorwurfe macht; dies beweisen mehrere Charakterschilderungen, welche in Cicero's Reden und Briefen vorkommen. Damals war es die Demokratie, welche vor einer gänzlichen Fäulniß bewahrte. Nach der Verwandlung der Antimonarchie in eine Monarchie, besonders aber nach dem Rückzuge

der Imperatoren von Rom, gab es für die Auflösung alles Moralischen in Rom keine Gränze mehr. Die ganze Stadt hätte darüber zu Grunde gehen müssen, hätten nicht die weitschichtigen Besitzungen der Großen in allen Theilen des Reiches, d. h. die großen Einkünfte, welche von denselben bezogen wurden, eine Art von Leben erhalten. Das Verhältniß Roms zum römischen Reiche war eben dasselbe, worin Spanien zu seinen Colonieen steht, und eben deswegen konnten die Wirkungen für Rom nicht besser seyn. Dieselbe Trägheit, dieselbe Indolenz! Künste und Wissenschaften waren im vierten Jahrhunderte beinahe gänzlich verschwunden. Um Constantins Triumphbogen zu verzieren, sah man sich genöthigt, den Triumphbogen Trajans seines Schmuckes zu berauben, und von allen Wissenschaften war die Astrologie die einzige, welche in Ehren stand.

Unstreitig überzeugte sich Constantin, bei seinem dreimonatlichen Aufenthalte in Rom, nach dem Siege über den Maxentius, von der Unmöglichkeit, einem so abgestorbenen und in Fäulniß übergegangenen Körper neues Leben einzuhauchen. Am Anstößigsten aber mußten ihm die Priesterschaft und der Adel seyn: Classen, über welche nichts zu erhalten war, weil sie die Zeit nicht erkannten, und in die Vergangenheit eben so zurückstrebten, wie gegenwärtig in Deutschland die katholischen Priester und die Reichsritter. Die Verlegung der Residenz war also nur allzu nothwendig.

Berichtigungen.

Seite 116 Zeile 4 v. o. st. derselben l. desselben.

— 126 — 8 v. o. st. Ausfuhr des Geldes l. Ausfuhr des Goldes.

Neuigkeiten von Th. Ch. Fr. Enslin in Berlin.

Zur Jubilate-Messe 1819.

Anzeiger, Berlinischer literarischer, oder monatliche Nachrichten von neuen Büchern, dritter Jahrgang. 1819. 12 Hefte. 12 gr.

Blumensprache, die, oder Bedeutung der Blumen nach orientalischer Art; mit 1 illum. Kupf. 2te Aufl. 12. 8 gr.

Böhme, C. G. H., Leitfaden beim Gesangunterricht in Volksschulen, nach den allgemein üblichen Bezeichnungen der Töne durch Noten und deren Vorzeichnungen. gr. 4. 18 gr.

Buchholz, Friedr., philosophische Untersuchungen über die Römer; in drei Bänden. gr. 8. 4 thlr. 12 gr.

Friedländer, Dav. Moses Mendelssohn, Fragmente von ihm und über ihn. gr. 8. brosch. 9 gr.

Kann nur auf bestimmte Rechnung geliefert werden.

Gieseke, J. C., achtzehn Gesänge zur Feier der öffentlichen Erneuerung des Taufbundes. 8. geh.

auf Druckpapier 1 gr. netto.
auf Schreibpapier 1½ gr. netto.

Parthie-Preis: 100 Ex. auf Druckpapier 2 thlr. 20 gr. netto.
auf Schreibpapier 4 thlr. netto.

Grunow, G. E. R., gründliche Anweisung, das Deutsche auf eine leichte Art richtig sprechen und schreiben zu lernen; nebst einem Anhang über Briefstyl, Titel und Aufschriften; 2te umgearb. Aufl. 8. 1 thlr. 12 gr.

Horn, Franz, Umrisse zur Geschichte und Kritik der schönen Literatur Deutschlands, während der Jahre 1790 bis 1818. gr. 8. 1 thlr. 12 gr.

Journal für Deutschland, historisch-politischen Inhalts; herausgegeben von Fr. Buchholz. Fünfter Jahrgang. 1819. 12 Hefte, oder 13ter bis 15ter Band. gr. 8. brosch. 8 thlr.

Küster, Sam. Chr. Gf., Jesus Christus, der Sohn Gottes, in seinem Leben auf Erden dargestellt, zum Gebrauch für Schulen, und zugleich zur häuslichen Erbauung. 8. 10 gr.

Weise, J. A. L., Regeln und Gründe zu den Rechnungen für das gemeine Leben und für Schulen; zunächst zum Gebrauch der untern Klassen des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums zu Berlin. 8. 6 gr.

Ankündigung eines Preußischen Verfassungs-Archivs.

Se. Majestät der König von Preußen hat in der Verordnung d. d. Wien 22sten Mai 1815 erklärt: Die Provinzialverfassungen im Staate, wo solche früher Statt gefunden, mit den zeitgemäßen Abänderungen wieder herstellen, und wo solche nicht gewesen, einführen zu wollen.

Es dürfte daher eine sehr wünschenswerthe Vorarbeit für die zu erwartende, mehr entwickelte, preußische Staatsverfassung seyn, die Provinzialverfassungen, welche früher in den verschiedenen Ländertheilen Statt gefunden, geschichtlich, und zwar in derselben Ordnung darzustellen, wie solche dem anfänglich brandenburgischen, dann preußischen Staatskörper einverleibt worden sind. Auch würde die Darstellung der ständischen Rechte, nothwendig die des Steuerwesens, der Gemeinde-, Adels- und Bauernverhältnisse zur Folge haben und in sich enthalten.

Der Unterzeichnete hat sich dieser mühsamen Arbeit unterzogen, die besten Quellen benutzt, und seine Absicht ist, nachdem sämmtliche Provinzialverfassungen dargestellt seyn werden, einen Entwurf zur Reichsverfassung darauf zu gründen, und dem Publikum zur Prüfung vorzulegen. Dieses gemeinnützige Werk soll in zwanglosen Heften zur Mich. Messe anfangen und den Titel haben:

Preußisches Verfassungs-Archiv.

Jedes Heft wird die Verfassung eines Ländertheils des Reichs, nebst dem Gemeinde-, Adels-, Bauern- und Steuerwesen früherer Zeit enthalten, und zwar in folgender Ordnung: 1) Brandenburg. 2) Preußen. 3) Pommern, einschließlich schwedischen Antheils. 4) Magdeburg. 5) Halberstadt und Hohenstein. 6) Minden. 7) Ravensberg. 8) Die clevische Erbschaft: Mark, Cleve, Jülich und Berg. 9) Schlesien. 10) Die polnischen Eroberungen. 11) Erfurt, Gleichen und das Eichsfeld. 12) Münster. 13) Paderborn. 14) Herzogthum Westphalen. 15) Sachsen. 16) Cöln. 17) Trier. 18) Nassauischer Antheil. 19) Neufchatel, Quedlinburg, Corvey, Nordhausen, Mühlhausen, Dortmund, Cöln, Aachen, Danzig.

Es wird jeder Geschichtskundige eingeladen, über die einzelnen Darstellungen, Kritiken zu dem Archiv einzusenden.

Diesem Verfassungs-Archiv sollen die künftigen Reichs- und Landtagsverhandlungen sich einschließen.

Berlin im July 1819.

F. v. Cölln.

Das Verfassungs-Archiv erscheint in meinem Verlage; in seinem Äußern soll es den bekannten europäischen Annalen ähnlich werden, und ich werde mich bemühen den billigsten Preis festzusetzen. — Bestellungen kann man in jeder guten deutschen Buchhandlung, so wie auf allen Postämtern machen, ich bitte jedoch mir solche bald möglichst einzusenden, damit ich mich mit der Stärke der Auflage darnach richten kann.

Th. Chr. Fr. Enslin in Berlin.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Buchholz, Friedrich,

Philosophische Untersuchungen über die Römer

Bd.: 2

Berlin 1819
Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 1328 -2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11247371-5